This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

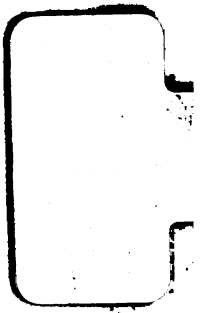
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 08170491 2



Neueste Weltkunde.

Von

Dr. H. Mr. Malten.

1847.

Zweiter Band.

NEW YORK PUBLIC

Frankfurt am Main.
Druck und Verlag von Heinrich Ludwig Brönner.
1847.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
631485 A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1932 L

Inhalt des zweiten Bandes.

Geschichte der Erfindungen. Seite

Ist der Erfinder der Buchdruckerkunst ein Deutscher oder ein Böhme? 1

Gebiet der Reisen.

Reise über Land vom Kupferstrom bis zur Hudsonbucht . . . 11

Ein Ausflug an das Mittelmeer im Herbste des Jahres 1846. Von Dr. F. W. Ghillany. Viertes Kapitel 14

Fünftes Kapitel 196

Sechstes Kapitel 297

Länder- und Völkerkunde

Land und Leute von Schleswig-Holstein. Zweiter Artikel . . 129

Dritter Artikel 258

Die neuesten Entdeckungen in Australien. Erster Artikel . . . 148

Zweiter Artikel 274

Sittliches, religiöses und politisches Leben der Völker.

Die Bewohner des algierischen Tell und der Sahara. Erstes Sittenbild 178

Zweites Sittenbild 285

Literarische Zeitgeschichte.

Die Auszeichnung literarischer Berühmtheiten in England . . 161

Alterthumskunde.

Ueber den Vicus ambitinus, den Geburtsort des Kaiser Cajus Caligula. Von A. Grebel 88

Allgemeine Fortschritte der Wissenschaften.

Ueber Erdbeben im Allgemeinen, und chronologische Uebersicht derjenigen Erschütterungen, die im mittleren Deutschland in den Jahren von 786 n. Chr. bis Juli 1846 beobachtet worden sind; ihre Gleichzeitigkeit oder Aufeinanderfolge mit vulkanischen Erscheinungen in entfernten Ländern. Von Dr med. J. Bögner. Zweiter Abschnitt: Chronologische Uebersicht (Schluß) 59

Aeltere Literatur.

Der welsche Gast. Von Dr. Knapp. 218

Neueste Kriegsgeschichte.

Beiträge zu dem Kampfe der vereinigten Staaten gegen Mexiko. Von O. J. I. Artikel Vom Anfange der Feindseligkeiten bis zum Waffenstillstand von Monterey 241

Fysikalische Beobachtungen.

Die Veränderung der Breitegrade und deren auffallende Folgen . 320

Geschichtsforschung.

Urkundliche Geschichte der merkwürdigsten Rheinbuaen. Von Dr. Keuscher, hess. Fysikatsarzt zu Battenberg. I. Ehrenfels 325

Zeitgeschichte. Seite
Politische Zustände des Kirchenstaats und des römischen Hofes gegen die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts. Zweite und letzte Thatsachenreihe 344
Mineralogische Berichtigung.
Die wirklichen Quellen des Nils 356
Geografische Entdeckungen.
Kommt das Flußgold aus dem Gebirge? 358
Literarische Korrespondenz 360
Mannigfaltigkeiten 109. 236. 363

Geschichte der Erfindungen.

Ist der Erfinder der Buchdruckerkunst ein Deutscher oder ein Böhme?

Nochmalige Erörterung und Beleuchtung derselben.

Der Streit über den Geburtsort des Erfinders der Buchdruckerkunst, Henne oder Johann Gensfleisch zum Gutenberg, schien endlich entschieden. Schaab, in seinen verschiedenen Schriften, namentlich in seiner „Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst," J. Wetter in seiner auf viele urkundliche Belege und geschichtliche Aktenstücke begründeten kritischen „Geschichte der Buchdruckerkunst," wie in seiner Abhandlung über „die Gebäude der Stadt Mainz, welche als Wiege der Erfindung und Vervollkommnung der Buchdruckerkunst anzusehen sind, oder der Familie des Erfinders angehörten," in dem Gedenkbuch der vierten Jubelfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst in Mainz, u. m. a., hatten, auf die überzeugendsten Beweise gestützt, befriedigend dargethan, daß der Erfinder der Buchdruckerkunst in Mainz geboren worden, daß er hier seine ersten Jahre verlebt, dann mit seiner Familie, in Folge des Aufstandes der Bürgerzünfte gegen die Patrizier i. J. 1411 ausgewandert sei, zuerst in Eltville, im Rheingau, wo seine Familie Güter besaß, sich aufgehalten, später sich nach Straßburg begeben, wo er von 1434 bis 1444 wohnte, in welchem

letzten Jahre er nach seiner Vaterstadt zurückkehrte. In dieser letzten bestanden seit der Mitte des 13. Jahrhunderts, neben vielen andern Patrizierhäusern, auch die zum „Gensfleisch" und zum „Gutenberg," worüber eine Menge Urkunden, Einschreibungen in alte Schuldbücher und viele geschichtliche Belege in den Werken von Joannis, Gudenus, Würdtwein, Bodmann, Köhler, Schaab, Wetter und vielen Andern überzeugend sprechen.

Allen diesen längst bekannten Thatsachen zum Trotz behauptet nun abermals ein böhmischer Gelehrter, Karl Winaricky, in der Zeitschrift „Kwety," daß der Erfinder der Buchdruckerkunst nicht Gensfleisch zum Gutenberg, sondern N. N. Kuttenberg oder Kuttenberger geheißen habe, in der Stadt Kuttenberg, in Böhmen, geboren und nach derselben benannt worden sei.

„Eine sonderbare Verwirrung," sagt Winaricky, herrscht noch immer in den Biografieen Johann Gutenberg's. Die Deutschen geben seine Geburt zwischen 1393 — 1400 an. Mainz und Straßburg haben seit jeher um seine Wiege und um die Erstlinge seiner Erfindung gestritten. Auch über seinen Zunamen war man nicht einverstanden. Einige machten aus ihm einen Ritter zum Jungen, andere nannten ihn zum Sorgenloch oder Sulgenloch. Der Verfasser der alten Kuttenberger Denkwürdigkeiten, Korinek, verbindet Johann Gutenberg mit Faust zu einer Person; Sebastian Franken hat ihn aber früher in 3 Personen abgetheilt: in Johann Gensfleisch, den ersten Buchdrucker in Mainz i. J. 1440, in den Straßburger Johann Gutenberg, von und zu Straßburg, und in den Ritter Gutember in Mainz, i. J. 1450. Die Mainzer feiern bisher kühn das Jubiläum der Erfindung der Buchdruckerkunst in ihrer Stadt, und zwar je im 40. Jahre eines jeden Jahrhunderts, obwohl sie auch nicht einen einzigen Beweisgrund haben, daß Gutenberg bereits i. J. 1440 in Mainz wohnte, und sich dort selbst nur in den Anfängen der Buchdruckerkunst versucht hatte. Es ist Zeit, daß wir endlich die Lügen und Mährchen aufdecken, welche der vielbelobten deutschen Kritik nicht würdig sind.

„Bei der letzten Feier der Erfindung der Buchdruckerkunst erinnerte Jaroslaw Wrtatko an eine böhmische beinahe 300jährige

Sage, welche dafür zeugt, daß Johann Gutenberg in Kuttenberg, in Böhmen, geboren wurde. Durch Korinek u. Hibner jedoch verleitet, vermengte er den deutschen Goldarbeiter Faust mit dem Buchdrucker Gutenberg zu einer Person, und brachte mit dem Ersteren den bekannten, jedoch um ein ganzes Jahrhundert später lebenden Schwarzkünstler Dr. Faust in Verbindung. Durch die Beigabe romantischer Farben, gewann zwar die Novelle mehr Interesse, aber es wurde dadurch das bestimmte altböhmische Zeugniß über den böhmischen Geburtsort des gefeierten Künstlers verdunkelt. Die Novelle ging aus der böhmischen Zeitschrift „Wlastimil" in mehrere deutsche Zeitschriften über. Die Herren Hohler, Hanka, Glückselig, Peschice u. A. unterschieden vorsichtig die romantische Beigabe von der rein geschichtlichen Ansicht; die deutsche Journalistik jedoch sah Wrtatko's historische Aufklärungen, zugleich mit der Novelle, als einen Mythus an, entsprossen aus einem überspannten böhmischen Patriotismus."

Der Verfasser berichtet nun, wie er durch den Dr. de Carro veranlaßt wurde, gründliche Nachforschungen über Johann Gutenberg, oder vielmehr Kuttenberger, anzustellen. Aus denselben habe sich ergeben, daß besagter Kuttenberger, der Erfinder der Buchdruckerkunst, zu Kuttenberg in Böhmen, i. J. 1412 geboren, daß er zum Baccalaureus der freien Künste, den 18. November 1445, erhoben worden, und als erster Buchdrucker in Mainz i. J. 1450 aufgetreten sei.

Die beiden ersten Punkte sind das Neue und Pikante der Sache, „die böhmische Novelle," wie man Winaricky's Beweisführung, nach seiner eigenen auf Deutschland angewendeten Bezeichnung, nennen kann. Damit allein wollen wir uns denn auch beschäftigen; alles Uebrige ist theils aus Wetter, theils aus Schaab herbeigezogen, also für den Böhmen — Nebensache.

„Unsere kritischen Nachbarn verlangen von uns Etwas," sagt er, „womit sie sich selber auszuweisen nicht vermögen, nämlich Gutenberg's Taufschein aus Kuttenberg. Selbst wenn nach dem Brande dieser Stadt, in den Jahren 1422 u. 1424, die dortigen Matriken erhalten worden wären, so würde es doch sehr schwer gehen, daselbst Gutenberg's Namen, oder das Datum seiner Geburt und Taufe zu fin-

den; denn jeder dort i. J. 1412 geborene Johann, konnte sich auch Gutenberg oder Gutenberger schreiben. Wer weiß, unter welchem Namen sein Vater in Kuttenberg bekannt war? Die Deutschen geben seiner Familie die Prädikate: Zum Gensfleisch, zum Jungen, Gutenberg und Sorgenloch. Wenn dies etwa auch „Hausschilder" in Mainz waren, wer weiß, ob sich der Vater nach dem Mainzer Hausschilde auch in Kuttenberg geschrieben habe?

„Nichts desto weniger glauben wir auch ohne Taufschein, daß Andreas Marienwerder, Berchtholdus de Heidelberg, Fridericus de Moguntia, Arnoldus de Soltwedel, Edwidus de Abo, Engwaldus de Ryga, Erwigislo de Upsalia, Joannes Constantio, Laurentius Berlin und andere Tausende, welche auf der Prager Hochschule studierten, sich nach ihrem Geburtsorte schrieben, ebenso wie der böhmische Johann von Hussinez, Johann von Przibram und Johann Rokicana. Solche Zunamen tragen in sich selbst das Zeugniß von dem Geburtsorte ihrer Namensträger.

„Indem wir nun aus gleichzeitigen Urkunden den Beweis geführt haben (wo?), daß Gutenberg weder in Mainz noch in Straßburg geboren wurde, finden wir den unverdächtigen und in ihrem Sinne stets einträchtigen Namensformen: Gutenberg, Gutemberg, Gutenberger, Gutenbergerus, Gutenbergensis, Gutenbergius und Gutenbergicus auch von deutscher Seite eine gültige Zeugenschaft, daß der berühmte Johann Gutenberg in der böhmischen Bergstadt geboren wurde, welche die Böhmen Kutna hura, die Deutschen Gutenberg oder Kuttenberg nennen und daß er nach der Gewohnheit seines Zeitalters von dem Namen dieser Stadt auch seinen persönlichen Zunamen angenommen hat (!)."

Der Verfasser stellt nun die Frage: „wie Gutenbergs Eltern nach Kuttenberg gekommen seien?" Er findet, wie er sich ausdrückt, ihre „Fährte" in Geschichte und Urkunden. In dem alten Dekanatbuch der Prager Universität bieten sich ihm acht Mainzer, welche von 1370—1787 akademische Würden in Prag erlangt haben. Einer von ihnen Fridericus de Moguntia (1379) konnte sehr gut Gutenberg's Großvater sein. Denn in die Heimath zurückgekehrt, heirathete er, und schrieb sich hierauf Frielo (Friedrich) zu Baden. Nach dieser Be-

weisführung möchte es scheinen, daß der böhmische Kritiker Baden, Gensfleisch und Kuttenberg für gleichlautende und gleichbedeutende Worte hält. Denn plötzlich verwandelt er obigen Frielo zu Baden in einen Frielo Gensfleisch, ebenfalls ohne urkundlichen Beleg, stempelt diesen zum Mainzer Rathsherrn und läßt ihn vom Kaiser Ludwig, am 27. Jenner 1832 (ein unschuldiger Druckfehler statt 1382) in die Acht erklären, wonach er nirgends einen sicherern Zufluchtsort für ihn findet, als in Böhmen, bei dem König Johann, den Verbündeten des Papstes gegen den Kaiser.

Weiterhin wird gesagt: „Es wohnten im 14. Jahrhunderte so viele Deutsche in Kuttenberg, daß sieben Schöppen Deutsche und sieben Böhmen waren." Der böhmische Kritiker bemüht sich, die anscheinende Verwirrung zu benutzen, welche in dem von verschiedenen Mainzer Geschichtschreibern aufgestellten Geschlechtsregister Gutenbergs bemerkbar wird. Er stellt Wetter und Dahl sich gegenüber, und läßt die Angaben des Ersten durch den Letzten widerlegen, obgleich dieser nicht mehr zu den Lebenden gehörte, als das verdienstvolle Werk von Wetter zur Oeffentlichkeit gelangte. Ueberhaupt will Winaricky nicht gelten lassen, daß der Erfinder der Buchdruckerkunst vor dem Jahre 1411, also vor der Verbannung seiner Eltern aus Mainz, geboren worden, vielmehr sei dies „zufällig" zu Kuttenberg, in Böhmen, der Fall gewesen. Da man von Johann Gutenbergs Erziehung in Deutschland gar nichts wisse, wolle er (Winaricky) die Lücke ausfüllen.

„Es sei anzunehmen," sagt er, „daß jener berühmte Mann als Knabe mit seinen Eltern in Kuttenberg lebte, und zwar, wenn nicht bis zur Verbrennung dieser Stadt durch Zizka, i. J. 1424, doch bis zur Vereinigung Kuttenberg's mit Prag, im Mai 1421. Sein Vater, „ein stattlicher, ritterlicher Mann und eifriger römischer Katholik," diente, wie auch andere Kuttenberger Kämpen, gleich im Beginne des Hussitenkrieges, dem Kaiser Siegmund, und ging ohne Zweifel in dem blutigen Kampfe zu Grunde. Die verwittwete Else von Kuttenberg (zu Gudenberg), welche, vor Erlaß des Sühnbriefes des Erzbischof's Konrad von Mainz, nach dieser Stadt nicht zurückkehren konnte, verhandelte erst 1430 für ihren minderjährigen Sohn. Er selbst

erscheint zum erstenmale in Deutschland und zwar zu Straßburg im J. 1434 [1]), wo er gegen der Mainzer Schreiber klagbar auftrat. Dort wurde er auch 1437 von der Ennel von der eisernen Thüre vor das geistliche Gericht, aus Anlaß des ihr gegebenen Eheversprechens, citirt. Die Deutschen geben sie ohne alles Beweisgrundes, als ein Straßburger Edelfräulein aus; wir aber müssen sie, nach giltigeren (?) Angaben, als eine Pragerin anerkennen, welche aus dem Hause zur eisernen Thüre abstammte."

Man erfährt aus dem böhmischen Faktum nichts Anderes, als was man seit Langem wußte, nämlich wie Gutenberg in Straßburg gelebt und welche Schicksale er dort zu bestehen gehabt. Nach dem Proceß mit den Erben Dritzehn's, denen er 15 Gulden zahlen zu müssen verurtheilt wurde, begab er sich mit seinen Glanz- und gepreßten Waaren 1440 zur Kirchenfeierlichkeit nach Aachen, kehrte aber wieder nach Straßburg zurück, wie dies seine noch erhaltenen 2 Schuldverschreibungen vom 2. Jenner 1441 u. vom 15. December 1442 bestätigen. In den Straßburger Zollregistern ist auch verzeichnet, daß er, Hanns Gutenberg, den St. Georger-Weinzoll i. J. 1443 selbst berichtigt habe, im folgenden Jahre aber Ennel Gutenberg, die früher genannte Ennel von der eisernen Thüre.

„Diese gleichzeitigen Urkunden," sagt Winaricky, „bezeugen also, daß Johann Gutenberg i. J. 1440 allerdings in Straßburg wohnte, und eine Zeit bei der Feierlichkeit in Aachen verweilte; er konnte folglich schon i. J. 1440 in Mainz die Buchdruckerkunst nicht erfinden, weil er damals nicht einmal in Mainz war. Erst i. J. 1443 ging der Termin von Gutenbergs Erfindung, mit den früher genannten Straßburger Bürgern zu Ende. Vom Frühlinge 1444 verschwindet aber jede Spur nach ihm in Deutschland, und erst im Monate Oktober 1448 geschieht von ihm in Mainz Erwähnung. Wer ihn dort schon i. J. 1443 haben will, vermischt ihn mit seinem Oheim Henne Gensfleisch, welcher in demselben Jahre das Haus zum Jungen miethete, wo aber erst i. J. 1450 Johann Gutenberg eine Buchdruckerei zu errichten

[1]) Also nach Winaricky erst 22 Jahre alt.

begann. Die Abwesenheit Gutenbergs aus Deutschland vom Frühlinge 1444 bis zum Herbste 1448 gestattet uns, ihn irgend wo anders zu suchen. Wir finden ihn i. J. 1444 in Prag, in dem lateinisch geführten Dekanatsbuche (lib. decan. fac. philos. in dem Monum. univ. Prag. II. S. 26), worin der Dekan der freien Künste, Martin von Laucic, etwa 20 Akademiker verzeichnete, welche am 17. April 1445 sich der strengen Prüfung unterzogen, und unter diesen steht auch „Joannes de Montibus Kutnis." d. i. Johann von Kuttenberg oder „Johann von Gutenberg." Dieser empfing hierauf den 18. November, unter dem Magister Johann von Przibram, die Würde eines Bakkalaureus der freien Künste."

Der böhmische Kritiker untersucht nun, ob der Prager Bakkalaureus der freien Künste vom Jahr 1445, und der berühmte Johann Gutenberg eine und dieselbe Person seien? Nach seiner Art beweiset er, daß einzelne von Gutenberg's Vorfahren, welche sich jedoch nicht also, sondern von Kuttenberg oder anders (!) schrieben, wenigstens zeitweilig in Kuttenberg ansäßig waren. In der einseitigen Richtung seiner Nachforschung übersieht Winaricky ganz, daß der von Mainz angeblich nach Kuttenberg geflüchtete Vater des Erfinders der Buchdruckerkunst, nicht nach dieser letzten Stadt, sondern vielmehr nach seiner Geburtsstadt Mainz, also etwa Frielor von Mainz und nicht Frielo von Kuttenberg sich genannt haben würde, um so mehr, da er auf die Beilegung dieses letzten Städtenamens nicht die mindesten Ansprüche geltend machen konnte, und eine solche Beilegung ihm vielleicht gesetzlich wäre untersagt worden. Beweiset nun dadurch der böhmische Kritiker, auf wie schwachen Grundlagen seine „Beweisführung" beruht, so ist diese nicht stichhaltiger für die von ihm angeführten deutlichen Spuren, daß Johann Gutenberg (nachdem er vorher 10 Jahre als Verfertiger von Glanz- und gepreßten Waaren in Straßburg gewohnt und dort einige Prozesse zu bestehen gehabt) um das Jahr 1445 in Prag als Student verweilte, Entweder war Gutenberg, falls er erst, wie der böhmische Autor will i. J. 1412 od. 1413 in Kuttenberg das Licht der Welt erblickte, als Kartenfabrikant in Straßburg kaum mehr als 21 Jahre alt; was für die damaligen Zustände und Verhält-

nisse unzulässig ist, oder er war, 1393 in Mainz geboren, bereits 52 Jahre alt, als er in Prag studierte. Das Glaubwürdigste ist wohl, daß er gegen Ende des 14. Jahrhunderts in Mainz geboren, in der vollen Mannesreife in Straßburg auftrat und dort Credit und Theilhaber seiner Unternehmungen fand, was gewiß nicht der Fall gewesen sein würde, wenn er als 20jähriger Jüngling dahin gekommen wäre.

Auf die angeblichen, aber keineswegs beurkundeten deutlichen Spuren sich berufend, daß Johann Gutenberg um das Jahr 1445 in Prag studiert habe, macht der böhmische Kritiker eine Mittheilung Tomek's, in der „Zeitschrift des böhmischen Museums (1845, I.)" geltend, wonach in dem Hause des Dr. Faust, in der Prager Neustadt, ein ärmer Student, Namens Mladota, gewohnt, der Niemand anders, als Johann Gutenberg gewesen sei. Zwar deutet Winaricky darauf hin, daß Tomek den übelberüchtigten Dr. Faust mit dem gleichnamigen Mainzer Goldarbeiter, dem Genossen Gutenbergs, vermengt habe, indem der erstgenannte Schwarzkünstler ein Zeitgenosse Trithem's und Melanchthon's gewesen, und beinahe um ganze 100 Jahre später als der Neustädter Schreiber Prokop gelebt habe; nichts destoweniger sagt er selbst, gleich nachher: „Indem wir Johann Gutenberg in dem Prager Studenten Mladota 1444 erkennen, müssen wir ihn auch für den gleichnamigen Bakkalaureus Johann von Gutenberg, vom Jahr 1445 halten. Unsere gelehrten Nachbarn führen gar nicht an, auf welche Weise ihr gelehrter erster Buchdrucker eine Ausbildung in mechanischen Arbeiten erhielt; alle seine Gelehrsamkeit leiten sie (besonders Dr. Mayer im Gutenbergs Album 1840) aus dem Reiche der Ideale ab."

Der böhmische Kritiker untersucht nun, ob die Typografie aus Gutenbergs Kopfe fertig und vollendet hervorging, wie etwa die mythische Pallas aus Jupiters Haupte, oder ob und wo er die Grundlagen derselben erforscht. Seit Langem habe man, bevor die eigentliche Buchdruckerkunst erfunden wurde, Holzschnitte gehabt und diese abgedruckt.

„Die Mönche des 12. Jahrhunderts übertrugen die Schrift mit Stampiglien und Patronen auf's Pergament," sagt er. „Die lateini-

schen Inschriften auf den alterthümlichen Altare in Civitale, im Furlanischen, erscheinen Buchstabe für Buchstabe in's vergoldete Blech eingeschlagen. Im 14. Jahrhundert druckten die Deutschen Spielkarten. Ebenso fand man in Deutschland von Holzschnitten abgedruckte Bilder des heil. Christof und Sebastian mit Schrift und den Jahreszahlen 1423 und 1427. Der mit Holzplatten gedruckte Kalender des Johann von Gamundie (vielleicht Gmünd) deutet auf das Jahr 1439. Bei den Harlemer Gelehrten heißt das Jahr 1412 auch Beldesniders, das Bilderschneidende. In Harlem druckte auch Lorenz Janfoen, genannt Costerus, Bilderbücher mit Hülfe von Holzplatten; auf dieselbe Weise druckte man im Jahre 1446 und 1452 die Schulbücher in Brügge und Valenciennes. Der bekannte Bibliograf Ebert erkannte das Vorrecht der Buchdruckerkunst mit Holzplatten den Holländern zu. Wetter lehnt sich vergebens gegen ihn auf. Der ehemalige Streit der Deutschen und Holländer, der Straßburger und Mainzer darüber, würde nicht eine solche Höhe von Leidenschaft und Derbheit erlangt haben, wenn sich die bekämpfenden Parteien über den „Unterschied des Buchdruckes mit hölzernen oder bleiernen Platten und der eigentlichen Buchdruckerkunst mit gegossenen beweglichen Lettern" verständigt hätten. Eitelkeit und Leidenschaft sind gewöhnlich blind und taub.

„Um sich an den Deutschen zu rächen, brachten die Holländer (Hadrian Junius nach dem Buchdrucker Cornelis) im Jahre 1588 im Eifer des Streites auf, Gutenberg habe, als er ein Lehrjunge des Costerus war, diesem das Buchdruckergeräthe gestohlen, und nachdem er sich über Amsterdam und Köln nach Mainz, im Jahre 1442, geflüchtet, dort die Schrift Alexandri Galli Doctrinale und Petri Hispani Tractatus gedruckt. Wir kennen Gutenbergs Auftreten im J. 1434 in Straßburg; 1437 fanden wir seine zeitweilige Spur in Böhmen (?) hierauf verweilte er im Kloster des Arbogastus in Straßburg, bis zum Jahre 1439. Grade damals starb Costerus in Harlem. Im J. 1440 zog Gutenberg mit seinen verfertigten Wallfahrtswaaren nach Aachen, kehrte aber nach Straßburg zurück; dort nöthigte ihn sein Vertrag mit den Bürgern Riffe und Heilmann bis zum Jahre 1443 zu verweilen. War er auch jemals bei Costerus in Harlem, so hätte dies vor dem

nisse unzulässig ist, oder er war, 1393 in Mainz geboren, bereits 52 Jahre alt, als er in Prag studierte. Das Glaubwürdigste ist wohl, daß er gegen Ende des 14. Jahrhunderts in Mainz geboren, in der vollen Mannesreife in Straßburg auftrat und dort Credit und Theilhaber seiner Unternehmungen fand, was gewiß nicht der Fall gewesen sein würde, wenn er als 20jähriger Jüngling dahin gekommen wäre.

Auf die angeblichen, aber keineswegs beurkundeten deutlichen Spuren sich berufend, daß Johann Gutenberg um das Jahr 1445 in Prag studiert habe, macht der böhmische Kritiker eine Mittheilung Tomek's, in der „Zeitschrift des böhmischen Museums (1845, I.)" geltend, wonach in dem Hause des Dr. Faust, in der Prager Neustadt, ein armer Student, Namens Mladota, gewohnt, der Niemand anders, als Johann Gutenberg gewesen sei. Zwar deutet Winaricky darauf hin, daß Tomek den übelberüchtigten Dr. Faust mit dem gleichnamigen Mainzer Goldarbeiter, dem Genossen Gutenbergs, vermengt habe, indem der erstgenannte Schwarzkünstler ein Zeitgenosse Trithem's und Melanchthon's gewesen, und beinahe um ganze 100 Jahre später als der Neustädter Schreiber Prokop gelebt habe; nichts destoweniger sagt er selbst, gleich nachher: „Indem wir Johann Gutenberg in dem Prager Studenten Mladota 1444 erkennen, müssen wir ihn auch für den gleichnamigen Bakkalaureus Johann von Gutenberg, vom Jahr 1445 halten. Unsere gelehrten Nachbarn führen gar nicht an, auf welche Weise ihr gelehrter erster Buchdrucker eine Ausbildung in mechanischen Arbeiten erhielt; alle seine Gelehrsamkeit leiten sie (besonders Dr. Mayer im Gutenbergs Album 1840) aus dem Reiche der Ideale ab."

Der böhmische Kritiker untersucht nun, ob die Typografie aus Gutenbergs Kopfe fertig und vollendet hervorging, wie etwa die mythische Pallas aus Jupiters Haupte, oder ob und wo er die Grundlagen derselben erforscht. Seit Langem habe man, bevor die eigentliche Buchdruckerkunst erfunden wurde, Holzschnitte gehabt und diese abgedruckt.

„Die Mönche des 12. Jahrhunderts übertrugen die Schrift mit Stampiglien und Patronen auf's Pergament," sagt er. „Die lateini-

schen Inschriften auf den alterthümlichen Altare in Civitale, im Furlanischen, erscheinen Buchstabe für Buchstabe in's vergoldete Blech eingeschlagen. Im 14. Jahrhundert druckten die Deutschen Spielkarten. Ebenso fand man in Deutschland von Holzschnitten abgedruckte Bilder des heil. Christof und Sebastian mit Schrift und den Jahreszahlen 1423 und 1427. Der mit Holzplatten gedruckte Kalender des Johann von Gamundie (vielleicht Gmünd) deutet auf das Jahr 1439. Bei den Harlemer Gelehrten heißt das Jahr 1412 auch Beldesniders, das Bilderschneidende. In Harlem druckte auch Lorenz Janfoen, genannt Costerus, Bilderbücher mit Hülfe von Holzplatten; auf dieselbe Weise druckte man im Jahre 1446 und 1452 die Schulbücher in Brügge und Valenciennes. Der bekannte Bibliograf Ebert erkannte das Vorrecht der Buchdruckerkunst mit Holzplatten den Holländern zu. Wetter lehnt sich vergebens gegen ihn auf. Der ehemalige Streit der Deutschen und Holländer, der Straßburger und Mainzer darüber, würde nicht eine solche Höhe von Leidenschaft und Derbheit erlangt haben, wenn sich die bekämpfenden Parteien über den „Unterschied des Buchdruckes mit hölzernen oder bleiernen Platten und der eigentlichen Buchdruckerkunst mit gegossenen beweglichen Lettern" verständigt hätten. Eitelkeit und Leidenschaft sind gewöhnlich blind und taub.

„Um sich an den Deutschen zu rächen, brachten die Holländer (Hadrian Junius nach dem Buchdrucker Cornelis) im Jahre 1588 im Eifer des Streites auf, Gutenberg habe, als er ein Lehrjunge des Costerus war, diesem das Buchdruckergeräthe gestohlen, und nachdem er sich über Amsterdam und Köln nach Mainz, im Jahre 1442, geflüchtet, dort die Schrift Alexandri Galli Doctrinale und Petri Hispani Tractatus gedruckt. Wir kennen Gutenbergs Auftreten im J. 1434 in Straßburg; 1437 fanden wir seine zeitweilige Spur in Böhmen (?) hierauf verweilte er im Kloster des Arbogastus in Straßburg, bis zum Jahre 1439. Grade damals starb Costerus in Harlem. Im J. 1440 zog Gutenberg mit seinen verfertigten Wallfahrtswaaren nach Aachen, kehrte aber nach Straßburg zurück; dort nöthigte ihn sein Vertrag mit den Bürgern Riffe und Heilmann bis zum Jahre 1443 zu verweilen. War er auch jemals bei Costerus in Harlem, so hätte dies vor dem

Jahre 1434 sein müssen und der Harlemer Buchdrucker Cornelis, der im Jahre 1522 starb, würde ein Alter von etwa 100 Jahren erreicht haben, wenn er, wie er angab, mit dem Lehrlinge Gutenberg bei Costerus verweilt hätte. Der leidenschaftlich-eifrige Cornelis nahm also offenbar zur Lüge und Verläumdung die Zuflucht, da, nach Eberts Nachricht, die alten angeblich von Gutenberg entwendeten Druckplatten des Costerus, zu der Schrift des Aler. Gallus, sich inzwischen in Holland fanden." —

Nach einer sehr weitschweifigen Erläuterung, wie und auf welche Weise Gutenberg seine Kunst mit vereinzelten Buchstaben (Typen) zu drucken erfunden, in Ausführung gebracht und vervollkommnet habe? sucht der böhmische Kritiker zu beweisen: „daß erst im Jahre 1450 die Vervollkommnung der Buchdruckerkunst durch bewegliche Lettern, zu Stande gekommen sei."

„Daß diese letztern," sagt er, „nicht i. J. 1440, sondern erst 1450 in Mainz von Gutenberg erdacht worden sein konnten, dafür sprechen die früher erwähnten Dokumente, welche Gutenbergs Aufenthalt in Straßburg, vom Jahr 1434 bis zum Jahr 1443, bezeugen. Die deutschen Jubiläen der Erfindung der Buchdruckerkunst, welche im 40ger Jahre eines jeden Jahrhunderts gefeiert werden, kann man nur als das stete Echo einer schreienden Lüge ansehen, welche die Mainzer überspannten Patrioten, in dem Streite mit den Holländern und Straßburgern so lange Andern und sich selbst wiederholten, bis sie in den Kalender kam. In Folge dessen hat auch Adelbert Mizius, von Freiberg, der Herausgeber eines böhmisch-historischen Kalenders, i. J. 1616 zum zweiten Jenner bemerkt: „Die Buchdruckerei, von Johann Gutenberg entdeckt und in Mainz im Jahre 1440 begonnen." Wenn also Gutenberg im J. 1440 etwas gedruckt hat, so waren es höchstens mit Platten gedruckte Wallfahrtsbilder sammt Text und zwar in Straßburg, wo er im angeführten Jahre verweilte, woher er, mit den angefertigten Waaren nach Aachen zog, und wohin er, durch den i. J. 1438 abgeschlossenen Vertrag gebunden, wieder zurückkehrte. Im Plattendrucke war also Gutenberg nicht der Erste: Sein vorzügliches und ewiges Verdienst, und der Ruhm von Mainz beginnt erst mit der Er-

findung der beweglichen Buchdruckerlettern, und zwar in Mainz im Jahre 1450."

Winaricky bemüht sich, durch seine Abhandlung in böhmischer Sprache, welche Dr. E. Ar. Jonak ins Deutsche übertragen, und die ihrer ganzen Länge nach in den Nummern 90, 91, 92 und 93 der inhaltreichen, trefflich redigirten „Oesterreichischen Blätter für Literatur und Kunst," Jahrgang 1846, veröffentlicht worden, zu beweisen:

„Daß Johann von Gutenberg eigentlich Kuttenberg oder Kuttenberger heiße, daß er nicht in Mainz um das Jahr 1393, sondern in der böhmischen Stadt Kuttenberg 1413 oder 1414 geboren worden."

Er macht zur Unterstützung dieser Angabe, einige Aktenstücke geltend, die jedoch nicht einmal unzweifelhaft beweisen, daß es wirklich einen auf irgend eine Weise ausgezeichneten Mann, des Namens Johann Kuttenberg oder Kuttenberger, oder von Kuttenberg gegeben, noch viel weniger aber, daß dieser Johann Kuttenberg, von Kuttenberg und der Johann Gensfleisch, zum Gutenberg von Mainz, eine und dieselbe Person gewesen.

Gebiet der Reisen.

Reise über Land vom Kupferstrom bis zur Hudsonbucht.

Die russischen Besitzungen auf der nordwestlichen Küste Amerikas sind sehr vortheilhaft gelegen für eine Expedition zu Lande, vom Kupferstrom bis zur Hudsonsbucht. Die Mündung des eben genannten Flus-

ses würde in diesem Falle der Abreisepunkt sein. Eine solche Unternehmung müßte nothwendigerweise zu äußerst wichtigen geografischen und andern wissenschaftlichen Entdeckungen führen, selbst wenn man die Ausbeutung der dort vorhandenen reichen Kupfergruben und den Handel mit kostbarem Pelzwerk nicht in Anschlag bringen wollte.

Den Mittheilungen der Landesbewohner und einiger Handelsleute zufolge, mag sich der Kupferstrom unter dem 60sten Grade nördlicher Breite und dem 144sten Grade östlicher Länge von Greenwich, in dem russischen Landestheil der amerikanischen Kompagnie, befinden. Er entspringt im Schooße eines hohen Gebirgs. Seine Gestade werden von einem sanften, friedliebenden Volke, den Ugalakmuten, bewohnt.

An seiner Mündung, gegen Westen, befinden sich die beiden Inseln Suckli und Nutschik. Auf der letzten ist eine von der amerikanischen Kompagnie gestiftete Kolonie, bei welcher jährlich die Schiffe anlangen, um Pelzwerk einzuladen, das von den Einwohnern geleistet wird.

Ein Kaufmann, Namens Bagenow, den der Direktor Baranow abgesendet hatte, um gegen die Quellen des Kupferstromes vorzudringen, legte eine Strecke von 300 Werften (75 Stunden) zurück, und hatte eine große Menge Kupfersplitter längs dem Ufer des Flusses eingesammelt, die ihm jedoch von einem Häuptling der Indianer wieder genommen wurden. Er fürchtete, daß die Russen dieser reichen Minen sich bemächtigen dürften.

Bagenow berichtete, daß er auch einen andern Fluß gesehen, der sich von dem Kupferstrom scheidet, und der breit genug ist, um schiffbar zu sein. In geringer Entfernung davon ist ein See, an dem er sehr viele Rennthiere bemerkte. Nach der Angabe der Indianer konnte man jährlich mehr als 12,000 derselben erlegen. Außerdem gibt es auch sehr viele schwarze Bären, Luchse, Flußbiber und Marder. Der russische Kaufmann bemerkte bei den Eingebornen sehr viel rohes, reines Kupfer. Er erfuhr, daß ein wenig mehr gegen Norden ein ziemlich großer Fluß ströme, der sich in das große Meer ergieße.

Man kann aus der Kannaiskbucht den Kupferstrom zu Wasser in vierzehn Tagen erreichen.

Ein anderer russischer Kaufmann, Namens Klimowsky, wurde von dem Lieutenant Banowsky auf Nachforschungen ausgeschickt. Er schiffte ungefähr 200 Werste (50 Stunden) dem Kupferstrom entgegen, und hat der Kompagnie nachfolgende Andeutungen mitgetheilt:

„Die Ufer des Kupferstroms sind mit dichten Wäldern bedeckt. Er ist nicht sehr schiffbar; aber er kann leicht als Verbindungsstraße gebraucht werden. Seine Mündung wird von den Ugalakmuten bevölkert, hinter welchen, am Fuße des Gebirgs, die Atmaskmiuten (die (Kupfergattung) wohnen. Beide Völker sind friedfertig.

„Während dem Winter finden sich mehrere indianische Stämme, die jenseits der Berge wohnen, bei den letztern ein, um sich Festen und Spielen zu überlassen, die mehrere Monate dauern. Während dieser Zeit tauschen sie Pelzwerk und andere Sachen gegen allerlei Kleinigkeiten aus, die ihre Wirthe von ihren Nachbarn, den Ugalakmuten, beziehen, welche sie selbst von den Russen erhalten."

Unter den Gegenständen, die Klimowsky eingesammelt hat, bemerkt man mehrere sehr schöne Kupferbruchstücke und einige falsche Guineen, welche nur von der Hudsonsbucht bis zu diesen Völkern haben gelangen können. Dieser Umstand beseitigt fast jeden Zweifel über die Möglichkeit einer Kommunikation zwischen dieser Bucht und dem Kupferstrom.

Man müßte also von diesem letztern eine Expedition mit dem doppelten Auftrage absenden, sich zu überzeugen, ob Asien und Amerika zusammenhängen oder nicht, und ein Verbindungsmittel zwischen der amerikanischen Kompagnie und der von der Hudsonsbucht zu entdecken. Diese Expedition sollte bestehen aus einem Offizier, seinem Schreiber, einem Maler, einem Naturforscher und zwei Matrosen, die zugleich Schmiede und Zimmerleute sein müßten. Sie könnte sich über das Meer auf den Schiffen, die jährlich bei Kamtschatka anlangen, und sich von dort nach der Insel Sitka oder zu Lande sich nach Ochotsk begeben. Im Frühling könnte sie sodann mit den Schiffen, die jährlich nach Nutschik reisen, zum Kupferstrom gelangen.

Im ersten Jahre würde sie diese Küste beschreiben und den St. Eliasberg untersuchen, wonach sie bis zu den von den Atnakmiuten

bewohnten Bergen verbringen und bei diesem Volke den Winter zubringen könnte. Während dieser Rast würde sie mit den entfernteren Stämmen bekannt werden, die sich jährlich hier einfinden, um ihre Spiele zu begehen. Die auf diese Weise erlangten Nachrichten würden die Entdeckungsreise im nächsten Jahre sehr erleichtern.

Zuerst würde es vielleicht rathsam sein, nur bis an das Ufer des Eismeers und von dort bis zum Mackenziestrom vorzudringen, der zur Hudsonsbucht führt. Sodann könnte man von dieser Bucht auf der westlichen Seite zurückkehren, um eine Verbindung zwischen ihr und dem Kupferstrom zu entdecken. Man vermuthet mit Recht die Existenz sehr reicher Silberminen in dieser Gegend.

Ein Ausflug an das Mittelmeer im Herbste des Jahres 1846.

Von Dr. F. W. Ghillany.

Viertes Kapitel. Kehl. Die Grenze und das Mauthhaus. Straßburg. Die Soldaten. Der Münster. Table-d'hôte. Kaffeehaus. Klebers und Guttenbergs Denkmal. Fahrt auf der Eisenbahn nach Basel.

Wir hielten vor Kehl am Bahnhofe. Hinter dem Gebäude hatte sich eine Reihe vom jenseitigen Omnibus aufgestellt, um die Reisenden nach Straßburg zu bringen. Die Sprache der Kutscher bewegte sich bereits französisch und deutsch durcheinander. Sie mußten ihre Reihe einhalten, und es ging Alles ohne Lärm in guter Ordnung. Viele Reisende, die sich in Frankreich nicht lange aufhalten wollten, vielleicht blos in Straßburg Geschäfte hatten, ließen ihr Gepäck auf dem Bahnhof in Kehl zurück. Nach kurzem Aufenthalt setzte sich unser langer Zug — es waren gegen vierzehn Omnibus — nach dem Städtchen in Bewegung. Kehl besteht aus zwei kurzen Reihen ziemlich ansehnlicher Häuser, die sich zu beiden Seiten der Chaussée angesiedelt haben, und ist völlig

offen. Die Leute nahmen keine Notiz von dem ansehnlichen Omnibuszuge, der ja täglich zu öfteren Malen durch ihre Straße geht und ihnen wahrscheinlich auch einen guten Theil ihrer früheren Nahrung weggenommen hat. Desto theilnehmender blickte ich aus meinem Wagen nach ihnen hinaus: es waren ja die letzten Landsleute.

Dicht hinter Kehl strömt der Rhein. Ein badischer Wachtposten stand an der Schiffbrücke. Es hatte etwas Keckes, daß dieses kleine Baden sich hier in kriegerischer Rüstung dem großen Frankreich gegenüberstellte. Der Rhein eilte ziemlich angeschwollen in mächtiger Strömung unter uns hinweg, als wir auf der wankenden Schiffbrücke angelangt waren; es hatte in der Schweiz seit mehreren Wochen unausgesetzt geregnet. In der Mitte der Brücke beginnt das französische Gebiet; hier hat der „deutsche" Rhein seit 1681 ein Ende und man wird durch den Augenschein überzeugt, daß, wenn „sie ihn auch allerdings nicht haben sollen," gleichwohl bereits eine lange Strecke in ihrem Besitze ist, die wir schwerlich wieder herbei singen werden. Am anderen Ufer stand eine französische Schildwache, ein langer, hagerer, schwarzbrauner, jedenfalls von der afrikanischen Sonne verbrannter Kerl mit blauem Ueberrock, rothen Hosen und gelben Aufschlägen. Gewiß hatte er schon mehrere Capitulationen durchgemacht, war aber nicht fett dabei geworden. Er lächelte gutmüthig unter seinem langen schwarzen Schnurrbart auf unsere Wägen herüber und schien jedenfalls gegen die Deutschen keinen Groll im Herzen zu tragen; um so aufrichtiger hätte ich ihm etwas Fleisch zwischen seine Rippen gewünscht, um seinen schlotternden Ueberrock auszufüllen. In der Nähe sah man ein Haus, wahrscheinlich die Wohnung eines Grenzbeamten, vielleicht auch eine kleine Kaserne für die Wache, aus welchem eine mächtige dreifarbige Fahne herabwehte. Wie glücklich, dachte ich, mag sich ein politischer Flüchtling fühlen, der diese Stelle erreicht hat!

Wir hielten vor dem Mauthhause. Das Gepäck wurde in einen Saal gebracht und mußte geöffnet werden. Mit der Untersuchung hat man es nicht streng genommen; die große Zahl von Reisenden war in sehr schneller Zeit expedirt. Meinen Koffer hat man nur oberflächlich angesehen; die Kistchen und Schachteln der Kaufleute wurden etwas mehr

gelüftet. Ich glaube, daß unser Omnibus in fünf Minuten abgefertigt war. Rasch gingen die Koffer und Kistchen wieder auf das Dach desselben und wir fuhren ab, um dem nächsten Wagen Platz zu machen. Ein Mauthsoldat bat für sich und seine Collegen um ein kleines Trinkgeld für die Hülfeleistung beim Ab- und Aufpacken. Die Leute waren sehr dienstfertig und höflich, und man gab gerne; aber die Sache selbst wollte nicht recht zu meinen Begriffen von dem point d'honneur der französischen Soldaten stimmen. Bekenne ich denn hier gleich zum voraus, daß ich mir auf fremdem Boden gar oft das Geständniß machen mußte: „tout comme chez nous," wo ich zuvor abweichende Ansichten und Verhältnisse erwartet hatte. Das menschliche Leben und die menschlichen Bedürfnisse bleiben sich in den Hauptbeziehungen immer gleich, und ein armer Teufel, der täglich nur wenige Sous zu verzehren hat, wird selten einem Trinkgeld ausweichen, wenn man ihm auch zehn Hähne oder Doppeladler auf den Tschako heftete!

Noch immer hatten wir die Stadt nicht erreicht! Wir fuhren eine gute Strecke über einen ziemlich unerquicklichen, mit jungen Pappeln unregelmäßig besetzten Platz, auf welchem ein großer Stein sichtbar wurde, den man mir als ein Denkmal des Generals Dessaix bezeichnete. Dessaix war weder in dieser Gegend geboren, noch ist er hier gestorben, sondern bekanntlich in der Schlacht bei Marengo geblieben. Man mußte ihm also wohl nur ein Denkmal hieher gesetzt haben, weil er einst den Brückenkopf bei Kehl vertheidigt hatte. Fortwährend fuhren wir an zahlreichen Bäuerinnen vorüber, die nach der Stadt gingen; ihre Kleidung war sehr bunt, namentlich für die rothe Farbe schienen sie eine besondere Vorliebe zu haben. Sie sprachen alle — diese Französinnen — nur ihre gute deutsche schwäbische Mundart — in der That, sie kamen mir vor, wie ein unterjochtes Volk, und es that mir wehe, daß sie so lustig schäckern konnten! Die Elsasser wollen ja aber auch keine Deutschen mehr sein! — Wahrlich diese Erfahrung ist traurig genug! — Die Vortheile müssen groß seyn, wenn man sich so ängstlich verwahrt, nochmal mit einer angrenzenden Nation vereinigt zu werden, mit der man Abstammung, Sprache und Sitten theilt!

Durch mehrere Schanzen und Mauern hindurch fuhren wir endlich

in die Stadt ein. Warum liegt sie doch in dieser Entfernung vom Rheine? warum haben sie ihre Gründer nicht, wie die von Mainz und Köln, dem schiffbaren Strome näher gebaut? Die Häuser waren ansehnlich, die Straßen breit und ziemlich regelmäßig, dabei lebhafter als ich erwartet hatte; vornehmlich Soldaten aus allen Waffengattungen gingen und standen in großer Zahl umher. Ihre weiten rothen Hosen ließen nicht schön; auch sah ich wenige martialische Gesichter darunter, wie ich sie mir noch aus meiner frühesten Kindheit an den Franzosen, die in Deutschland waren, dunkel erinnerte. Es waren meist junge Bursche von mittlerer Größe, die sich in ihrer militärischen Haltung vor dem deutschen Soldaten wenig oder gar nicht unterschieden. Man vermißt in der Regel in dem Benehmen und in der Haltung des gemeinen Mannes in Deutschland, sobald er nicht unter dem Gewehr steht und sich frei gehen lassen kann, jenen militärischen Anstand, der dem Soldaten so gut läßt, hervorgegangen aus einer gewissen Meinung von der Würde seines Standes und aus dem Bestreben, demselben unter allen Umständen Ehre zu machen. Ich fand diesen Mangel bei uns immer sehr natürlich; denn wenn man mit „Er" traktirt, mit den plumpesten Schimpfwörtern von Seiten der Obern behandelt und wohl auch herumgestoßen wird: wo soll da ein Gefühl für Ehrenhaftigkeit und Würde des Standes in der Brust aufkommen können? Was da in Deutschland in dieser Beziehung zur Erscheinung kommt, gründet sich nicht auf eine wahrhafte innere Ueberzeugung der Leute, sondern ist meist nur äußerlich angelernt. Ich habe öfters mit Offizieren über diesen Punkt gesprochen. Sie erwiderten mir, mit einer Berufung auf das Ehrgefühl würde man bei Leuten, die zum großen Theil aus den untersten Ständen hervorgegangen sind, nicht zurecht kommen. Ich sollte aber denken, daß es nur sehr wenige Menschen gäbe, die dem Gefühl für Ehre völlig verschlossen wären; fände der Rekrut nur einmal in seinem Regiment ein solches Gefühl herrschend und würde er selbst demselben gemäß behandelt, so würde er sich gar schnell dieselben Grundsätze, wie seine Kameraden, aneignen. Wir müssen noch weiter zurückgehen. Es fehlt gewissermaßen schon am Schulunterricht in dieser Beziehung. Man sollte mehr darauf ausgehen, den Kindern in der

Schule ein Gefühl für Ehrenhaftigkeit, welche die Leiterin aller Handlungen seyn soll, einzupflanzen und sie belehren, daß eben diese Ehrenhaftigkeit, die der Mensch, sei er arm oder reich, in jeder Lage des Lebens behaupten und an den Tag legen müsse, seine wahre Würde ausmache. Ich denke, eine solche Basis der Moral wäre, neben der religiösen, der Bildung unserer Zeit dringend nothwendig; der Katechismus allein, wie er jetzt beschaffen ist, reicht nicht mehr aus für ein Jahrhundert, dessen immer lautere Angriffe auf gewisse Dogmen, worauf man bisher das ganze dogmatische und moralische System gegründet hat, nothwendig öfters in Leuten, die keinen klaren Blick in die Sache haben, auch die moralischen Grundsätze wankend machen muß; es ist hier in der That wenig mehr festzuhalten; die innere Ueberzeugung läßt sich nicht gebieten! Das alte System hat sich überlebt, besteht nur noch in seinen äußeren Formen vermöge der Pfründen. Im Herzen lebt es nur noch bei einem kleinen Häuflein von Eiferern, und selbst bei diesen ist es zum Theil zweifelhaft, ob sie es aufrichtig meinen. Wollen die Regierungen keinen vernunftgemäßen Grund legen lassen, so werden die weniger Gebildeten bald gar keinen mehr haben. Um nun aber wieder auf die französischen Soldaten zurückzukommen, so konnte ich natürlich aus der äußeren Erscheinung keinen sicheren Schluß ziehen, daß sie jenes militärische Ehrgefühl nicht belebte, von welchem ich oben sprach; der Gedanke jedoch, dem wir auf den Gesichtern der Soldaten in Deutschland so oft begegnen, drückte sich auch hier in gar vielen Mienen aus: „Ich bin für einige Jahre verurtheilt, diese Muskete zu tragen!“

Wir hatten eine lange Strecke durch die Stadt zu fahren, um an das Hôtel Metz zu kommen. Dort angelangt, machte ich mich ohne Zögern nach dem Münster auf den Weg. Man erhält durch bildliche Darstellungen und Beschreibungen in der Regel höhere Vorstellungen von den Gegenständen, denen sodann leider die Wirklichkeit, wenn man selbst an Ort und Stelle kommt, nicht so völlig entsprechen will. So ging es mir namentlich z. B. mit dem Rheinfall bei Schaffhausen, mit dem Staubbach im Lauterbrunner Thal und anderen Dingen. Ich erlaube mir, bei dieser Gelegenheit, die Bemerkung einzu-

schalten, daß ich eine solche höhere Färbung, welche jedenfalls die Wahrhaftigkeit verletzt, wenn sie auch dem Leser eine angenehme Täuschung bereitet, nicht billige und bei vorliegenden Skizzen durchaus darauf halte, in allen Beziehungen wahrheitsgetreu zu sein; sei es auch, daß das Interesse manches Lesers auf solche Weise weniger in Anspruch genommen würde. Der Münster in Straßburg nun aber — oder auch das Münster, wenn wir uns an die Abstammung (monasterium) halten wollen — hat die durch Kupferstiche und Beschreibungen in mir entstandene Erwartung vollkommen gerechtfertigt. Ich gehe auf keine ausführliche Beschreibung ein, wie sie schon so oft gegeben worden ist und hier nicht am Platze sein würde, sondern halte mich blos an den allgemeinen Eindruck. Schicken wir die geschichtliche Notiz voraus, daß der Bischof Werner von Habsburg im Jahre 1015 den Grund zu dem Gebäude gelegt hat, daß bereits 261 Jahre daran gearbeitet war, als Erwin von Steinbach im Jahre 1277 den Bau des Thurmes begann, daß nach Erwins Tode 1318 dessen Bruder Johannes in Verbindung mit seiner vom Vater gleichfalls in der Baukunst unterrichteten Schwester Sabine denselben fortsetzte und Johannes Hiltzen von Köln, nach Johann's von Steinbach Tode, ihn im Jahre 1365 vollendete. Der Platz, auf dem der Münster steht, ist rundum frei von Gebäuden, zwar zu beiden Seiten der Kirche nur in der Breite einer Straße, doch immer noch in einem Verhältnisse, das die Betrachtung zuläßt. An der Vorderseite ist der freie Raum weit breiter und man kann ein gutes Stück an die Häuser hinübertreten, um den Blick an dem mächtigen Thurme hinauflaufen zu lassen. Was mir zunächst an dem Gebäude auffiel, war ein von anderen gothischen Baudenkmälern, die ich bisher gesehen hatte, wesentlich verschiedener Geschmack in den Verzierungen. An den Kirchen in Nürnberg und anderwärts besteht das Hauptbestreben des Künstlers bezüglich der Zierrathen darin, allerlei Zacken und Verschlingungen anzubringen, womit er vornehmlich die oberen Theile der Spitzbögen ausfüllt. So hat auch der Dom in Köln überall Blätterwerk, Blätterbüschel und andere Zierrathen. Nicht so der Münster in Straßburg, so weit er Erwin's Werk ist. Die fast einzige Verzierungsweise dieses Meisters

besteht in einer Masse gerader Linien, die sich nach der Höhe und Quere über den Thurm hinziehen. Schlank, wie Rohre, streben dünne steinerne Säulen rings um den Thurm hinan und laufen über eine Menge Durchbrechungen hinweg, die wo nur immer möglich angebracht sind und dem Kolosse ein luftiges, leichtes Ansehen geben. Die Verhältnisse sind in der Anlage weit gefälliger und leichter, als bei dem Dom zu Köln. Dort herrscht die Fünfzahl in der Durchführung vor, bei dem Straßburger Münster die Drei. Die Breite eines Straßburger Thurmes nimmt den dritten Theil des Vorbaues ein, die Höhe dagegen verhält sich zur Breite fast wie 7 zu 1. Bei dem Dome in Köln ist nach dem vorhandenen Plane der Vorbau in fünf Abtheilungen gebracht und hat neben den drei Pforten noch ein Fenster. Zwei Fünftheile dieser Breite nimmt ein Thurm ein, dessen Höhe sich aber zu seiner Breite nur wie 5 zu 1 verhalten sollte. In der Mitte der beiden Straßburger Thürme, von denen der nördliche bekanntlich nur bis zur sogenannten Plateform ausgebaut ist, hat der Baumeister über der Eingangspforte ein ungeheueres radförmiges Fenster angebracht, was gleichfalls wesentlich dazu beiträgt, der vorderen Masse Leichtigkeit zu geben. Der Kölner Dom dagegen soll in der Mitte der Fronte nur ein Spitzbogenfenster bekommen.

Man steigt die Treppe des unausgebauten Thurmes hinan, um auf die Höhe zu gelangen; bis zur Thurmkrone werden 725 Stufen gezählt. Ist man einige Staffeln gestiegen, so kommt man seitwärts an einem kleinen Gemach vorüber, wo man für ein paar Sous eine Karte zu lösen hat; nun geht es eine helle, sehr bequeme steinerne Wendeltreppe hinan, immer rundum, aber ohne alle Gefahr und Anstrengung. Die Staffeln waren größtentheils mit neuen Steinen belegt und die Treppe sehr reinlich gekehrt; überhaupt bemerkt man überall, daß auch die geringste Beschädigung an dem Thurme auf das Sorgfältigste alsbald reparirt wird. Die Treppe mündet oben in ein kleines Häuschen ein, das auf der Plateform für den Thürmer erbaut ist. Hier werden die Eintrittskarten abverlangt. Man tritt aus demselben auf die Plateform hinaus. Bis hier herauf bilden beide Thürme mit dem Mittelbau eine zusammenhängende Masse und der freie Platz da oben ist daher

ziemlich ansehnlich. Gerade da, wo das Häuschen steht, soll sich der zweite Thurm erheben. Man tritt hinüber zu dem Platze, wo das luftige Rohrgehäuse des vollendeten Thurmes mit unvergleichlicher Zierlichkeit noch eine mächtige Höhe emporsteigt, die wohl bis zur Thurmkrone noch die Hälfte derjenigen beträgt, welche man bereits erstiegen hat. Zwischen den äußersten Säulen dieses Gehäuses kann man ringsum hindurchgehen; das Ganze zieht sich in völlig durchbrochener Arbeit immer spitziger hinan, bis es im Busche der Krone endet. In der That, man steht hier oben, wo man recht in das Besondere der Arbeit hineinsehen kann, vor den einzelnen Partieen nicht minder erstaunt, als unten, wo die ganze ungeheuere Steinmasse, leicht und durchbrochen, wie aus Wachs gefertigt, vor dem Blicke emporstrebt. Der Stein, aus welchem der Thurm erbaut ist, ein feiner, harter, röthlich-grauer Sandstein, scheint, wie durch seine Härte, so auch bezüglich seiner Färbe, der Witterung kräftigen Widerstand zu leisten. Auch die berühmte gothische Lorenzkirche in Nürnberg ist völlig aus Sandsteinquatern erbaut; diese aber sind nicht so fein und hart, das Alter hat sie bereits ganz schwarz gefärbt, und den Verzierungen an ihrer ursprünglichen Schärfe da und dort wehe gethan. Die Steine am Vorbau des Straßburger Münsters dagegen sehen noch immer ziemlich frisch und hell aus und den Zierrathen ist an ihrer Schärfe nichts genommen.

Will man von der Plateform aus höher steigen, so muß man wieder eine besondere Erlaubniß haben. Ich trug kein Verlangen darnach; denn die Fernsicht wird auf einer größeren Höhe nicht weiter und bloß um sagen zu können, ich sei auf der Spitze gewesen, darnach geizte ich nicht. Die Aussicht, welche ich nach den vier Himmelsgegenden hin genoß — man kann an den vier Seiten der Plateform, geschützt durch eine steinerne Brustwehr, ohne alle Gefahr herumgehen — diese Aussicht war keineswegs überraschend für mich. Unten lag die Stadt, die vornehmlich ihre alten, schwarzen, rauchigen Giebeldächer hier herauf zeigte. Ueber dieselbe hinweg sah man allerdings nach allen Seiten viele Stunden weit über ebenes Land hin. Da aber anfangs September die Felder von Getreide schon leer sind und Berge nur in sehr weiter Ferne

besteht in einer Masse gerader Linien, die sich nach der Höhe und Quere über den Thurm hinziehen. Schlank, wie Rohre, streben dünne steinerne Säulen rings um den Thurm hinan und laufen über eine Menge Durchbrechungen hinweg, die wo nur immer möglich angebracht sind und dem Kolosse ein luftiges, leichtes Ansehen geben. Die Verhältnisse sind in der Anlage weit gefälliger und leichter, als bei dem Dom zu Köln. Dort herrscht die Fünfzahl in der Durchführung vor, bei dem Straßburger Münster die Drei. Die Breite eines Straßburger Thurmes nimmt den dritten Theil des Vorbaues ein, die Höhe dagegen verhält sich zur Breite fast wie 7 zu 1. Bei dem Dome in Köln ist nach dem vorhandenen Plane der Vorbau in fünf Abtheilungen gebracht und hat neben den drei Pforten noch ein Fenster. Zwei Fünftheile dieser Breite nimmt ein Thurm ein, dessen Höhe sich aber zu seiner Breite nur wie 5 zu 1 verhalten sollte. In der Mitte der beiden Straßburger Thürme, von denen der nördliche bekanntlich nur bis zur sogenannten Plateform ausgebaut ist, hat der Baumeister über der Eingangspforte ein ungeheueres radförmiges Fenster angebracht, was gleichfalls wesentlich dazu beiträgt, der vorderen Masse Leichtigkeit zu geben. Der Kölner Dom dagegen soll in der Mitte der Fronte nur ein Spitzbogenfenster bekommen.

Man steigt die Treppe des unausgebauten Thurmes hinan, um auf die Höhe zu gelangen; bis zur Thurmkrone werden 725 Stufen gezählt. Ist man einige Staffeln gestiegen, so kommt man seitwärts an einem kleinen Gemach vorüber, wo man für ein paar Sous eine Karte zu lösen hat; nun geht es eine helle, sehr bequeme steinerne Wendeltreppe hinan, immer rundum, aber ohne alle Gefahr und Anstrengung. Die Staffeln waren größtentheils mit neuen Steinen belegt und die Treppe sehr reinlich gekehrt; überhaupt bemerkt man überall, daß auch die geringste Beschädigung an dem Thurme auf das Sorgfältigste alsbald reparirt wird. Die Treppe mündet oben in ein kleines Häuschen ein, das auf der Plateform für den Thürmer erbaut ist. Hier werden die Eintrittskarten abverlangt. Man tritt aus demselben auf die Plateform hinaus. Bis hier herauf bilden beide Thürme mit dem Mittelbau eine zusammenhängende Masse und der freie Platz da oben ist daher

ziemlich ansehnlich. Gerade da, wo das Häuschen steht, soll sich der zweite Thurm erheben. Man tritt hinüber zu dem Platze, wo das luftige Rohrgehäuse des vollendeten Thurmes mit unvergleichlicher Zierlichkeit noch eine mächtige Höhe emporsteigt, die wohl bis zur Thurmkrone noch die Hälfte derjenigen beträgt, welche man bereits erstiegen hat. Zwischen den äußersten Säulen dieses Gehäuses kann man ringsum hindurchgehen; das Ganze zieht sich in völlig durchbrochener Arbeit immer spitziger hinan, bis es im Busche der Krone endet. In der That, man steht hier oben, wo man recht in das Besondere der Arbeit hineinsehen kann, vor den einzelnen Partieen nicht minder erstaunt, als unten, wo die ganze ungeheuere Steinmasse, leicht und durchbrochen, wie aus Wachs gefertigt, vor dem Blicke emporstrebt. Der Stein, aus welchem der Thurm erbaut ist, ein feiner, harter, röthlich-grauer Sandstein, scheint, wie durch seine Härte, so auch bezüglich seiner Färbe, der Witterung kräftigen Widerstand zu leisten. Auch die berühmte gothische Lorenzkirche in Nürnberg ist völlig aus Sandsteinquatern erbaut; diese aber sind nicht so fein und hart, das Alter hat sie bereits ganz schwarz gefärbt, und den Verzierungen an ihrer ursprünglichen Schärfe da und dort wehe gethan. Die Steine am Vorbau des Straßburger Münsters dagegen sehen noch immer ziemlich frisch und hell aus und den Zierrathen ist an ihrer Schärfe nichts genommen.

Will man von der Plateform aus höher steigen, so muß man wieder eine besondere Erlaubniß haben. Ich trug kein Verlangen darnach; denn die Fernsicht wird auf einer größeren Höhe nicht weiter und bloß um sagen zu können, ich sei auf der Spitze gewesen, darnach geizte ich nicht. Die Aussicht, welche ich nach den vier Himmelsgegenden hin genoß — man kann an den vier Seiten der Plateform, geschützt durch eine steinerne Brustwehr, ohne alle Gefahr herumgehen — diese Aussicht war keineswegs überraschend für mich. Unten lag die Stadt, die vornehmlich ihre alten, schwarzen, rauchigen Giebeldächer hier herauf zeigte. Ueber dieselbe hinweg sah man allerdings nach allen Seiten viele Stunden weit über ebenes Land hin. Da aber anfangs September die Felder von Getreide schon leer sind und Berge nur in sehr weiter Ferne

sichtbar wurden, so erhielt das Ganze einen unangenehmen Ausdruck von Kahlheit, den der Gedanke nicht zu verscheuchen vermochte, daß die Gegend sehr fruchtbar sei und daß dergleichen abgeschorene, unromantische Ackerflächen ihre Bewohner weit reichlicher nähren, als Gebirgsmassen mit Gletschern und Wasserfällen. Bemerkenswerth ist es, daß der Thürmer da oben auf der Plateform einen kleinen Garten von Blumen angelegt hat; auch kann man Erfrischungen in seinem Häuschen haben und Abbildungen seines Palastes, von welchem aus er wie ein Jupiter die Stadt beherrscht, indeß die ganze Straßburger Besatzung wie kleine Marionettenfiguren in der äußersten Tiefe unter ihm herumwimmelt. Denken wir uns noch ein paar Stunden höher hinauf: was ist da der Mensch noch? was dieses ganze Straßburg. — Ein Ameisenhaufen!

Ich hatte zu eilen, um noch, bevor es zwölf schlug, zu einem Schauspiel zu gelangen, dessen Beachtung man mir angelegentlich empfohlen hatte. Mit dem Schlage zwölf Uhr nämlich spielt, wie man mir sagte, im Dome ein berühmtes Uhrwerk, welches Scenen aus der Leidensgeschichte Jesu darstellt. Ich also eilends — denn eben schlug es drei Viertel — die unendliche Thurmtreppe hinab und schwindelnd zur Kirchenthüre hinein nach dem Hintergrunde, wo schon eine Masse Volkes versammelt war. Einige Leute von Stande drängten sich vor, gaben dem Meßner ein Trinkgeld in die Hand und erhielten dadurch die Erlaubniß, sich auf eine kleine Treppe zu stellen, die, wie es schien, nach der Sakristei führte und von welcher aus man die ganze Sache besser übersehen konnte. Ich zwängte mich gleichfalls nach dieser Reserveloge hindurch, um welche der Meßner einen freien Platz erhielt. Hier stand ich nun, meines Glückes froh, unter einer Anzahl von Engländern, die mit gespannter Aufmerksamkeit nach dem Kunstwerk hinübersahen, das, ein wirklicher Altar, oder wenigstens in Gestalt eines solchen, eine Weltkugel und verschiedene Figuren zeigte, die, wie es mir schien, sich in Bewegung setzen sollten. Jetzt schlug eine kleine Glocke zwölf Uhr. Aller Augen wandten sich in die Höhe nach einem Hahn, der linker Hand auf dem obersten Theile des Altares saß. Der Hahn streckte den Kopf hinaus und krähte. Es dauerte ein paar Sekunden, da machte

er es wieder so und krähte zum zweiten Mal. Die tiefste und feierlichste Stille herrschte unter den Zuschauern; kein Athemzug war zu hören. Abermals nach einigen Sekunden krähte er zum dritten Mal. Jetzt, dachte ich, wird's angehen. An dem bemalten Holzwerke des Altares werden sich etwa da und dort Thüren öffnen, allerlei Figuren werden hervortreten und eine Art Weltgericht oder so Etwas vorstellen. — Aber nachdem der Hahn zum dritten Mal gekräht, wandten sich die Zuschauer und gingen fürbaß! — Der Hahn war in der That Alles; um ihn krähen zu hören, hatten sich ein paar hundert Menschen versammelt. Ich stieg ganz beschämt von meiner Tribüne herab. Die Engländer warteten immer noch in der Meinung, es müsse noch etwas kommen; aber auch der Meßner ging von dannen, und da blieb denn nichts übrig, als mit dem Ladies gleichfalls herabzusteigen.

Glücklicher Weise war die ganze Sache in einer Viertelstunde abgemacht; man hatte wenigstens nicht viel Zeit darüber verloren. Vielleicht hatte der Meßner sich heute damit begnügt, nur den Hahn krähen zu lassen, und es wäre eigentlich doch mehr hier zu sehen gewesen. — Ich weiß es nicht! Da ich einmal im Inneren der Kirche war, so benützte ich sogleich die Gelegenheit, mich etwas weiter darin umzusehen. Ich muß gestehen, der Münster im Innern hat meinen Erwartungen nicht entsprochen: da ist denn doch der Dom von Köln, wenn auch noch nicht vollendet, etwas weit Erhabeneres! Abgeschmackter Weise hatte man die Mauern und Säulen weiß angestrichen und dadurch den Eindruck des Ehrwürdigen auf eine sehr empfindliche und ärgerliche Art geschmälert. Die Fenster haben viele und schöne Glasmalereien. Auffallend war mir an mehreren Beichtstühlen die Aufschrift: „Confesseur français.“ Ich war neugierig, zu erfahren, in welchem Verhältniß die deutsche und französische Sprache hier in Straßburg bezüglich des Gottesdienstes stünden. Man erklärte mir, in jenen Stühlen, welche keine Aufschrift trügen, beichte man deutsch, in einigen wenigen, welche „Confesseur français“ überschrieben seien, werde die französische Sprache gebraucht. In allen protestantischen Kirchen der Stadt wird deutsch gepredigt, in den katholischen dagegen und also auch im Münster französisch. Straßburg war vor der Einverleibung mit Frankreich eine völlig

protestantische Stadt; auch der Münster gehörte dem protestantischen Cultus an. Im Jahre 1687 waren noch kaum zwei katholische Familien in der Stadt; gegenwärtig ist die Zahl der Katholiken größer, als die der Protestanten und verhält sich wie 22 zu 19. Die Protestanten, Nachkommen der alten Straßburger, halten das deutsche Element fest; die Katholiken, Eingewanderte und größtentheils Beamte, sind Franzosen und bilden gewissermaßen eine Gegenpartei gegen die deutschen Protestanten. Die Bürger der Stadt sprechen größtentheils deutsch, und es gibt hier, namentlich unter den älteren Leuten, eine ziemliche Zahl, die das Französische gar nicht versteht. Die Soldaten dagegen hört man meist französisch reden. Die Regimenter werden häufig verlegt, und da ist es denn sehr natürlich, daß die meisten Militärs kein Wort deutsch sprechen können. Immerhin hat sich die deutsche Sprache kräftig genug in ihren Rechten erhalten, wenn man bedenkt, daß die Stadt schon über ein Jahrhundert unter französischer Herrschaft ist. Ludwig XIV. hatte sie im Jahre 1681 in Besitz genommen und im Ryswyker Frieden 1697 von Kaiser und Reich mit dem übrigen Elsaß förmlich abgetreten erhalten. Seitdem ist die Stadt dem französischen Reiche völlig einverleibt, und wenn ihre Bürger, deren Großväter bereits unter französischer Herrschaft geboren waren, getrennt von dem übrigen Deutschland durch einen breiten Strom und in allen Beziehungen des Lebens gegen Westen hingewiesen, die gleichwohl ihre deutsche Muttersprache bis heute so allgemein bewahrt haben, so muß deutsche Sprache und Sitte doch wohl ihrem Charakter mehr zusagen, als die französische.

Die Zeit der table d'hôte war herangekommen, ich zog mich also nach meinem Gasthause zurück, das ich, was mir sonst in einer fremden Stadt nicht so leicht begegnet, erst nach mehreren Irrwegen und öfterem Zurechtfragen wieder auffinden konnte. Man hatte mir von der Straßburger Küche keine großen Erwartungen gemacht, sie sei schon ganz französisch und in den Sommermonaten der „haut goût“ bei Fleischspeisen für Gaumen, die es nicht so hoch treiben, gar oft bis zur Widerlichkeit unangenehm. Ich traf eine sehr zahlreiche Tischgesellschaft, größer, als ich sie in irgend einem anderen französischen Gasthause auf meiner Reise fand. Das Essen selbst war reich und sehr gut; man hätte

in einem der ersten Frankfurter Gasthöfe nicht besser gespeist. Es war der beste Tisch, der mir überhaupt in Frankreich zu Theil wurde; wozu freilich auch der tägliche starke Besuch mag beigetragen haben. Ich bin auch anderwärts immer auf die ersten Gasthöfe zugegangen, wenn ich nicht unglücklicher Weise in kleineren Städten aus Mangel an Ortskenntniß der Ueberredungsgabe des Kellners eines minder besuchten Hauses anheim fiel, der mit einer Menge anderer Collegen die Reisenden am Haltplatz der Diligence erwartet hatte. Aber auch in den ersten Gasthäusern, wo man oft kaum mehr ein Zimmer erhalten konnte, war die Mittagstafel gleichwohl in der Regel schwach besetzt. Die Räumlichkeiten durchgängig großartig und prächtig, viel Kellnervolk und großer Lärm mit der Glocke, aber wenig Gäste — und da ist es denn einem Wirth auch kaum zu verdenken, wenn er die überflüßigen gebratenen Hühner morgen wieder als ragoût auf den Tisch bringt.

Meine Nachbarin zur Rechten war eine Elsäßerin aus der Nachbarschaft, eine junge Dame, deren Mann vor Kurzem gestorben war und die in Vermögensangelegenheiten sich einige Tage in Straßburg aufzuhalten hatte. Sie versicherte mir, daß sie nur wenige Worte französisch verstehe; in ihrer Familie werde darauf gehalten, deutsch zu sprechen; dagegen gäbe es freilich Narren in Elsaß genug, die überall den Franzosen spielen wollten. Nun, sagte ich, wir müssen eben mit 500,000 Mann kommen und das Elsaß wieder holen! Ich fürchte nur, entgegnete sie, die Franzosen würden schneller 500,000 Mann beisammen haben, als die Deutschen!. Ich schwieg und dachte, sie hat Recht. Komisch aber kam es mir vor, wie sie bei der ganzen Unterhaltung immer von Franzosen und Deutschen sprach, ohne sich zu einer von beiden Nationen zu zählen.

Gegen uns über saß ein stattlicher Herr von gesetztem, mittlerem Alter, seinem großen Schnurrbart nach zu schließen, dem Militärstand angehörig. Ein Unstern mochte ihn in diese Gegend der Tafel verschlagen haben, wo nur Deutsch gesprochen wurde; denn er verhielt sich völlig schweigend und schien nur Französisch zu verstehen. Recht gut, dachte ich, ihr sollt fühlen, daß dieser Boden hier ursprünglich deutsch ist. Bald aber kam es mir doch zu ungefällig vor, den Mann,

der gar nichts verbrochen hatte, als ein Franzose zu sein, völlig unbeachtet zu lassen; Vous ne parlez pas allemand, Monsieur? redete ich ihn an. O ja, antwortete er, recht wohl! Ich bin selbst ein Deutscher, und wenn ich bisher nicht gesprochen habe, so geschah es nur, um Sie in dem Gange Ihres Gespräches nicht zu stören. Es stellte sich nun heraus, daß er in Regensburg seinen Wohnsitz habe und von Lausanne komme, wohin er einen Knaben in eine Pension gebracht. Herr K. stand mit meinen Bekannten in Regensburg in den freundlichsten Beziehungen, ich selbst war ihm schon dem Namen nach bekannt geworden; und so waren wir denn bald auf so gutem Fuße, daß die neue Bekanntschaft am Schlusse der Tafel noch durch eine besondere Bouteille gefeiert wurde.

Nachmittags gingen wir zusammen auf das große Caffeehaus am Marktplatz, um hier das junge Frankreich versammelt zu sehen. Neben einigen kleineren Räumen besteht diese Localität aus zwei größeren Sälen. Im ersten, wo geraucht werden durfte, waren alle Plätze von jungen Leuten dicht besetzt. Alle hatten die Hüte auf, was mit — ich sah es hier zum ersten Mal — gar nicht gefallen wollte. Der Hut ist allerdings unter einer solchen Masse von Menschen nirgends besser aufbewahrt als auf dem Kopfe; aber so lange es — auch in Frankreich — für ein Zeichen der Achtung gilt, den Hut im Zimmer abzunehmen, schien mir der Anstand in der That dies auch in einem Caffeehause zu verlangen; wenn man hier eine Höflichkeitsformalität, die in einem Privathause strenge beachtet wird, deren Verletzung sogar für eine Rohheit und grobe Beleidigung gelten würde, völlig aus den Augen setzt; so kann dies von Seiten des Einzelnen nichts Anderes heißen, als: ich thue gerade, als ob ich allein da wäre; ihr Uebrigen seid mir gleichgültig, ich nehme keine Rücksicht auf euch.

Es ist wahr, wir Deutschen hatten uns in Ceremonien und Titulaturen so tief verlaufen, daß alle Natur und Wahrheit darunter zu ersticken drohte, und es war hohe Zeit, daß die hellen Köpfe endlich anfingen, mit der mächtigen Axt des Witzes und des Spottes um sich zu schlagen und zu lichten. Ich bin Kotzebue für seine „deutschen Kleinstädter immer sehr dankbar gewesen und erinnere mich fort-

während mit Vergnügen an jene glücklichen Gedanken, wo die Frauen, am Schlusse des ersten Aktes wegen des Vortrittes beim Hinausgehen in Streit gerathen, als sich der Vorhang für den zweiten Akt erhebt, noch immer in der nämlichen Angelegenheit in der Thüre stehen. Glaube man aber ja nicht, daß ein völliges Aufheben der Höflichkeitsformen für die menschliche Bildung von Vortheil wäre. Wir würden nicht blos was die gesellschaftlichen Beziehungen anlangt, sondern auch in anderen Dingen in Rohheit zurücksinken. Die Form ist für die menschlichen Verhältnisse nicht so gleichgültig, als man glaubt; es knüpft sich die Gesinnung daran und sie dient mit dazu, letztere zu stützen.

Was mich weiter sogleich beim Eintritt unangenehm berührte, war eben der Umstand, daß lauter junge Leute hier versammelt waren, die das große Wort führten und gerade thaten, als ob Straßburg ihnen gehörte. Mich versetzte diese Scene recht lebhaft unter jene Jugend, welche die Welt regieren will, ohne sie auch nur ein wenig von ferne zu kennen, und jeden Augenblick eine Regierung zu stürzen bereit wäre, nur um ein paar Abende Kurzweil zu haben. Es zieht ein solcher Geist durch unsere heutige europäische Jugend, in geringerem Grade auch durch die deutsche. So ernst die Seiten des öffentlichen Lebens sind, die heut zu Tage zur Sprache kommen, so schwierig der Erwerb und die Versorgung: so taumelt die Jugend gleichwohl sorglos fort, nimmt allerdings Theil an den Bestrebungen des Fortschrittes, aber nicht aus einer durch Ueberlegung gewonnenen Ueberzeugung und aus innerem Antrieb, sondern weil es Mode ist und Geist der Zeit; und in dem edlen Bestreben für politische und religiöse Fortentwickelung, welches die Männer der Erfahrung belebt, glauben diese Leute eine Berechtigung und Aufforderung zu finden, gegen alles Bestehende, was ihnen nicht taugt, sich aufzulehnen und auch über die Gesetze des Anstandes, der Achtbarkeit und Schicklichkeit sich hinwegzusetzen.

Daß Dem so ist, daß die jungen Leute mit größerem Leichtsinn, als früher, in das Leben hineinstürmen, ohne Rücksicht für ihre Zukunft in den Tag hinein leben und überall keck und anmaßlich hervortreten: ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich die Haupturſache dieſes Uebels in dem Umstande finde, daß man sie allzufrühe selbstständig macht. Kein

Kaufmann, kein Künstler, kaum ein Handwerksmann will seinen Lehrling mehr im Hause haben. Er soll nur zur Arbeit kommen; nach derselben entschlägt man sich seiner; er ist sodann völlig ohne Aufsicht und kann thun, was er will. Der vierzehnjährige Knabe hat seine eigene Wohnung, seinen Tisch außer dem Hause; um sieben Uhr sitzt er mit der Cigarre bei Seinesgleichen im Caffee, Niemand macht ihn über die Zeit seiner Nachhausekunft verantwortlich. In die Gesellschaft älterer Leute, wo er, außer Gegenständen des Gewerbes, etwas Weiteres hören und lernen könnte, kommt er nicht. Er wächst nur unter Seinesgleichen auf, schlürft die leichtsinnigen Lebensansichten ein, die der Eine oder der Andere theoretisch und praktisch täglich zum Besten gibt, liest dabei ein wenig in den Journalen, macht sich eine gefällige Mischung von einzelnen dort aufgefangenen Meinungen und seinen eigenen Ansichten zusammen, und tritt damit nach und nach unter die Erwachsenen ein.

Wir zogen uns in das zweite Zimmer zurück, wo Raum im Ueberflusse war. Nur wenige bejahrtere Männer saßen da und lasen Zeitungen. Geraucht durfte hier nicht werden. Es war mir besser hier. Ich ertrage dergleichen nicht mehr, obgleich ich mich gar wohl an unser Studentenleben erinnere, wo wenigstens viele Commilitonen anzutreffen wären, auf welche obige Schilderung gleichfalls ihre Anwendung gefunden hätte, und mit denen man nichtsdestoweniger in der Kneipe gerne zusammen war. Doch gab es da natürlich auch wieder gediegnere Leute, deren Einfluß überwog; so daß die Seichtigkeit der Ersteren gar wohl erkennbar wurde, ihre Leichtfertigkeit aber sich nicht breit machen konnte, wodurch denn das Ganze immerhin einen würdigen Anstrich behauptete. — Wir ließen uns Kaffee geben. Als wir Arak dazu verlangten, brachte der Kellner eine ganze Flasche. Es ist das so die Art in Frankreich. Man erhält immer ganze Flaschen und der Kellner berechnet sodann, wie viel man davon getrunken. Diese Einrichtung läßt zwar sehr anständig, man ist aber dabei der Willkühr des Aufwärters anheimgegeben, der nach Belieben seinen Ueberschlag machen kann. Unsere Arakflasche hatte eine Menge Linien im Glase, was wir Anfangs gar nicht bemerkten. Als wir bezahlen wollten, sah der Kellner

nach den Linien, um unseren Verbrauch zu bemessen; es geschah dies aber in einer Weise, daß man die Absicht kaum bemerkte. Er nahm die Flasche in die Hand; es sollte den Anschein haben, als wären wir hier eingeladene Gäste, bei denen man nicht nachrechnet.

Das Zeughaus in Straßburg sah ich nicht; es macht einige Umstände, eine Eintrittskarte zu erhalten, und mein Aufenthalt war zu kurz; mein Streben ging weiter nach Süden. Doch ließ ich mir von den wenigen Merkwürdigkeiten der Stadt noch Klebers und Gutenbergs Standbilder zeigen. Kleber, der Sohn eines Gärtners, war in Straßburg im Jahre 1753 geboren. Er studirte die Baukunst in Paris, kam sodann nach München in die Militärschule, wurde vom östreichischen General Kaunitz zum Lieutenant ernannt, verließ die östreichischen Dienste, da er kein Avancement fand, trat 1793 in die französische Armee, wurde als Brigadegeneral in die Vendée gesandt, wo er sehr menschenfreundlich wirkte, war als Divisionsgeneral mit Napoleon in Aegypten, führte den Oberbefehl daselbst nach Napoleons Abreise und wurde im Jahre 1800 in seinem Garten zu Kairo von einem Türken meuchlings ermordet. Sein metallenes Standbild stellt ihn in Generalsuniform vor mit langem Haarzopf. Hinter ihm zu seinen Füßen liegt eine Sphinx. Sphinx und Haarzopf hier neben einander; es macht einen eigenthümlichen Eindruck. Zwischen den wenigen Spannen liegen zum mindesten zwei Jahrtausende. Man hätte in der That keinen größeren Kontrast hervorbringen können. Der sonderbare Gedanke ist auch dem Standbilde selbst keineswegs günstig. Denn so wie man die Sphinx unter dem Haarzopf bemerkt, so ist natürlich Kleber völlig vergessen und man denkt nur an den ungeheueren Unterschied des Zeitalters der Sphinxe und jenes der Alongeperrücken und Haarzöpfe, man wird auf Betrachtungen über die Menschheit im Großen und über den Gang der Weltgeschichte geführt, daß da unter den Myriaden Menschen, die seit den heraufgerufenen Jahrtausenden gekommen und verschwunden sind, auch ein Kleber gelebt, wird sehr bedeutungslos.

Das von David gearbeitete Standbild Gutenbergs machte gleichfalls keinen günstigen Eindruck auf mich, vielleicht ohne Verschul-

den des Künstlers. Bildsäulen sind in dem Gefühle der Betrachtenden gewissermaßen Repräsentanten der Personen, die sie vorstellen; je mehr Wahrheit des Charakters der gefeierten Person in ihnen ausgeprägt ist, desto vollendeter sind sie. Gutenberg, wie ihn hier David darstellt, steht sehr bescheiden da; vielleicht war sein Charakter wirklich so; der Künstler wird wohl jede mögliche Nachforschung darüber angestellt und nicht ohne geschichtliche Anforderung gerade diese Haltung gewählt haben. Mit den Gefühlen eines so bescheiden aussehenden Mannes aber will es sich nicht vereinigen, sich hier herauf zu stellen und selbstrühmend sich vor aller Welt sehen zu lassen. Man möchte dem armen Mann gerne herunter helfen und ihm die nächste Hausthüre öffnen, um ihn aus seiner peinlichen Lage zu befreien. In der Hand hält er ein Blatt, worauf die Worte stehen: „Et la lumière fût!“ Allerdings sind diese Worte für die Wirkung seiner Erfindung nicht zu hoch gegriffen; aber sie legen dem Manne einen Gedanken in den Mund, den er nicht entfernt dabei hatte. Ihm war nur daran gelegen, Kosten zu ersparen: denn wenn er bisher, wie seine Vorgänger, in der Weise gedruckt hatte, daß er ganze Seiten in Holztafeln ausschnitt, so hielt er es jetzt für vortheilhafter, die Buchstaben einzeln auszuschneiden, um sie auch zu andern Drucken benützen zu können. Es ist kaum glaublich, daß nicht auch Leute, die sich vor ihm mit dem Druck durch Holztafeln beschäftigten, auf diesen Gedanken gekommen sein sollten; denn er liegt in der That sehr nahe und schon Cicero spricht eine verwandte Vorstellung aus[1]). Aber wahrscheinlich hat ihnen die Mühe eines fortwährenden neuen Zusammensuchens der Lettern zu groß, der Kostenaufwand für einen Vorrath von jedem einzelnen Buchstaben zu bedeutend geschienen,

---

[1]) Diese herrliche Welt, sagt Cicero, habe eben so wenig durch Zufall entstehen können, als sich aus einem ungeheuren Haufen von Buchstaben aus Gold oder einem anderen Material, den man auf die Erde schütte, von selbst ein Buch bilden werde. Cicer. de natur. deor. II, 37: „Hoc qui existimet fieri potuisse, non intelligo, cur non idem putet si innumerabiles unius et viginti formae literarum vel aureae vel quales libet, aliquo conjiciantur, posse ex his in terram excussis annales Ennii, ut deinceps legi possint effici: quod nescio an ne in uno quidem versu possit tantum valere fortuna.“

als daß sie sich einen Vortheil bei einer derartigen Abänderung des Druckes mit Holztafeln versprochen hätten. Wie dem sei, ich bin weit entfernt, das Verdienst Gutenbergs schmälern zu wollen; aber an das „Et la lumière fût“ hat er denn doch gewiß nicht gedacht. Im Uebrigen bin ich ziemlich gleichgültig dabei, wenn bei Gelegenheit des Jubiläums im Jahre 1840 die Franzosen, den Mainzern gegenüber, die Erfindung für Straßburg in Anspruch nahmen [1]); den Deutschen würde sie auch so bleiben; denn die Geschichte hat nicht und wird nicht vergessen, daß Straßburg seit uralten Zeiten zu Deutschland gehörte und daß der Grundstock der dortigen Einwohner deutschen Stammes ist. Ja Straßburg galt gerade seiner Gesinnung und Haltung nach immer für eine recht deutsche Stadt, und die deutsche Geschichte ist ihres Lobes voll. Es möge mir gestattet sein, aus Merian's topographia Alsatiae, Frankfurt 1644, ein paar Zeugnisse anzuführen. „Die Bürgerschaft dieser Stadt, sagt er, ist beherzt und männlich und es hat allda zu Kriegs- und Feuerszeiten trefflich gute Ordnungen. Und sie ist für eine Festung des deutschen Landes gegen Frankreich zu rechnen,

---

[1]) Die Ansprüche der Straßburger auf die Erfindung fußen auf einer einzigen Stelle eines Protokolls aus dem Prozesse, den zwei Brüder Dritzehn mit Gutenberg führten und das der Historiker Schöpflin im Jahre 1745 aufgefunden hat. Es kommt darin die Stelle vor: Andreas Dritzehn wer Bruder selige hat 4 Stücke unbenan in einer pressen liegen, da hat auch Hans Gutenberg gebetten das ihr die daraus nement und uff die Presse legent von einander, so kann man nit gesehen was das ist.“ Guttenberg verstand nämlich mehre Künste und hatte gegen Lehrgeld eine solche einem Andreas Dritzehn gelernt. Wie man anderweitig ersieht, war dies die Kunst, Spiegel zu machen. Nun starb genannter Andreas und seine beiden Brüder wollten jetzt das Lehrgeld heraus haben, oder in die Kunst gleichfalls eingeweiht sein. Auf jenen Ausdruck Presse nun fußen die Straßburger, um die Erfindung in ihrer Stadt geschehen zu lassen. Es liegt außerhalb den Gränzen dieses Buches, ihre Gründe zu würdigen; nur so viel möchte hier entgegnet werden, daß Gutenberg selbst sagt, die Erfindung sei in Mainz gemacht und eine große Zahl von Schlußbemerkungen der ersten gedruckten Bücher dasselbe aussagen. So heißt es z. B. am Ende des im Jahre 1460 von Gutenberg gedruckten Katholikon, daß die Gnade Gottes die Stadt Mainz „tam alto ingenii lumine donoque gratuito ceteris terrarum nationibus praeferre illustrareque dignatus est.“ Jene „Presse“ gehörte wahrscheinlich zu einer Verbesserung des Tafeldruckes.

den des Künstlers. Bildsäulen sind in dem Gefühle der Betrachtenden gewissermaßen Repräsentanten der Personen, die sie vorstellen; je mehr Wahrheit des Charakters der gefeierten Person in ihnen ausgeprägt ist, desto vollendeter sind sie. Gutenberg, wie ihn hier David darstellt, steht sehr bescheiden da; vielleicht war sein Charakter wirklich so; der Künstler wird wohl jede mögliche Nachforschung darüber angestellt und nicht ohne geschichtliche Anforderung gerade diese Haltung gewählt haben. Mit den Gefühlen eines so bescheiden aussehenden Mannes aber will es sich nicht vereinigen, sich hier herauf zu stellen und selbstrühmend sich vor aller Welt sehen zu lassen. Man möchte dem armen Mann gerne herunter helfen und ihm die nächste Hausthüre öffnen, um ihn aus seiner peinlichen Lage zu befreien. In der Hand hält er ein Blatt, worauf die Worte stehen: „Et la lumière fût!“ Allerdings sind diese Worte für die Wirkung seiner Erfindung nicht zu hoch gegriffen; aber sie legen dem Manne einen Gedanken in den Mund, den er nicht entfernt dabei hatte. Ihm war nur daran gelegen, Kosten zu ersparen: denn wenn er bisher, wie seine Vorgänger, in der Weise gedruckt hatte, daß er ganze Seiten in Holztafeln ausschnitt, so hielt er es jetzt für vortheilhafter, die Buchstaben einzeln auszuschneiden, um sie auch zu andern Drucken benützen zu können. Es ist kaum glaublich, daß nicht auch Leute, die sich vor ihm mit dem Druck durch Holztafeln beschäftigten, auf diesen Gedanken gekommen sein sollten; denn er liegt in der That sehr nahe und schon Cicero spricht eine verwandte Vorstellung aus [1]). Aber wahrscheinlich hat ihnen die Mühe eines fortwährenden neuen Zusammensuchens der Lettern zu groß, der Kostenaufwand für einen Vorrath von jedem einzelnen Buchstaben zu bedeutend geschienen,

---

[1]) Diese herrliche Welt, sagt Cicero, habe eben so wenig durch Zufall entstehen können, als sich aus einem ungeheuren Haufen von Buchstaben aus Gold oder einem anderen Material, den man auf die Erde schütte, von selbst ein Buch bilden werde. Cicer. de natur. deor. II, 37: „Hoc qui existimet fieri potuisse, non intelligo, cur non idem putet si innumerabiles unius et viginti formae literarum vel aureae vel quales libet, aliquo conjiciantur, posse ex his in terram excussis annales Ennii, ut deinceps legi possint effici: quod nescio an ne in uno quidem versu possit tantum valere fortuna.“

als daß sie sich einen Vortheil bei einer derartigen Abänderung des Druckes mit Holztafeln versprochen hätten. Wie dem sei, ich bin weit entfernt, das Verdienst Gutenbergs schmälern zu wollen; aber an das „Et la lumière fût“ hat er denn doch gewiß nicht gedacht. Im Uebrigen bin ich ziemlich gleichgültig dabei, wenn bei Gelegenheit des Jubiläums im Jahre 1840 die Franzosen, den Mainzern gegenüber, die Erfindung für Straßburg in Anspruch nahmen [1]); den Deutschen würde sie auch so bleiben; denn die Geschichte hat nicht und wird nicht vergessen, daß Straßburg seit uralten Zeiten zu Deutschland gehörte und daß der Grundstock der dortigen Einwohner deutschen Stammes ist. Ja Straßburg galt gerade seiner Gesinnung und Haltung nach immer für eine recht deutsche Stadt, und die deutsche Geschichte ist ihres Lobes voll. Es möge mir gestattet sein, aus Merian's topographia Alsatiae, Frankfurt 1644, ein paar Zeugnisse anzuführen. „Die Bürgerschaft dieser Stadt, sagt er, ist beherzt und männlich und es hat allda zu Kriegs- und Feuerszeiten trefflich gute Ordnungen. Und sie ist für eine Festung des deutschen Landes gegen Frankreich zu rechnen,

---

[1]) Die Ansprüche der Straßburger auf die Erfindung fußen auf einer einzigen Stelle eines Protokolls aus dem Prozesse, den zwei Brüder Dritzehn mit Gutenberg führten und das der Historiker Schöpflin im Jahre 1745 aufgefunden hat. Es kommt darin die Stelle vor: Andreas Dritzehn uwer Bruder selige hat 4 Stücke unbenan in einer pressen liegen, da hat auch Hans Gutenberg gebetten das ihr die daraus nement und uff die Presse legent von einander, so kann man nit gesehen was das ist.“ Guttenberg verstand nämlich mehre Künste und hatte gegen Lehrgeld eine solche einem Andreas Dritzehn gelernt. Wie man anderweitig ersieht, war dies die Kunst, Spiegel zu machen. Nun starb genannter Andreas und seine beiden Brüder wollten jetzt das Lehrgeld heraus haben, oder in die Kunst gleichfalls eingeweiht sein. Auf jenen Ausdruck Presse nun fußen die Straßburger, um die Erfindung in ihrer Stadt geschehen zu lassen. Es liegt außerhalb den Gränzen dieses Buches, ihre Gründe zu würdigen; nur so viel möchte hier entgegnet werden, daß Gutenberg selbst sagt, die Erfindung sei in Mainz gemacht und eine große Zahl von Schlußbemerkungen der ersten gedruckten Bücher dasselbe aussagen. So heißt es z. B. am Ende des im Jahre 1460 von Gutenberg gedruckten Katholikon, daß die Gnade Gottes die Stadt Mainz „tam alto ingenii lumine donoque gratuito ceteris terrarum nationibus praeferre illustrareque dignatus est.“ Jene „Presse“ gehörte wahrscheinlich zu einer Verbesserung des Tafeldruckes.

welcher Kaiser Maximilian I. in einem Schreiben an sie abgegangen, dieses herrliche Lob gegeben, daß sie sei ein alter getreuer Stand des Reiches, eine vornehme, gute, weit und breit bekannte Stadt und des Ort des heiligen Reiches starke Vormauer, die den ehrlichen, löblichen un druhmwürdigen Fußtapfen ihrer Altvordern jederweilen treulich nachgefolget in männlicher Tapferkeit, aufrichtiger Redlichkeit, alter deutscher Kühnheit und unerschrockener Standhaftigkeit. Erasmus Roterodamus hat ihr zu seiner Zeit Dieses nachgesagt, daß durch ihre Bürgerschaft gute Sitten, der Obrigkeit Weisheit und hocherleuchteten Verstand und Aufrichtigkeit, sie es so weit und dahin gebracht habe, daß, wie vor Zeiten von den Massilienfern, so jetzt von den Straßburgern und ihrer ganzen Polizei ein lebendiges Beispiel der Tugend und wohlbestellten Stadt und Regiments könne genommen werden. Ueberdies, was er für das edelste Stück halte, sei kein Volk, welches der Tugend und vortrefflichen ingeniis mehr Ehre erzeige, als eben Straßburg; daher sie auch an gelehrten, verständigen, tugendreichen und scharfsinnigen Männern keinen Mangel habe".

Ich hatte bei meinem Gasthause den Bahnhof der Baseler Eisenbahn ganz in der Nähe. Ein ungeheueres Gedränge von Menschen war da, und man hatte Mühe, ein Billet zu erlangen. Der Zudrang soll nicht jeden Tag so außerordentlich sein. Die Gesellschaft hat in ihrem eigenen Interesse die Einrichtung getroffen, daß man an Sonntagen und bei anderen Veranlassungen, wo die Bevölkerung einzelner Ortschaften in größerer Zahl nach Straßburg oder anderen anliegenden Städten zu kommen wünscht, auf dasselbe Billet wieder zurückfahren kann, ohne für die Heimfahrt besonders bezahlen zu müssen. Dieser halbe Preis lockt denn Viele an und so war also auch heute die Reisegesellschaft sehr zahlreich und das Gedränge im Bahnhof sehr groß. Hatte man sich einmal bis in die Nähe der Wagen durchgekämpft, so wurde der Platz freier; denn es war Niemanden erlaubt, der nicht wirklich mitreiste, über eine Barriere zu treten, welche die Wagen vom Publikum abgrenzte; und so mußte denn auch ich mich jetzt schon von Herrn von K. verabschieden, der die Güte gehabt hatte, mich nach dem Bahnhof zu begleiten.

So ängstlich die Reisenden auch hier, wie überall, auf ihre Plätze losgestürzt waren, so dauerte es denn doch noch ziemlich lange, bis sich der Zug in Bewegung setzte. Endlich ging es pfeilschnell dahin. Bald wurde die Gegend durch die Bergkette der Vogesen angenehmer, welche sich an der rechten Seite unabsehbar nach der Schweiz hinaufzog. Die Gipfel boten in ihren verschiedenen Formen eine angenehme Abwechslung; meist waren sie mit Laubwald bedeckt; Dörfer und Städtchen lagen zu ihren Füßen. Linkshin, wo der Rhein von Deutschland schied, war die Gegend völlig flach; man bekam den Strom jedoch nirgends zu Gesicht. Da und dort erschienen schöne Kirchthürme; der Straßburger Münster scheint einen guten Einfluß auf den Willen und Geschmack der kleineren Städte den Rhein hinauf geübt zu haben.

Die Unterhaltung in unserem Wagen wurde fast durchgängig in deutscher Sprache gepflogen. Einzelne saßen völlig stumm da; ein Beweis, daß sie nicht Deutsch verstanden. Die deutschen Bewohner dieser Gegenden sind in der Regel des Französischen ziemlich mächtig. Die Französischen dagegen verstehen nur sehr selten deutsch. Je näher man Basel kam, desto mehr französische Elemente sammelten sich und die deutsche Sprache war zuletzt fast völlig verdrängt. Nur einige Studenten, die ihren Witz fortwährend, wenn auch nicht immer in der gelungensten Weise, zur Unterhaltung der Gesellschaft spielen ließen, hielten das Vaterland noch aufrecht. Der Zug hielt auf der langen Strecke ziemlich oft. Der Reisenden nach Basel waren eigentlich wenige; fast die sämmtliche Gesellschaft wechselte bei jeder neuen Station. Dort hatte sich an den Barrieren immer auch viel schaulustiges Publikum gesammelt; bei Schlettstadt lag eine Reihe Dragoner mit Helmen und gelben Aufschlägen, fast alle den Kopf auf die Hand gestützt, über die Barriers herüber und erinnerte an jene Aeußerung der beiden Räuber in Fra Diavolo: Es ist so angenehm, bei so schönem Wetter Nichts zu thun! Es waren blutjunge Bursche, für deren unbärtige Gesichter der Helm viel zu kriegerisch aussah. Unter den Reisenden, welche hier einstiegen, befand sich eine hübsche junge Dame, welche, zu ihrer nicht geringen Verlegenheit, für den Weg nach Mühlhausen der Gesellschaft wiederholten Stoff zum Lachen bieten sollte. Sie brachte

ein Päckchen mit herein, in eine Serviette eingeschlagen, stellte dasselbe vorsichtig auf den Boden zwischen ihre Füße und bat ihre Nachbarin gegenüber, nicht mit den Füßen daran zu stoßen und zu dem Schutze desselben beizutragen. So lange der Zug nicht abfuhr, war Alles in Ordnung und Niemand schenkte dem weißen Packet eine besondere Aufmerksamkeit. Als aber die Locomotive den ersten Stoß that, fing in der Serviette Etwas an in Bewegung zu kommen, und eine Stimme drang herauf: Ki-kri-kih! Alles wurde aufmerksam. Sogleich folgte eine andere, etwas tiefer: Ki-kri-kih; sodann beide zusammen Ki-kri-kih! Nun brach die ganze Gesellschaft in ein lautes Gelächter aus. Das arme Mädchen wurde roth wie Blut, sie lächelte auch, aber es war ein Lächeln der peinlichsten Verlegenheit. Das hätte sie nicht gedacht, daß die Thiere in dem so sorgfältig maskirten Ställchen sich durch Geschrei verrathen würden; sie hätte jetzt wohl viel darum gegeben, wieder aus dem Wagen zu sein; aber es war nicht mehr möglich. Glücklicher Weise beruhigte sich die vorlaute Küchengesellschaft sehr bald. Nachdem sie durch ein paarmaliges Schreien ihre Verwunderung über die ungewohnte Bewegung ausgedrückt hatte, verhielt sie sich völlig ruhig. Aber so oft bei einer neuen Station der Wagen wieder in Bewegung kam, schrieen die rücksichtslosen Thiere auch wieder einige Mal und versetzten das neu eingetretene Publikum in die nämliche Heiterkeit. Die ihrem peinlichen Zustand so allein überlassene junge Dame saß anfangs völlig schweigend da. Ihre ängstlich verlegenen Mienen baten mehr um Entschuldigung, als es nöthig war, und ich meiner Seits mochte nicht mehr mitlachen. Bei der zweiten Station endlich, als die Hühner eben wieder ruhig geworden waren, kam sie auf den glücklichen Gedanken, sich gegen ihre Nachbarin über ihre Verlegenheit zu äußern, was denn auch das Beste war, ihre Lage zu erleichtern, wenn sie anders die Thiere nicht aus dem Wagen werfen oder aussteigen wollte; denn die auf einer der hinteren Bänke sitzenden Studenten waren unerschöpflich in ihren Bemerkungen über die angenehme Unterhaltung, welche die schöne Dame durch die interessanten Melodien der fremden Singvögel unserer Gesellschaft bereite. Ob die Vögel denn wohl auch so schöne Federn hätten? ob man nicht vielleicht einen zu sehen bekom-

men könne? Etwa in Basel? Dort würden sie wahrscheinlich in dem Saal eines Gasthauses als Sehenswürdigkeit vor dem Publikum ausgestellt, und da könne man freilich nicht verlangen, daß man sie jetzt schon zeige; es würde dadurch das Interesse des Publikums auf eine empfindliche Art geschmälert werden. Auch die Elephanten seien auf dem Transport immer in lange Decken eingeschlagen, um sie vor den Blicken der Vorübergehenden zu verhüllen. Vor dem Gesang freilich könne man die Ohren der Reisegesellschaft nicht völlig verschließen, und das sei ein Mißgriff; die Dame hätte einen Extrazug nehmen sollen. Nein, meinte ein Anderer, dahinter liege ein wohlberechneter Plan; die Reisegesellschaft solle Lärm im Publikum über die zauberische Gewalt dieser Töne machen; er seinerseits fühle sich bereits durch das Wenige, was er gehört habe, in einen Grad der Entzückung versetzt, daß er nicht mehr wisse, ob er sitze oder fliege, er sehe nur noch Wolken über ihm, roth, blau und grün durcheinander; möge ihm der Himmel gnädig sein, daß er da glücklich wieder herabkomme, wenn der Zauber vorüber sei. Mit einem solchen Vogel, bemerkte ein dritter, getraue er sich dieselben Geschäfte zu machen, wie Jenny Lind mit ihrer Stimme. — Vielleicht, daß Jenny Lind gar nicht durch ihre eigene Stimme die Zuhörer bezaubere, sondern einen solchen fremden Vogel im Verborgenen bei sich führe! — Vielleicht sei die junge Dame gar Jenny Lind selbst, und man mache hier eine Entdeckung, welche die Theaterwelt in Erstaunen setzen werde. In diesem Sinne ging das Gespräch der Studenten halb laut fort. Jedermann natürlich verstand sie, und das war auch ihre Absicht. Sie hatten von der hintersten Bank des Wagens Besitz ergriffen und benutzten von dort hervor für ihre Laune Alles, was sich darbot. Glücklicher Weise wandte ihnen das Mädchen den Rücken; und das war denn wohl auch der Grund, daß sich ihr Witz so unbarmherzig in die Länge spinnen konnte: hätten sie die Verlegenheit auf dem hübschen Gesichte gesehen, sie würden längst geschwiegen haben. Ich saß auch um eine Bank entfernt, fand es aber doch zuletzt für nöthig, zu Gunsten der Verlassenen ein paar Bemerkungen einzuwerfen. Ich denke, sagte ich, die Hühner hier schreien nicht anders, als wie wir es schon hundertmal gehört haben, ohne es lächer-

lich zu finden. Die Scene erinnert mich recht lebhaft an meine Knabenjahre. Wir sahen draußen tausend Maikäfer fliegen, ohne einen Spaß daran zu finden. Wenn sich aber einmal Einer zum Schulfenster hereinverirrte, so erregte dies unsere Heiterkeit in außerordentlichem Grade. Sie glauben nicht, in welche Verlegenheit mich diese Hühner setzen, entgegnete das Mädchen. Ich war bei einer Tante in Schlettstadt auf Besuch; sie wollte meiner Mutter mit ein paar wohlgepflegten Hühnchen eine Freude machen, ich konnte nicht ausweichen, ich mußte sie mitnehmen. Es wäre mir nicht eingefallen, daß die Thiere schreien würden. Lassen Sie sich das nicht anfechten, sagte ich, Hühner hört man allerwärts schreien, ohne Ohrenstechen zu bekommen. Es wäre freilich besser gewesen, Sie hätten dieselben gebraten mitgenommen; doch ist die Sache jetzt nicht mehr zu ändern. — Damit war die Hühnerangelegenheit in unserem Wagen beendigt; auch die Studenten verließen dieses Thema. Nur ein stilles Lächeln zeigte sich noch auf den Gesichtern, wenn die verwünschten Thiere eben gleichwohl wieder schrieen, so wie der Zug bei einer neuen Station wieder in Bewegung kam — und die Röthe stieg dem armen Mädchen wiederum in's Gesicht.

Als wir nach Mühlhausen kamen, war es schon völlig finster: man konnte von den Umgebungen durchaus nichts erkennen; nur das Rauschen eines Wassers hörte man am Bahnhofe. Neu und überraschend war es für mich, als bei eintretender Dunkelheit durch eine Oeffnung in der Decke des Wagens, deren Absicht ich mir bisher nicht erklären konnte, eine angezündete Lampe sich herabsenkte. Nach 9 Uhr endlich kamen wir in Basel an, nachdem wir seit halb 4 Uhr gefahren waren. Wir hatten allerdings in diesen wenigen Stunden eine außerordentliche Strecke zurückgelegt; aber die Zeit wurde mir im Wagen denn doch sehr lange. Am Bahnhofe hatten sich die Omnibus für die einzelnen Gasthöfe eingefunden, was in der regnerischen Nacht sehr erwünscht war. Ich ließ mich nach der Krone bringen, die man mir als gutes und billiges Gasthaus empfohlen hatte. Hier erfuhr ich zu meinem Erstaunen, daß es in der Schweiz seit vierzehn Tagen unablässig geregnet habe — indeß in der Umgegend von Karlsruhe und Straßburg seit Wochen nicht ein Tropfen Regen gefallen war. Es

war dies in der That eine auffallende Erscheinung, namentlich für Den, welcher auf der Eisenbahn in wenigen Stunden aus einem ausgetrockneten, sonnenverbrannten Land in eine Region unabläßigen Regens kommt. Die Ursache natürlich konnte nur in den Gebirgen gesucht werden.

Mein Zimmer ging auf den Rhein hin, der am Gasthause vorüberströmt. Ich legte mich noch eine Weile ins Fenster, um sein Rauschen — er ging sehr hoch — deste mächtiger an mein Ohr schlagen zu lassen und meine Gedanken hier am Eingange in die Schweiz, begünstigt von der Stille der Nacht, in das schöne Land hineinzusenden, nach den grünen Seen, nach dem Rigi und unter die Berner Hochgebirge, wo ich früher einmal gewesen. Schon das Bewußtsein, diesen Kolossen näher zu sein, wirkte erhebend auf das Gemüth. Unsere menschlichen Sorgen sind vor der ewigen Majestät dieser eisigen Häupter so klein, unsere ganze, im flüchtigen Wechsel auf und niedertauchende menschliche Existenz, wird vor ihnen so unbedeutend, daß wir in ihrer Anschauung uns selbst völlig verlieren und der verborgene Keim des ewigen, der denn doch unvertilgbar in uns liegt, befreit von den kleinlichen Fesseln dieses Erdentreibens, ihre ewigen Gipfel in der seligen Ahnung umschwebt, daß es wohl doch auch für das, was in uns denkt, noch etwas Höheres geben müsse, als menschliches Fleisch und Bein!

Alterthumskunde.

Ueber den Vicus Ambiatinus, den Geburtsort des Kaisers Cajus Caligula.

Von A. Grebel.

Ob Caligula, der Sohn des Germanicus und der Agrippina, wirklich in oder bei dem Orte *Ambiatinus* geboren worden, ist zweifelhaft. Es ist um so weniger meine Absicht diese Thatsache näher zu untersuchen, weil Caligula weder als Mensch, noch als Kaiser sich so benommen hat, daß es von Interesse sein könnte, seinen Geburtsort genau zu wissen. Wir Deutsche wenigstens haben keine Veranlassung zu einer solchen Untersuchung, indem Caligulas höchst verächtliches Betragen in Deutschland ihn mit Schande bedeckte.

Plinius erzählt zwar bei Sueton, in der Lebensbeschreibung des Caligula, daß er in dem Vicus Ambiatinus im Jahr 13 v. Chr. geboren worden, und daselbst ein Votivaltar, mit der Inschrift: „Ab Agrippinae Puerperium," wegen der Niederkunft der Agrippina, gezeugt werde. Als einen weiteren Beweis für die Richtigkeit seiner Angabe führt Plinius folgende beiden Verse an, welche beim Antritte der Regierung des Caligula geschrieben wurden und darauf hindeuten, daß er bei den Winterlegionen geboren worden sei:

In castris natus, patris nutritus in armis
Jam designati principis omen erat.

(Im Lager geboren und in den Waffen des Vaters erzogen, war das schon ein Vorzeichen des zur Regierung bestimmten Fürsten.)

Sueton bestreitet zwar diese Angabe des Plinius; Andere geben Tibur oder Antium für den Geburtsort Caligula's aus; Tacitus aber bestätigt die Behauptung des Plinius, so daß diese wohl auch für die richtigere zu halten sein dürfte. Dem sei indessen wie ihm wolle, die Ehre der Geburtsort eines Caligula zu sein, wollen wir gern jedem anderen Orte überlassen und bezwecken gegenwärtige Zeilen blos einige Notizen über die wahrscheinliche Lage des Vicus Ambiatinus mitzutheilen.

Die Lage dieser römischen Station war von jeher sehr bestritten, und wurde in jüngster Zeit wieder der Gegenstand vielfacher Erörterungen. Obschon die Stelle des Plinius bei Sueton [1]) dem Anscheine nach die Lage des Vicus Ambiatinus ziemlich genau in Treveris und Supra Confluentes, bezeichnet, so wurde sie doch bald auf Bad Ems, Capellen, Moselweis, dem Camperhof, nahe bei Moselweis, Mayen und Polch, auf dem Maifelde, Igel, oberhalb Trier, Rhense und Boppard am Rheine, bald auf Münster-Maifeld bezogen.

Für letzterem Ort hatte sich bereits Brower ausgesprochen, und glaubt Hr. Prof. Seul, in seiner sehr verdienstvollen Abhandlung über das Maifeld, diese Ansicht Browers durch einige Urkunden außer allen Zweifel gesetzt zu haben, welcher Behauptung Hr. v. Ledebur, in seiner Abhandlung über den Maiengau beipflichtet.

So scharfsinnig nun auch Hr. Prof. Seul seine Ansicht durchzuführen sucht, kann ich dieselbe dennoch nicht theilen, glaube vielmehr, daß der 1¼ Stunden oberhalb Coblenz, am Fuße der Burg Stolzenfels gelegene Ort Capellen, die größte Wahrscheinlichkeit für sich hat, daß dort der, nach der Vertreibung der Römer durch die Deutschen zerstörte, Vicus Ambiatinus gestanden hat.

Nachdem Hr. Prof. Seul die Niederlage der Usipeter und Tenchterer durch Cäsar, mittelst Aenderung des durch diesen Feldherrn ge-

---

[1]) Ubi natus sit (Caligula) incertum diversitas tradentium facit. Ca. Lentulus Gaetulicus Tiburi genitum scribit: Plinius Secundus in Treviris, „Vico Ambiatino," supra Confluentes: addit etiam pro argumento aras ibi ostendi inscriptas „ob Agrippinae puerperium" Versiculi imperante moreco, ati, apud hibernas legiones procreatum indicant. Suetonii Tranq. Cap. 8.

schriebenes Wortes: „Mosa," in „Mosella," auf den Hunsrücken verlegt hat (worauf ich später zurückkommen werde), bringt er diese Begebenheit mit dem Vicus Ambiatinus in Verbindung, führt die oben mitgetheilten Orte, welche man bisher für diesen Vicus hielt, an, und fährt sodann also fort:

„Indessen hat man sich bei allen diesen Annahmen geirrt, wie zwei Stellen aus urkundlichen Handschriften, wovon die erste von Hontheim, die zweite von Günther abgedruckt ist, beweisen. Nach denselben lag der Vicus an demselben Orte, wo heute Münster-Maifeld liegt. Brower war durch die erste zuerst auf die Vermuthung gekommen, daß er an der Stelle des nachherigen Münster-Maifeld gelegen habe. Die eine dieser Stellen findet sich abgedruckt in Hontheims Trierischer Geschichte, in der Urkunde, welche Pipin der Kleine abfassen ließ, um dem Erzbischofe von Trier, Wiomadus, die Kirche St. Maximin, Paulin und Martin, im Jahr 761, am 17. Juni nach alter Sitte der fränkischen Könige zu bestätigen. Darin heißt es: „et ecclesiam sancti Martini in pago Ambitivo constructam."

Hontheim bemerkt dazu, daß Brower in seinen Annalen, statt ambitivo, *ambitarino* lese, daß es aber auch unter dieser Benennung keinen Gau (pagus) gäbe. Richtiger wurde daher in der Bestätigungsurkunde Karls des Großen, welche ganz dieselbe Kirche namhaft macht, vom Jahr 773 die Kirche ecclesia S. Martini in pago Meginensi bezeichnet. Die andere Stelle befindet sich in einer Schenkungsurkunde des Erzbischofs Heinrich von Trier, worin derselbe der Martinskirche im Mayengaue zwei Huben Landes in Mertloch gibt, welche er von seinem Vasallen Arnold und Sigobod gegen andere in Sürsch und Rüttig vertauscht hatte. Darin heißt die Kirche „ad basilicum Sancti Martini confessoris Christi, quae ambitivum vocatur." Daß hier und in jener anderen Stelle mit der Kirche des h. Martins die Münsterkirche auf dem Maifelde bezeichnet sei, wird hier ausdrücklich, einige Zeilen vorher, mit den Worten: „fidelibus in pago Meginensi," und oben in der zweiten Urkunde vom Jahr 773 ebenso gesagt. Mag nun auch in jener Urkunde das Wort Pagus unpassend angewandt sein, so bleibt doch das Wort

ambitivus, als Bezeichnung des Ortes, wo die Kirche stand, und noch steht, übrig.

„Vergleicht man nun aber das Wort ambiatinus des Suetonius mit ambitivus dieser Urkunden der späteren Zeit, und hält fest, daß jener auch im Lande der Trevirer oberhalb Coblenz, lag, so kann kein Zweifel bleiben, daß jener vicus ambiatinus der Römer an der Stelle lag, wo jetzt noch das Städtchen Münster-Maifeld gelegen ist. Und höchst merkwürdig ist, daß das, was in der gelehrten und Schriftwelt verloren war, sich in einem Namen bis auf den gegenwärtigen Tag erhalten hat. Der Hof Kalsch, welcher auf der Nordseite dicht am Münster-Maifeld liegt, und wobei wiederholt römisches Mauerwerk von Ziegeln, neuerdings aber auch ein kleines Gemach mit römischem Estrich ausgegraben wurde, scheint nichts anders zu sein, als eine Zusammenziehung des Namens Caligula."

„Gehen wir nun zum Cäsar zurück, und lesen, daß er gehört habe, die Tenchterer und Usipeter hätten ihre Reiterei zu den Ambivariten über die Mosel geschickt, um Beute zu machen und Futter zu holen, so fällt die außerordentliche Aehnlichkeit zwischen den Wörtern Ambitivus, Ambiatinus und Ambivaritos in die Augen. Ihre Stammsilben Ambi sind ganz gleich und die Endungen nur in einigen Buchstaben verschieden. Von den beiden ersten wissen wir, daß sie trotz ihrer Verschiedenheit denselben Ort bezeichnen. Die Verschiedenheit des letzten von dem vorletzten besteht bloß darin, daß zwei Laute v und r hinzugekommen, und die anderen etwas versetzt sind. Bedenkt man nun noch, daß Cäsar dieses Wort mittelbar durch einen Dolmetscher gehört und aus dem Gehör niedergeschrieben hat, so würde man sich kleinlicher Zweifelsucht verdächtigen, wenn man an der Einheit der Wörter und deren gleicher Bedeutung zweifeln wollte. Nimmt man noch die Ergebnisse der früheren Erörterung hinzu, so scheint es über allen Streit erhaben und sicher zu sein, daß die Ambivariten die Einwohner in und um den Vicus Ambiatinus, also des späteren Maifelds gewesen sind." —

Es gründet, wie man sieht, Hr. Seul seine Meinung, daß der Vicus Ambiatinus das heutige Münster-Maifeld sei

1) auf die Aehnlichkeit des Wortes Ambiatinus mit dem Worte Ambitivus, welches gleichlautend in den beiden bezeichneten Urkunden vom Jahr 761 und 964 vorkommt;

2) auf die Aehnlichkeit des Wortes Ambiatinus mit dem Ausdrucke Cäsars: „ad Ambivaritos trans mosam," bei seiner Schilderung der Niederlage der Usipeter und Tenchterer (cap. 10).

3) auf eine Aehnlichkeit zwischen dem Namen des Kalscher Hofes und Caligulas, worauf die Vermuthung gegründet wird, daß hier eine Zusammenziehung des Namens Caligula vorliege. Eine Beweisführung, wie die eben angedeutete, welche nur auf einer ziemlich entfernten Aehnlichkeit von Wörtern beruht, muß schon an und für sich Verdacht erregen, und ist es bekannt, daß von jeher auf den Grund solcher Wortähnlichkeiten die gröbsten Trugschlüsse zu Tage gefördert worden sind. Nicht mit Unrecht sagt in dieser Beziehung der Prof. Klein, in einer Abhandlung über die römische Station Confluentes, „daß man alltäglich in der filologisch-historischen Welt sehen müsse, daß an dem einfachen, deutlichen Worte eines Schriftstellers, kritische Kunst so lange hin- und herwende und drehe, bis der Text nach Wunsch verwickelt oder dunkel geworden, dadurch eine gelehrtere Erklärung zulasse, und dann hinterher eine Lieblings-Hypothese emporsteige, vom Urheber auf Conjuncturen, Glossen, und Varianten mühsam erhoben."

Die Gallier entlehnten bekanntlich ihre Ortsnamen vorzüglich von den Zufälligkeiten der Situation, und es müssen daher dieselben und ähnliche Namen sich sehr häufig wiederholen. In dieser Gewohnheit liegt aber auch allein die ganze Aehnlichkeit der Worte Ambiatinus, Ambitivus und Ambivariti, ohne daß dieselben identisch wären. Ganz ähnliche Namen gallischer Völker kommen deshalb auch in Menge vor, wie z. B. die Ambibari, die Ambitui, die Ambilatri, die Ambiliati oder Ambialites, die Ambiani u. s. w. (Conf. Plinius hist. nat. V. 32. sect. 42, IV. 19. Sect. 33. Caesar B. G. III. 9). Bei allen diesen Namen ist die Stammsilbe Ambi ganz gleich, wie bei Ambiatinus, und bedürfte es zu ihrer Verwandlung in Ambiatinus, nicht einmal einer so großen Veränderung der Endsilben, wie sie

Hr. Seul mit Worten Ambitivus und Ambivariti vorzunehmen gezwungen war. Aber eben der Grund, daß die Stammsilben Ambi gleich sind, mithin nichts unterscheidendes enthalten, beweist, daß die Endsilben die unterscheidenden Merkmale enthalten müssen.

Grade unsere Streitfrage beweist sehr auffallend, was nicht Alles aus einer solchen nichtsbeweisenden Wortähnlichkeit, gefolgert wird. So glauben Andere mit eben so viel Grund den Vicus Ambiatinus nach Ems verlegen zu können, weil Ems im Mittelalter mitunter mit Embatia übersetzt worden sei, also Aehnlichkeit mit Ambiativus habe, während doch der Vicus ausdrücklich als im Lande der Trevirer (in Treviris) gelegen bezeichnet wird, und der Rhein die Grenze der Trevirer bildete, Ems aber auf dem rechten Rheinufer liegt. Aber auch schon der innere Grund, daß man nämlich eine so hohe Wöchnerin, wie die Agrippina, nicht in Ems, in der Nähe der ebenso feindlichen wie kriegerischen Katten, den Wechselfällen des Krieges ausgesetzt haben würde, hätte von dieser Idee abbringen sollen.

Laront, ein Gelehrter zu Luxemburg, verlegt den Vicus Ambiatinus sogar nach Igel, oberhalb Trier, ebenfalls wegen einer Wortähnlichkeit, indem er behauptet, Igel habe seinen Namen von Caligula d. h. Cajus Igula. Seine Schrift erschien zu Luxemburg im Jahr 1769 unter dem Titel: „Cajus Igula, ou l'Empereur Cajus Caesar Caligula, né à Igel, le 38 Août de l'an 746 de Rome — Essai par forme de Dissertation sur le sujet et l'epoque du fameux monument, appellé la Tour d'Igel."

Laront behauptet, daß das Monument zu Igel, bekanntlich von der Familie der Secundiner herrührend, zu Ehren des Caligula errichtet worden sei, welcher unglückliche Gedanke nicht einmal das Verdienst der Neuheit hat, indem Joh. Herold ihn schon im 16. Jahrhunderte in seinen Antiquitatibus Germaniae äußerte.

Minola erklärt sich für den Camperhof oberhalb Coblenz an der Mosel, indem die Römer aus Camp leicht Ambianum oder Ambiatum hätten machen können!!!

Wir ersehen aus diesen sich widersprechenden Hypothesen, daß,

wenn man sich einmal erlaubt an einem feststehenden Worte zu wenden und zu drehen, gar keine Grenze mehr zu bestimmen ist.

Am weitesten geht aber in der Wortverdrehung resp. der Annahme einer Wortähnlichkeit, der Freiherr von Reiffenberg in seinen Antiquitatibus Sainensibus vom Jahr 1684, dessen Manuscript ich besitze, indem er aus Ambivariti (nicht aus Ambiatinus, wie Herr Seul irrthümlich anführt) — Boppard auf folgende Art herleitet [1]) „Nach Althammers cimbrischer Etymologie sei „Am" gleich „Ambs," bi das teutsche bey, und „varitten" bedeute Schifffahrzeuge. Besser aber gefiele ihm am Bivarthen gleichsam ahm Beifahrten. Dieses passe für einen Ort der Ripuarier, der Uferbewohner. Das Wort Bifahrten, oder Bifahriten, sei nach und nach verdorben worden in Bivort, Bovart, Bobart, Boppart u. s. w."

Wenn solche Etymologien zur Entscheidung einer wissenschaftlichen Frage angeführt werden können, dann kann und darf man sich über die bekannte Herleitung des teutschen Wortes „Fuchs" aus dem griechischen ἀλώπηξ, Alopix, Alopax fax, fix, fox, fox, — Fuchs!!! gar nicht mehr wundern.

Eine Identität der Worte Ambiatinus mit Ambitivus und Ambivariti liegt nicht vor, und ihre scheinbare Aehnlichkeit gründet sich nicht darauf, daß sie Varianten zur Bezeichnung ein und desselben Ortes sind, sondern, wie wir gesehen haben, lediglich auf die bei den Galliern übliche Wortbildung der Ortsnamen. Aber auch ganz abgesehen hiervon, läßt es sich sogar mit der größten Wahrscheinlichkeit

---

[1]) Ambivariti enim, ut Althamerus in suis ex Goropio excerptis etymologiis Cimbricis vult, cognominati a canalibus navigatilibus, ita ut „am" sit idem quod „ambs," „bi" idem quod „bey," et varitter" canales navigabiles; licet mihi magis arrideat „ahm bivarthen," quasi ahm beyfahrten, illud i enim inter r et t ob antiquam pronuntiationem irrepsisse videtur. — — — Vocabuli autem illius Bifahrten vel Bifahriten, paulatim varie corrupti, et in Bivort, Bovert, Bobart, vel ut hodie, Boppart, mutati, quod tum forte statio, illa navium atque ideo am Bifahrt dictum fuit, vestigia adhuc satis apparere puto, et sicut tempore J. Caesaris tantum ahm Bifahrt dictum, ita deinceps, invalescentibus civibus, in vicinos pagos imperium sumsisse, et sic Bi — vel Bovarterrich, quod Latini in Bodobrigam mutarunt, vocari potuit etc.

nachweisen, daß die Worte Ambiathnus und Ambivariti durchaus in keiner Verbindung stehen, und denselben Ort gar nicht bezeichnen können.

Die Behauptung des Hrn. Prof. Seul, daß die Worte Ambiatinus und Ambivariti gleich bedeutend seien, gründet er auf die Annahme, daß Cäsar die Usipeter und Tenchterer nicht am Zusammenflusse der Maas und des Rheines, sondern auf dem Hunsrücken, also zwischen Mosel und Rhein, besiegt habe, und die feindliche Reiterei, zum Beute- und Futtermachen über die Mosel „ad Ambivaritos," d. h. dem heutigen Maifelde entsandt gewesen wäre.

Um zu diesem Resultate zu gelangen, half aber dem Hrn. Prof. Seul die Aehnlichkeit der Worte Mosa und Mosella nicht mehr aus, sondern er mußte dem feststehenden Texte Gewalt anthun, und an den beiden Stellen Cäsars de B. G. IV. 9. ad ambivaritos trans Mosam, und l. c. IV. 15. ad Confluentem Mosae et Rheni, aus dem unbestrittenen und in allen Manuscripten befindlichen Mosa — *Mosella* machen. Um diese etwas starke Metamorphose zu mildern, behauptet Hr. Seul ferner, daß zu Cäsars Zeiten die Maas und die Mosel entweder denselben Namen, d. h. Mosa geführt, und erst später die kleineren mit dem Diminutiv-Namen Mosella benannt werden, oder daß Cäsar die beiden Namen verwechselt und statt Mosa, hätte Mosella schreiben wollen.

Julius Cäsar schildert in der Beschreibung des gallischen Krieges im 4. Buche, Kap. 1 bis 15, diese Niederlage der Usipeter und Tenchterer in folgender Weise:

„Unter dem Consulate des Cn. Pompejus und M. Crassus (55 Jahren vor Christus), setzten zwei germanische Völker, die Usipeter und Tenchterer, 430,000 Mann stark, gedrängt von den Sueven, über den Rhein, nicht weit bei seiner Einmündung ins Meer. Sie hatten den Sueven viele Jahre die Spitze geboten, endlich aber wurden sie aus ihren Wohnsitzen vertrieben, schweiften drei Jahre lang in Deutschland umher, und kamen an den Rhein, wo die Menapier wohnten. Diese bewohnten beide Ufer des Rheins; aber die Usipeter und Tenchterer bemächtigten sich durch einen Ueberfall des rechten

Ufers, setzten sogar über den Fluß, nahmen die Wohnungen der Menapier in Besitz und nährten sich den Winter über von deren Vorräthen. Auf die Einladung einiger gallischer Völker aber, die mit Hülfe dieser tapferen Völker das römische Joch abzuschütteln wünschten, blieben sie nicht am Rhein, sondern machten nun Streifzüge tief ins Land hinein und kamen bis ins Gebiet der Eburonen und Condruser, welche Schutzverwandte der Trevirer waren. Einen großen Theil ihrer Reiterei schickten sie, um Beute und Lebensmittel zu holen, über die Maas (trans Mosam ad Ambivaritos) ins Gebiet der Ambivariten. Cäsar zog ihnen aus Gallien entgegen. Als er nur wenige Tagereisen von ihnen entfernt war, da kamen Gesandte derselben zu ihm und verlangten Ländereien. Cäsar gab ihnen eine abschlägige Antwort. Da baten sie um drei Tage Zeit, um mit den Ihrigen zu berathen, und verlangten, daß er nicht weiter vorrücken möchte. Aber Cäsar ging auf Letzteres nicht ein, weil er in diesem Aufschub eine List fand. Er rückte daher weiter vor und stand nicht mehr als 12,000 Schritte vom Feind entfernt, als, der Absprache gemäß, die Gesandten zurückkehrten. Sie trafen ihn auf dem Marsche, und baten inständigst, vom weiterem Vorrücken abzulassen. Er aber setzte seinen Weg fort. Auf weiteres Ansuchen, daß er ihnen noch drei Tage Frist vergönnen möchte, erklärte er, nur noch 4000 Schritte, des Wassers wegen, vorrücken zu wollen; dahin sollten sie am folgenden Tage zu ihm kommen, um über ihre Forderungen Rath zu halten. Nach vergeblichen Unterhandlungen und begangenen Treulosigkeiten (800 deutsche Reiter hatten nämlich die römische Reiterei 5000 Mann stark, in die Flucht geschlagen und 74 Römer getödtet) überfiel Cäsar, indem er in der Eile noch einen Weg von 8000 Schritten zurücklegte, den Feind unvermuthet in seinem Lager und schlug ihn in die Flucht. Den flüchtigen Feind ließ er durch seine Reiterei verfolgen, bis an den Zusammenfluß der Maas und des Rheins (ad confluentem Mosae et Rheni), wo derselbe theils durch das Schwert der Römer, theils in den Wellen des Stromes umkam. Die römische Reiterei kehrte, ohne einen Mann verloren zu haben, zu Cäsar ins Lager zurück."

Die Verlegung dieses Schlachtfeldes von den Ufern der Maas an

jene der Mosel, wie sie Hr. Seul beabsichtigt, ist schon in älteren Zeiten öfter und insbesondere in Guicciardini descript. de tutti i paesi bassi; (Amsterdam 1609 fol.) versucht, aber ebenso oft als mit der genauen Schilderung Cäsars, sowie mit den Oertlichkeiten unvereinbar, verworfen werden.

Am gründlichsten wurde dieser Irrthum Guicciardinis in neuer Zeit durch Fölix, im Rheinischen Archive von Vogt und Weitzel, Mainz 1811, 8. Bd. IV, H 3, No. 3, widerlegt. Nach Fölix war der Kampfplatz zwischen Herzogenbusch und Maseyk oder Löwen, und trieb Cäsar die Germanen vor sich her nach dem Zusammenflusse der Maas und des Rheins. Diese Ansicht wurde in neuester Zeit von den meisten Geschichtsforschern als die richtigere erklärt und auch von J. Steininger in dessen ausgezeichnetem Werke „Geschichte der Trevirer unter der Herrschaft der Römer. Trier, 1845," angenommen.

In neuester Zeit hat Hermann Müller, in den „Marken des Vaterlandes", diesen Versuch mit ebenso wenig Glück wiederholt, indem durch die sehr gediegenen Abhandlungen von Strambergs, in seiner „Geschichte der Burg Stolzenfels," Dederichs „Untersuchung der Frage, wo Cäsar die Usipeter und Tenchterer geschlagen" (Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande 1844) und von Leheburs „Maienfeld," unwidersprechlich nachgewiesen ist, daß in beiden Stellen Cäsars nur von der Maas, nicht aber von der Mosel, die Rede sein kann, und daß demnach die Reiterei der Usipeter nicht nach dem Maifelde, sondern in die Gegend von Antwerpen zum Futternehmen ausgezogen war, also zwischen dem vicus Ambiatinus und den Ambivariten weder dem Worte noch der Sache nach irgend eine Verbindung besteht.

Hr. Prof. Seul folgte lediglich der irrigen Ansicht N. Müllers; er ist, meines Wissens, der Kämpe für diese unbegründete Meinung und wird hoffentlich keine Nachfolger mehr haben. Dederich hat in neuester Zeit (1844), in der angeführten Abhandlung über diese Niederlage der Usipeter und Tenchterer, den Müller-Seulischen Irrthum am schlagendsten widerlegt, weßhalb ich nicht umhin kann, seine eigenen Worte anzuführen:

„Hier ist die Stelle zu reden über Cäsars (Kap. 10) Worte: „Ad ambivaritos trans Mosam.“ Seul übersetzt: „über die Mosel,“ und sucht diese Uebersetzung Seite 16 ff. zu begründen. Gegen diese durchaus falsche Ansicht spricht ganz direkt Cäsar selbst im folgenden Kap. 11, wo er von der Maas und nicht von der Mosel spricht. Mag es auffallend erscheinen, daß Cäsar nirgends die Mosel erwähnt; mag Mosella scheinbar nur Diminutivform von Mosa sein: hier handelt es sich um etwas ganz Anderes, um die Bestimmung der Oertlichkeit des Kriegsschauplatzes. Cäsar erwähnte eben zum Erstenmal die Maas; deßhalb beschreibt er gelegentlich im folgenden Kap. diesen Fluß. Weil aber die Maas, die Vahalis, einen Theil des Rhenus, aufnimmt, darum spricht er gleich darauf auch vom Rhenus und seinen vielen Mündungen. Und bei diesen topographischen Schilderungen hat er offenbar absichtlich die Mündungen der Maas und des Rheins ganz besonders im Auge, eben weil in deren Nähe der Kriegsschauplatz war. Die eine Stelle ist durch die andere bedingt; es kann unmöglich an der einen die Mosel und an der anderen die Maas gemeint sein. Alle Tiraden über Cäsar's häufige Ungenauigkeiten, die ich im Allgemeinen nicht in Abrede stellen will, helfen hier nicht aus. Dem gesunden und natürlichen Zusammenhange müssen alle anderen Rücksichten weichen. Die Ambivariten wohnen also jenseits der Maas und nicht der Mosel.

„Um alle Zweifel an seiner Ansicht zu verscheuchen, führt Seul S. 18 (unter Vorgang Müller's S. 44) eine vielbesprochene Stelle des Florus (III. 10, 14) an, nach welcher Cäsar die Mosel und dann den Rhein überschritt, und an welcher Stelle die Schreibart Mosella nie angefochten worden wäre. Dagegen beachten wir zuerst den Zusammenhang bei Florus. So wie früher die Aeduer sich über den Ariovistus beklagt hatten (§. 10), so beklagten sich nun zum zweiten Mal die Treviri über die Germanen (Usipeter und Tenchterer). „Hic vero jam Cäsar ultra Mosulam navali ponte transgreditur, ipsumque Rhenum etc. (Da konnte sich Cäsar nicht länger enthalten, über die Mosel, ja über den Rhein selbst zu gehen, um den Feind auf germanischem Boden aufzusuchen und zu züchtigen). Geben wir in diesem Zusammenhange zu, daß Cäsar aus dem Lande der Anderthen

und Leyovier (denn da stand er) kommend, über die Mosel geschritten sei, so müssen wir folgerichtig auch annehmen, daß er oberhalb des Ausflusses der Mosel über die berühmte Wahlbrücke den Rhein überschritten hat, und das wird doch wohl Niemand mehr behaupten wollen. Zweitens ist es unwahr, daß die Lesart „Mosulam“ oder „Mosellam“ nie wäre angefochten worden. Aus den Ms. s., die „Masiliam“ lesen, schob Vinetus zuerst Mosulam unter: ein Manuscript aber hatte a pr. m. „Mosellam;“ dieses griff Cluver (Germ. Antiq. II. 14) auf, und ihm sind die meisten Editoren gefolgt. Dagegen bezeugt Ortelius (Thes. Geogr.) die Exempliara hätten „Mosam,“ und so hat stillschweigend ediert Stadius. Und unstreitig ist „Mosam“ die richtige Lesart. Sobald Cäsar sich gegen den neuen Feind gerüstet hatte, eilte er über die Maas ins Land der Eburonen, wo der Feind stand, und ging darauf sogar über den Rhein. Ueberdieß rechtfertigt sich aus des Florus Worten, in welchen die Eile Cäsars bei seinem Marsche ins Land der Eburonen nicht zu verkennen ist, auch die eben von uns gegebene Erklärung der Worte Cäsars: „in ea loca iter facere coepit,“ wo eine Angabe des Weges und der Tagereisen unterblieben ist, eben wegen der Eile. Ueber die Stelle des Florus bleibt noch zu bemerken, daß der Schriftsteller in der Kürze seiner zusammengezogenen Geschichtsübersicht nicht auf Genauigkeit Anspruch macht, wenn er die Worte „navali ponte“ auf die Maas bezogen hat, anstatt sie auf den Rhein zu beziehen, zu dem sie eigentlich gehören sollten. Mit der irrigen Ansicht über die Mosa fällt auch das ganze Kap. Seul's, S. 18 ff., über den vermeintlichen Wohnsitz der Ambivariten zwischen dem Zusammenfluß der Mosel und des Rheins bei Coblenz zusammen. Schon die Zusammenstellung der im Allgemeinen diplomatisch feststehenden Worte kann es nicht billigen, einen Vicus Ambiatinus unter das Volk der Ambivariti verlegen zu wollen.“ So weit Dederich.

Nachdem ich den Beweis geliefert zu haben glaube, daß die Worte „Ambitivus“ und „Ambivariti“ mit unserem Vicus Ambiatinus weder gleichbedeutend sind, noch in sachlicher Verbindung stehen können, schreite ich zur Widerlegung des letzten Arguments des Hrn. Seul, welches ebenfalls auf einer Wortähnlichkeit beruht, nämlich auf der

scheinbaren Aehnlichkeit zwischen dem Namen des Hofes Kalsch und jenem des Kaisers Caligula. Hr. Seul bemerkt in dieser Beziehung: „Und höchst merkwürdig ist, daß das, was in der gelehrten und Schriftwelt verloren war, sich in einem Namen bis auf den gegenwärtigen Tag erhalten hat. Der Hof Kalsch, er scheint nichts anders zu sein, als eine „Zusammenziehung" des Namens Caligula."

Hr. von Ledebur spricht ganz gläubig nach: „In der That scheint Kalsch aus Caligula zusammen gezogen zu sein." Wie sehr irrig dieß, ebenfalls wieder auf eine trügerische Wortähnlichkeit, gebaute Ansicht ist, werde ich sogleich nachweisen.

Wir haben oben gesehen, daß Loront (obschon Tacitus in seinen Annalen I. 41 und 69 erzählt, daß Caligula, d. h. Stiefelchen, diesen Namen von Caliga, der Stiefel, erhalten habe, weil er im Lager geboren und schon als Kind Soldatenstiefel getragen habe), um sein „Igel" heraus zu bekommen, den armen Caligula spaltet und auseinanderreißt, in Cajus — Igula; die Herren Seul und von Ledebur dagegen pressen denselben zu ihrem Zwecke, um Kalsch herauszubekommen, wieder um $^2/_3$ zusammen, und demnach sollen diese beiden ganz entgegengesetzten Operationen dasselbe Resultat, den Namen „Caligula" liefern!? Der Name Kalsch steht aber mit Caligula eben so wenig in irgend einer Verbindung, wie Loronts — Igel.

Wie der Adel seine Geschlechtsnamen gewöhnlich von seinen Besitzungen entlehnte, so herrschte umgekehrt bei den Bauernhöfen in der Moselgegend und auf dem Maifelde, bis gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts, die Gewohnheit, daß der Hof seinen Namen mit dem jedesmaligen Besitzer wechselte, d. h. den Namen des Besitzers annahm. Dieser, auch in anderen Gegenden vorkommende Gebrauch, kam erst in neuerer Zeit, aus statistischen Rücksichten, ab.

Nach den übereinstimmenden auf Urkunden gestützten Angaben des in Münster-Maifeld verstorbenen Notars Kraus, eines in der Geschichte dortiger Gegend sehr bewanderten Mannes, und des Bürgermeisters Schmitt daselbst, hat aber der Kalscherhof, nach Ausweis der im dortigen Gerichts- und Bürgermeisterei-Archiv befindlich gewesenen Zins- und Hebe-Register, so wie sonstiger Urkunden, erst

nach dem Jahre 1710, obiger Gewohnheit gemäß, von seinem damaligen Erwerber, einem gewissen Nicolaus Kalsch, aus Kaisersesch, den Namen Kalscher-Hof angenommen. Nach denselben Nachrichten führte der Kalscher-Hof während und nach dem dreißigjährigen Kriege den Namen „Sesterhenus-Hof," und später, bis zum Jahr 1710, den Namen Kernshof. Die Familien Sesterhenn und Kern existiren noch jetzt auf dem Maifelde, letztere selbst im Münster-Maifeld. Bestätigt wurden mir diese Angaben durch die gefälligen Mittheilungen des Herrn Bürgermeisters Driesch in Kaisersesch, wonach die Familie Kalsch dort in einigen Dörfern seit mehreren Jahrhunderten angesessen ist. So wohnt eine Familie Kalsch in Eulgen, in Hambuch drei Familien Kalsch, in Kaisersesch eine Familie gleichen Namens, und in Masburg nochmals drei Familien Kalsch.

Die Herren Seul und von Lebebur haben wahrlich die ungeheuren Wirren und Umwälzungen, welche ihre Hypothese, wenn sie begründet gewesen wäre, nothwendig zur Folge hätte haben müssen, nicht bedacht, sonst würden sie dieselbe wohl nicht zu Tage gefördert haben. Denn wenn ihre Behauptung, daß der Hof Kalsch den Namen von Caligula, mittelst Zusammenziehung dieses Namens, erhalten habe, richtig wäre, so müssen sie folgerichtig noch um so mehr zugeben, daß die vielen Familien Kalsch nicht allein den Namen auch von Caligula erhalten hätten, sondern unbestreitbar dessen direkte Nachkommen, und mithin Erben des großen römischen Reiches wären. — Die nächste Folge dieser gefährlichen Hypothese würde die sein, daß der kaum zur Regierung gelangte Pabst Pius IX. des Kirchenstaats, und viele andere Fürsten ihrer Reiche beraubt werden könnten. Im Interesse des Weltfriedens wollen wir indessen hoffen, daß die große zahlreiche Cäsaren-Familie zu Eulgen u. s. w. nicht so grausam wie ihr Stammvater Caligula ist, und daß sie es vorziehen wird, fortan, wie bisher, den friedlichen Pflug, resp. den Hirtenstock, in der Bürgermeisterei Kaisersesch, statt in Rom den Scepter zu führen. — Die Familie Kalsch scheint übrigens doch noch eine Erinnerung an ihre kaiserliche Abkunft gehabt zu haben, indem sie sich gerade zur Kaisersesch und dessen Umgebung ansiedelte, welcher Ort bekanntlich seinen Namen auch von einem römischen Kaiser er-

halten hat, indem Julius Cäsar dort ein Gabel-Frühstück einnahm; daher der Name „Caesaris esca“ (die Speise), zusammengezogen „Kaiseresch“!!

Die von Hrn. Seul angeführte Behauptung, daß bei dem Hofe Kalsch römisches Mauerwerk und Estrich aufgefunden worden sei, was an vielen hundert anderen Orten in der Rheingegend auch vorgekommen ist, kann unter den vorliegenden Umständen nichts beweisen. Obschon mir bei einem Besuche des Kalscher-Hofes weder römische Ziegel noch Estrich vorgezeigt werden konnten, und so viel ich in Münster-Maifeld erfuhr, auch kein Kenner diese angeblich römischen Mauerwerke gesehen hat, und obige Angabe sich lediglich auf die Aussage der Hofleute gründet, so will ich dennoch gern glauben, daß dort ein römisches Gebäude gestanden haben mag. — Aber abgesehen von allem anderen, mußte schon die Lage des Kalscher-Hofes, auf einer rauhen Hochebene, es höchst unwahrscheinlich machen, daß eine hohe Wöchnerin diesen Ort für ihre Niederkunft dem mildern Rheinthale vorgezogen haben sollte.

Prüft man nun schließlich die Worte des Plinius: „**natus Caligula in Treviris, vico Ambiatino, supra Confluentes,**“ so kann gar kein Zweifel darüber obwalten, daß der vicus Ambiatinus wenigstens nicht an der Stelle des heutigen Münster-Maifeld 5 Stunden von Koblenz landeinwärts nach Westen hin, gelegen haben kann. Durch das „Supra Confluentes“ wollte Plinius ohne Zweifel einerseits andeuten, daß ihm die Lage des Vicus oberhalb Koblenz genau bekannt sei, und andererseits dadurch den Rhein als Hauptrichtung für die zu bestimmende Lage des Orts bezeichnen; wären diese Annahmen nicht begründet, so würde Plinius nie das bestimmte *supra*, sondern das unbestimmte *prope* Confluentes, d. h. in der Nähe von Koblenz, gebraucht haben. Wenn Plinius, welcher in Rom schrieb, den Vicus supra Confluentes setzt, so konnte er unmöglich Münster-Maifeld, welches ihm ganz seitwärts lag, sondern nur einen stromaufwärts befindlichen Ort damit haben bezeichnen wollen. In dieser Bedeutung wird supra auch gewöhnlich nur gebraucht conf. Livius XXIII. 32 und Plinius hist. nat. II. 73. in sect 75. Mit Recht be-

merkt deshalb auch Cluver, Germ. Antiq. Lib. II. cap. XIV. §. III, in Bezug auf dieſe Stelle des Plinius, ſie könne nur ſo verſtanden werden, daß der Vicus Ambiatinus, gleich wie Coblenz, im Lande der Trevirer, am Ufer des Rheines liege (satis igitur aperte Plinius ostendit, vicum illum Ambiatinus in Treviris una cum castris Confluentinis fuisse in ripa Rheni).

Der zweite Anhaltspunkt, nämlich die vom Suetonius angeführten Verſe: „In castris natus“ etc., wonach Caligula im Lager geboren ſein ſoll, ſpricht ebenfalls gegen die Anſicht des Hrn. Seul, indem wenigſtens zur Zeit der Geburt Caligulas, im Jahr 13 vor Chr. die römiſchen Lager nur längs des Rheines ſtanden, und Münſter-Maifeld überhaupt kein militäriſcher Punkt war, welcher zur Errichtung eines Lagers daſelbſt hätte Veranlaſſung geben können. Ich will hierbei meinen Herren-Gegnern noch mit einer Urkunde zu Hülfe kommen, welche dieſelbe überſehen zu haben ſcheinen, oder von welcher ſie ſelbſt einſahen, daß dieſelbe nicht geeignet ſei, ihre Anſicht weſentlich zu unterſtützen. Es iſt dieſes eine in Günther Cod. dipl. III. pag. 315 abgedruckte Urkunde vom Jahr 1333, wodurch der Erzbiſchof Balduin von Trier, Willens, die Stadt Münſter-Maifeld zu erweitern und zu befeſtigen, dem Kollegiatſtifte daſelbſt einen Platz bei der Kirche, wo das alte Caſtrum geſtanden hatte, zu einem Kirchhofe übergiebt. In dieſer Urkunde heißt es nun allerdings „ubi olim fuit castrum.“ Allein ſchon Günther bemerkt dabei, daß es ſich nicht zuverläſſig beſtimmen laſſe, ob dieſes Caſtrum ein altes römiſches oder ein kaiſerliches möge geweſen ſein. Sieht man indeſſen auch ganz davon ab, daß dieſe Urkunde unter dem gebrauchten Worte „Castrum“ nicht *Castra* im römiſchen Sinne habe bezeichnen wollen, ſondern, wie dieſes im vierzehnten Jahrhunderte ſtets vorkommt, unter Castrum eine Burg, nicht aber ein Lager verſtanden hat, ſo ändert dieſe Urkunde in der Hauptſache Nichts, indem, wie bereits bemerkt worden iſt, zur Zeit der Geburt Caligula's, dort kein Lager geſtanden hat.

So viel alle Umſtände und Gründe der Annahme, daß der Vicus Ambiatinus auf der Stelle des heutigen Münſter-Maifeld geſtanden haben könne, direkt widerſprechen, ſo vereinigen ſich dagegen dieſelben

sämmtlich für die Behauptung, daß nur Kapellen diese römische Station gewesen sein kann. Kapellen liegt im Lande der Treviter (in Treviris), und wie Plinius sagt, supra Confluentes, „oberhalb Koblenz.“ Es kann, wie bereits erörtert worden ist, unter diesem „supra,“ nur ein, oberhalb Koblenz stromaufwärts gelegener Ort verstanden werden. Daß aber an der Stelle von Kapellen wirklich ein römischer Ort gestanden, was mehrfach bestritten worden ist, und ebenso sich dort, das in den von Sueton's angeführten Versen „in castris natus“ etc. bei dem Vicus Ambiatinus befindlich gewesenen Lager, in welchem Caligula geboren worden, befunden hat und selbst noch jetzt vorhanden ist, haben die neuesten Nachforschungen außer allen Zweifel gesetzt.

Nach dem Kriegssystem der Römer, suchten dieselben die Ausgänge der Thäler und Mündungen der Flüsse durch Militärposten, Befestigungen und Lager zu beherrschen. Kapellen liegt der Lahnmündung grade gegenüber; die Nothwendigkeit, zur Beherrschung der Lahn dort einen Militärposten aufzustellen, war also um so mehr obwaltend, als die Lahngegend von den Katten, den gefährlichsten Feinden der Römer bewohnt wurde. Aus solchen ständigen Militär-Niederlassungen entstanden bekanntlich die meisten römischen Städte am Rhein, und war dieses zweifelsohne auch mit dem Vicus Ambiatinus, dem heutigen Kapellen, der Fall.

Die Beweise für die Annahme, daß an der Stelle von Kapellen eine römische Station gestanden habe, hat Hr. Dr. Malten, in seinem Werke über das Schloß Stolzenfels, so vollständig gesammelt, daß ich mich lediglich darauf beziehen kann. Ohne sich auf die Erörterung der Frage, ob der Vicus Ambiatinus auf der Stelle von Kapellen gelegen habe, einzulassen, bemerkt derselbe Folgendes:

„Es ist nicht allein sehr wahrscheinlich, sondern, gestützt auf die am erstgenannten Orte (Kapellen) gefundenen römischen Steinsärge, Meilensteine, Geräthe, Urnen, Münzen ꝛc., als zuverlässig zu betrachten, daß die Römer hier eine Niederlassung, zum Schirm einer ihrer zahlreichen kleinen Rheinflotten unterhalten, und daß sie auf den benachbarten Höhen Warten gehabt, worin anfänglich eine Abtheilung

wahrscheinlich der sechsten, später gewiß der achten und zweiundzwanzigsten Legion in Besatzung sich befunden. Keine Höhe war zu einem solchen Beobachtungspunkte der Lahnmündung besser geeignet, als die, auf welcher später die Burg Stolzenfels erbaut wurde u. s. w.

„Eine kleinere Warte, vielleicht das Wachthaus der Besatzung, befand sich auf dem kaum 100 Fuß über dem Strom sich erhebenden Vorhügel, der in der Folge die dem heil. Mennes geweihte Kapelle und jetzt die Pfarrkirche von Kapellen trägt. Zu den Füßen dieses letzten Hügels dehnte sich von der Stelle, wo der neue Schloßweg beginnt, bis zum Gasthause zum Schloß Stolzenfels, in einem durch Menschenhand regelmäßig geschaffenen halbrunden Becken, auf eine Länge von höchstens 300 Schritte oder 750 Fuß und eine Breite von 60 Schritten oder 150 Fuß, die römische Militär-Niederlassung aus. Sie scheint nur aus einer Gasse, oder vielmehr einer einfachen Häuserreihe bestanden zu haben, und zwar nahe an dem letzten terassenförmigen Abfall des Hügels, dessen theils nackt zu Tag gehende, theils von Mauerwerk umkleidete Grauwacke-Felsen steil darüber sich erheben. Ueberall an der eben bezeichneten Oertlichkeit wurden, beim Bau der Häuser und Scheuern, selbst noch in den letzten Jahren, nicht allein römische Grundmauern, sondern auch vollkommen erhaltene sogenannte Küchen (im untersten Theile des Gebäudes angelegte Zugöfen zur Heizung des ganzen Hauses, welche mehrere Alterthumsforscher als Hypokausten oder trockene Schwitzbäder betrachtet haben, die jedoch zu häufig vorkommen, um nicht annehmen zu müssen, daß sie bloß zu dem oben angedeuteten Zwecke dienten) entdeckt.

„In den Ueberresten dieser Gebäude, die kaum drei bis vier Fuß unter der heutigen Oberfläche sich boten, wurden eine Menge Scherben von verschiedenartigen Thongefäßen (Tassen, Töpfen, Tellern, Schüsseln, Lampen) sowohl von hellröthlicher, als von gelber, schwarzer und lemnischer oder Siegelerde (Terra sigillata), wie von großen Amforen, Krügen und ähnlichen Gegenständen, selbst von Glasgeschirr, Marmorvasen, Votivsteinen ꝛc. gefunden. In einigen dieser Gebäude war der römische Mörtel noch mit der Farbe bedeckt, welche die der alten Gemächer gewesen.

„Auf der Stelle, wo der Gastwirth Stein, unmittelbar unter dem Kirchhügel und etwa 120 Fuß von demselben entfernt, seine Scheuer gebaut, wurden eine so große Menge knöcherner Griffel oder Nadeln, von 4 bis 5 Zoll Länge und 2 bis 2½ Linien im Durchmesser gefunden, daß man voraussetzen kann, der ehemalige Bewohner dieses Platzes habe sich mit der Verfertigung solcher Dinge beschäftigt, oder es sei davon hier eine Niederlage gewesen. Die leider in der Hoffnung, darunter Geld zu finden, zerschlagenen großen Ziegelplatten, mit runden, trichterförmigen Oeffnungen, deren man sich Behufs der Heizung mit warmer Luft bediente, indem die auf der unteren Seite daran befestigten Röhren davon ausgingen, waren fast in jedem dieser Gebäude vorhanden.

„Die römische Niederlassung auf der Stelle des heutigen Dorfes Kapellen, war rings von einer mit runden Thürmen besetzten Mauer umschlossen. Die Grundmauern solcher Thürme befinden sich ebensowohl unter der Einfahrt des Gasthauses zum Schloß Stolzenfels und eines Hintergebäudes desselben, als auf der Südseite in der Nähe des neuen Schloßweges, von wo die Mauer gegen den Kirchhügel ansteigt u. s. w.

„Außerhalb der beiden Seiten der Römerstation, sowohl gegen Rhens, wie gegen Koblenz, hat man zu verschiedenen Zeiten viele römische Aschenkrüge, Amforen, ebenfalls mit Asche und verkohlten Gebeinen angefüllt, und Steinsärge mit theils zerfallenen, theils erhaltenen menschlichen Gerippen ausgegraben. Die meisten und die vorzüglichsten Entdeckungen dieser Art wurden 1808, bei Erbauung der Rheinstraße zwischen Koblenz und Rhens, gemacht. Bei dieser Veranlassung, wo zugleich der Kring der Dreifaltigkeitskapelle und der Zollthurm abgebrochen wurden, fand man, unfern des heutigen Armenhauses, mehrere Steinsärge und die beiden Leuken- oder Meilenzeiger, welche am neuen Schloßwege aufgestellt sind. Auf derselben Stelle wurden auch 1843, beim Bau des Armenhauses, zwei Römersärge ausgegraben u. s. w.

„Auf der entgegengesetzten Seite des Dorfes, gegen Koblenz, fand man 1808 beim Straßenbau, auf der Stelle „am Seifen" genannt,

sechs römische Sarkofage nebst vielen mit Asche und halbverbrannten Knochen, kleinen Todtenlampen, Thränengläsern ꝛc. angefüllten Urnen und Amforen u. s. w.

„Auf demselben Punkte und mehr nördlich, in der Richtung gegen das Siechhausthal, fand man zu verschiedenen Zeiten eine Menge Schalen, Lämpchen, Urnen, nebst Scherben von Thongefäßen und Flaschen u. s. w." — So weit Hr. Dr. Malten.

Ich habe diesen Nachrichten nur noch beizufügen, daß in den Grundmauern eines römischen Thurmes daselbst eine sorgfältig gefaßte Quelle entdeckt worden, und schon im Jahr 1779 in dem benachbarten Waldbistrikte „Scheuren" bedeutende römische Ruinen und darunter ein vollkommen erhaltenes Grabmonument, welches lange in dem Karmelitenkloster zu Koblenz verwahrt wurde, aufgefunden worden ist. Außerdem fand man auch in der Richtung nach Rhense, an dem sogenannten „Kelterhause," ungefähr zehn Minuten südlich von Kapellen bedeutende Reste römischer Gebäude, so daß es höchst wahrscheinlich ist, daß der Vicus Ambiatinus sich bis zu diesem Punkte ausgedehnt hat, wofür auch noch der Umstand spricht, daß dort eine Gemarkung sich befindet, worauf die Römer bei ihren Ansiedlungen besondere Rücksicht nahmen. Die noch im Volke lebende Ueberlieferung von einem römischen Orte und von Festungswerken an der Stelle von Kapellen, so wie die in Zweifel gezogene Angabe La Martinière's, daß zu seiner Zeit zu Kapellen noch Ueberbleibsel von römischen Gebäuden zu sehen gewesen wären, wird hierdurch vollkommen bestätigt. Nach der Tradition soll auch eine Brücke nördlich von Kapellen, an dem Königsbache über den Rhein geführt haben.

Das römische Lager bei dem Vicus Ambiatinus stand und steht noch eine Viertelstunde nördlich von Kapellen, auf dem 560 Fuß über dem Rheine erhöhten Gipfel des Tummelberges schräg der Lahnmündung gegenüber. Die umfangreichen Ueberbleibsel dieses Lagers liegen noch jetzt zu Tage, und befinden sich ganz in der Nähe desselben viele römische Gräber (Tumuli), woher denn auch der Berg den Namen Tummelberg erhalten haben mag.

Schon Cluver, der große Kenner des Alterthums, und mit ihm

übereinstimmend Cellarius, hatten den Vicus Ambiatinus an der Stelle des heutigen Kapellen gesucht. Auch Hermann Müller setzt den Vicus Ambiatinus oberhalb Koblenz an den Rhein, ohne gerade Kapellen zu nennen. Ukert verlegt ihn nach Rhense, was ziemlich gleichbedeutend mit Kapellen ist, indem dieser Ort bloß 35 Minuten in südlicher Richtung von Kapellen entfernt ist, und wir gesehen haben, daß umfangreiche Ruinen römischer Gebäude sich in der Richtung nach Rhense bis über das, schon in der Gemarkung von Rhense gelegene Kelterhaus hinaus erstrecken, und zu der Annahme berechtigen, daß der Vicus Ambiatinus sich bis zu diesem Punkte ausgedehnt habe.

Hält man sich bei den Stellen des Sueton und Plinius an den üblichen Sprachgebrauch und Wortverstand, und bringt die hiermit übereinstimmende Oertlichkeit von Kapellen, so wie die Resultate der neuesten Ausgrabungen damit in Verbindung, so muß man, ohne zu Varianten, Wortähnlichkeiten, Wort- und Textverdrehungen und den Weltfrieden bedrohenden Hypothesen seine Zuflucht zu nehmen, zu der Ueberzeugung gelangen, daß der Vicus Ambiatinus nur an der Stelle von Kapellen gelegen haben kann.

Allgemeine Fortschritte der Wissenschaften.

Ueber Erdbeben im Allgemeinen, und chronologische Uebersicht derjenigen Erschütterungen, die im mittleren Deutschland in den Jahren 786 n. Chr., bis Juli 1846 beobachtet worden sind; ihre Gleichzeitigkeit oder Aufeinanderfolge mit vulkanischen Erscheinungen in entfernten Ländern.

Von Dr. med. J. Bögner.

Zweiter Abschnitt: Chronologische Uebersicht (Schluß).

Das Erdbeben am 29. Juli 1846.

Der nördlichste Punkt an welchem es wahrgenommen wurde war Hannover, der südlichste Freiburg im Breisgau.

Von Osten nach Westen erstreckte sich dasselbe von Schweinfurt bis Silly im Hennegau.

Südwestlich wurde das Erdbeben verspürt in Straßburg. In Frankreich ist es nach dem Journal des Debats vom 7. August 1846 an folgenden Orten empfunden worden. Zu Vic, im Meurthe Departement, und zwar so stark, daß die Glocken auf dem Stadthause von selbst zu läuten anfingen; in Metz, Thionville, Saarlouis, Nancy, Boulay Aux-Etangs, Tilly; in Saarbrücken, in Saargemünd. In Saarbrücken wurden mehrere Häuser durch die Erschütterung beschädigt; in Gros-

übereinstimmend Cellarius, hatten den Vicus Ambiatinus an der Stelle des heutigen Kapellen gesucht. Auch Hermann Müller setzt den Vicus Ambiatinus oberhalb Koblenz an den Rhein, ohne gerade Kapellen zu nennen. Ukert verlegt ihn nach Rhense, was ziemlich gleichbedeutend mit Kapellen ist, indem dieser Ort bloß 35 Minuten in südlicher Richtung von Kapellen entfernt ist, und wir gesehen haben, daß umfangreiche Ruinen römischer Gebäude sich in der Richtung nach Rhense bis über das, schon in der Gemarkung von Rhense gelegene Kelterhaus hinaus erstrecken, und zu der Annahme berechtigen, daß der Vicus Ambiatinus sich bis zu diesem Punkte ausgedehnt habe.

Hält man sich bei den Stellen des Sueton und Plinius an den üblichen Sprachgebrauch und Wortverstand, und bringt die hiermit übereinstimmende Oertlichkeit von Kapellen, so wie die Resultate der neuesten Ausgrabungen damit in Verbindung, so muß man, ohne zu Varianten, Wortähnlichkeiten, Wort- und Textverdrehungen und den Weltfrieden bedrohenden Hypothesen seine Zuflucht zu nehmen, zu der Ueberzeugung gelangen, daß der Vicus Ambiatinus nur an der Stelle von Kapellen gelegen haben kann.

Allgemeine Fortschritte der Wissenschaften.

Ueber Erdbeben im Allgemeinen, und chronologische Uebersicht derjenigen Erschütterungen, die im mittleren Deutschland in den Jahren 786 n. Chr., bis Juli 1846 beobachtet worden sind; ihre Gleichzeitigkeit oder Aufeinanderfolge mit vulkanischen Erscheinungen in entfernten Ländern.

Von Dr. med. J. Bögner.

Zweiter Abschnitt: Chronologische Uebersicht (Schluß).

Das Erdbeben am 29. Juli 1846.

Der nördlichste Punkt an welchem es wahrgenommen wurde war Hannover, der südlichste Freiburg im Breisgau.

Von Osten nach Westen erstreckte sich dasselbe von Schweinfurt bis Silly im Hennegau.

Südwestlich wurde das Erdbeben verspürt in Straßburg. In Frankreich ist es nach dem Journal des Debats vom 7. August 1846 an folgenden Orten empfunden worden. Zu Vic, im Meurthe Departement, und zwar so stark, daß die Glocken auf dem Stadthause von selbst zu läuten anfingen; in Metz, Thionville, Saarlouis, Nancy, Boulay Aux-Etangs, Tilly; in Saarbrücken, in Saargemünd. In Saarbrücken wurden mehrere Häuser durch die Erschütterung beschädigt; in Gros-

bliedersdorf wurden die Gemälde an der Wand, die Vorhänge und die Schränke heftig bewegt. In Straßburg wurden die Bettstellen im Militär-Hospital heftig erschüttert. Im großherzoglich oldenburgischen Fürstenthum Birkenfeld an der französischen Gränze, im Nahe-Thal, im Mosel-Thal, von Metz bis Coblenz, hat man es bemerkt.

Von Osten nach Westen von Schweinfurt, Würzburg, dem Main entlang bis Mainz.

Dem Rhein entlang, an seinen beiden Ufern, von Straßburg, Landau, Speier, Mannheim, an der Bergstraße, in Darmstadt, Mainz, Rheinhessen, Frankfurt, Heddernheim, Bockenheim; im ganzen Herzogthum Nassau; in Caub, St. Goar, Boppard, links ab, in Meckenheim und Münstereiffel, in Kettig, Coblenz, Remagen, Neuß, Bonn, Siegburg, Köln, und zur Linken Lüttich, Aachen, Düsseldorf; nordöstlich über Elberfeld, Barmen, Unna, Münster, bis Pyrmont im Fürstenthum Waldeck, wurde die Erschütterung empfunden.

Nach Westen wurde die Erschütterung durch einen Theil der Vogesen und der Ardennen begränzt; nach Süden verlief sich dieselbe in der Fortsetzung der Rheinebene gegen Basel hin; von Osten wurde die Erschütterung von einem Theil des Schwarzwaldes, der rauhen Alb, der schwäbischen Hochebene, dem Steigerwald, der Röhn begränzt; während solche gegen Nordosten von Theilen des Harzes und dem Weserbergland umschlossen wurde. Gegen Nordwesten verlor sich die Erschütterung in die holländische Tiefebene.

Nördlich in Hannover, in Pyrmont, südlich in Freiburg, Stuttgart, Heilbronn, östlich in Schweinfurt, Würzburg, westlich in Silly, Lüttich und Aachen; an diesen Endpunkten wurde selbige nur schwach empfunden. In der bayerischen Rheinpfalz, der Gegend von Kreuznach, stürzten in den erschütterten Häusern vieler Dörfer Personen und Hausgeräthe zu Boden, eben so in Kettig bei Coblenz, am Lurley bei Caub stürzten Felsstücke herab, an einigen Orten im Rheingau läuteten die Glocken von selbst, stürzten Dächer und Keller ein, Mauern bekamen Risse, wie in Wellmilch am Rhein u. s. w., was sich aus den anzuführenden Berichten ergeben wird. Die Ausdehnung dieser Erschütterung von Nord nach Süd, von Hannover bis Freiburg beträgt gegen

70 deutsche Meilen. Von Osten nach Westen, von Schweinfurt bis Silly im Hennegau, 69 deutsche Meilen in gerader Richtung.

Nehmen wir die größten Entfernungen der Verbreitung der Erschütterung von Nord nach Süd und von Ost nach West als Basis zur Berechnung des erschütterten Flächenraums an; so ergeben sich etwa 4278 Quadrat-Meilen. In Berücksichtigung aber der auf der Karte zu ersehenden nicht ganz regelmäßigen Gestalt des Verbreitungsbezirks, mindestens 3500 Quadrat-Meilen; da aus dem angegebenen Grunde von mathematischer Genauigkeit nicht die Rede sein kann.

Nach dem weimarschen statistischen Almanach hat Deutschland 11,818 Quadrat-Meilen Oberfläche. Die Erderschütterung vom 29. Juli 1846 hätte demnach den vierten Theil der Oberfläche von Deutschland getroffen; da wir den Theil von Frankreich nicht mit begreifen.

Die Bestimmung der Zeit, so wie die Dauer der Erdstöße und die Richtung derselben weichen von einander ab, von 9 Uhr 11 Minuten, was von Trier angegeben ist, bis 9 Uhr 45 Minuten. Von Bonn besitzen wir die Zeitbestimmung mit zuverlässiger Genauigkeit, von der dortigen Sternwarte. Der Erdstoß wird dort auf 9 Uhr 24 Minuten angegeben; in Aßmannshausen am Rhein wird von einem dortigen Astronomen die Zeit der Erschütterung daselbst auf 9 Uhr 29 Minuten bestimmt, die demnach für Frankfurt a. M., wegen seiner östlichen Lage, 9 Uhr 32 Minuten 10 Sekunden wäre, vorausgesetzt, daß der Erdstoß gleichzeitig erfolgte. Die Dauer der Erschütterung wird von 5 bis 6, auch 20 Sekunden, ja bis zu einer und zwei Minuten angegeben. Die Richtung von Südost nach Nordwest, und umgekehrt, ja an einigen Orten von Nord nach Süd gehend empfunden. Von genauen Beobachtern wurden am Rhein 5 bis 6 wellenförmige Schwingungen, die mit zwei springenden Stößen begonnen, gefühlt. Die meisten Berichte stimmen darin überein, daß vor dem Erdstoß eine lautlose Stille in der Natur geherrscht habe, als plötzlich um 9½ Uhr der Boden wellenförmig wankte und gleich darauf empfand man einen zuckenden, — springenden — Stoß, dann einen zweiten stärkeren,

und zuletzt einen dritten schwächeren; alle drei dauerten etwa 4 bis 6 Sekunden. Zugleich hörte man ein Geräusch in der Erde. Merkwürdig ist, daß einzelne Stellen von der Bewegung nicht in derselben Stärke, wie benachbarte, ja gar nicht, ergriffen wurden.

Der Barometerstand war:

den 29. Juli	7 U. Morg.	9 U. Vorm.	3 U. Nachm.	9 U. Abends
	28." 0,''' 85.''''	28." 0,''' 70.''''	27." 11,''' 65.''''	27." 11,''' 85.''''
den 30. Juli	27." 11,''' 40.''''	27." 11,''' 30.''''	27." 10,''' 60''''.	27." 10,''' 70.''''

Die Temperatur den 29. Juli Abends 9 Uhr 18 Grad R.

Wir lassen hier die uns zugänglich gewesenen Berichte folgen und werden am Schlusse derselben über Erscheinungen, die der Erschütterung vorhergingen, sie begleiteten und ihr folgten, noch Einiges bemerken.

Aus Hannover schreibt man: Das Erdbeben vom 29. Juli hat sich sogar bis in unser Land erstreckt; es wurde an mehreren Punkten im Göttingschen und Grubenhagenschen verspürt, von woher glaubhafte Berichte über die Aeußerung dieser für unsere Gegend seltenen Naturerscheinung eingelaufen sind. Ober-P.-A.-Z.

Von Pyrmont im Fürstenthum Waldeck wird berichtet: Den 29. Juli Abends 9 Uhr 39 Minuten bewegte ein starker Erdstoß, der ungefähr eine Minute dauerte, das Städtchen und die Gegend so heftig, daß mehrere Bewohner in der Nähe der Stahlbrunnen aus dem oberen Stockwerk in das Freie flüchteten. Seit der Zeit, wo das Erdbeben von Lissabon seinen Wellenschlag auch über Deutschland erstreckte, will man keine gleichmächtige Erschütterung hier verspürt haben, und es ist natürlich, daß die Furcht sich ausspricht, Pyrmont könne einmal durch solch ein Naturereigniß seine köstlichen Quellen verlieren und mit ihnen seinen sämmtlichen Wohlstand. Die Richtung ist nicht angegeben. A. Allgem. Z.

Kassel, 30. Juli. Gestern Abend 9 ¾ Uhr wurde hier und in der Umgegend eine wellenförmige Erderschütterung verspürt, und zwar so, daß manche Straßen, ja sogar Nebenhäuser befreit blieben. Diese Erscheinung ist um so auffallender, als man nur von Hörensagen weiß,

daß das Erdbeben, welches Lissabon zerstörte, seinen Einfluß auch hier erstreckte. Schaden ist nirgends angerichtet. Didaskalia.

In Marburg wurde die Erschütterung ebenfalls bemerkt.

Gießen. Ein Schreiben enthält folgendes. Ich glaube, daß es ihnen nicht unangenehm ist, einige Notizen über das statt gehabte Erdbeben aus dem Vogelsberg zu erhalten, von wo ich eben zurückkehre. In Bräungeshain, am Fuße der höchsten Spitze des Vogelsberges, dem Taufstein gelegen, hat man nichts verspürt. (Aus Marienberg — Westerwald — berichtet man, daß in etlichen Häusern des Dorfes, welche sehr hoch liegen, gar nichts von dem Erdbeben verspürt wurde). — In Busenborn, eine Viertelstunde von Taufstein, verspürte man Nachmittags 4½ Uhr eine nicht unbedeutende Erschütterung; an andern Orten in der Nähe wurde gegen 9½ Uhr die Erschütterung sehr stark verspürt; in Eckhardsborn wurde der Dachstuhl eines neuerbauten Hauses stark beschädigt; in Ulfa sprangen viele Fenster. Einige Tage vorher wurden von mehreren sehr glaubwürdigen Personen Meteore in Gestalt aufsteigender Kugeln auf den höheren Bergspitzen wahrgenommen.

Auch in Gießen war die Erschütterung sehr bedeutend; es war ein Hin- und Herschwanken, das mit einem heftigen Stoß gerade von unten herauf endigte; (dieß stimmt mit andern Beobachtungen überein.) Die Erschütterung kam deutlich von Süd-West. Wie ein anderer Bericht bemerkt, schlugen die Glocken auf den Kirchthürmen an. Mehrere Häuser haben Sprünge bekommen; Frauen wurden ohnmächtig; auch hatten sich an mehreren Orten schon seit Nachmittags Kanarienvögel ängstlich in die Ecke gedrückt. Am 30. Juli Abends 11 Uhr wurde ein Meteor beobachtet, das sich an dem hellgestirnten Himmel in Gestalt eines sehr glänzenden Sternes zeigte, der am Himmel hinrollte und einen glänzenden Schweif von mehreren Fuß Länge hinterließ, in der Gestalt eines Kometen, der wie das Meteor, nach einigen Sekunden verschwand. Did. 8. Aug.

Butzbach. 30. Juli. Gestern Abend zwischen 9 und 10 Uhr hatten wir hier eine heftige Erderschütterung, die meisten Häuser bewegten

sich, und die Bewohner, die in den Betten lagen, wurden aus dem Schlafe geweckt. Briefl. Mitth.

Marienschloß bei Butzbach. 30. Juli. Gestern Abend, etwa 18 Minuten vor 10 Uhr, verspürte man hier drei Erdstöße von Westen nach Osten. Sie verkündeten sich durch ein wiederholtes Gedröhne, welchem eine dreimalige horizontale Bewegung von Westen beginnend, folgte. Stühle und Tische bewegten sich, die Gebäude schwankten, die Menschen verließen die Häuser. Didask.

Wetzlar vom 29. Juli. So eben 5 Minuten vor halb 10 Uhr, bei ganz heiterem Himmel, heftige Erderschütterung in wellenförmiger Bewegung, allmählig zu- und abnehmend; erreichte eine Dauer von 10—12 Sekunden, und schien von Osten gegen Westen ihre Richtung zu haben. In dem Augenblick ihrer größten Stärke geriethen die Hausgeräthe in sehr fühlbare Bewegung, welche so beängstigend wurde, daß man unwillkührlich, ohne zu wissen, was vorging, von den Sitzen aufsprang. Eigenthümlich war, daß man noch über eine Stunde nachher die seltsame Bewegung in den Gliedern zu verspüren glaubte. Bei dieser Gelegenheit mag auch erwähnt werden, daß die neulich an vielen Orten, Darmstadt, Frankfurt u. s. w. gesehene große Feuerkugel in der Richtung von Süden nach Norden unsere Stadt erreichte, und nach der Uebereinstimmung vieler Augenzeugen in der Nähe derselben, raketenartig in viele Funken zerstäubend zersprang. Briefl. Mitth.

In Heddernheim bei Frankfurt wurde durch den Erdstoß das Vieh in den Ställen übereinander geworfen, und das Küchengeräth von den Wänden geschleudert.

Bockenheim bei Frankfurt. Den 29. Juli Abends 9 ½ hatten wir einen sehr heftigen Erdstoß. Einsender, welcher im zweiten Stock am Schreibtische saß, wurde plötzlich mit dem Stuhle gehoben und von einer Seite zur andern geworfen. Bücherschränke, Kommoden, Tisch, Alles war in heftig schwankender Bewegung; selbst an den Wänden war diese Bewegung sichtbar. Das auf dem zweiten Stock ruhende Dach schien aufgehoben und von einer Seite zur andern auf die Mauer gestoßen zu werden; die Stöße waren so hörbar, daß man die schweren Hämmer eines Eisenwerkes zu hören glaubte. Seine

Frau, die im ersten Stock am Fenster stand, wurde in eine schwankende Bewegung gesetzt. Die Bewegung dauerte über eine Minute. Sie wurde mehr oder weniger in allen Häusern gespürt; viele Personen, die schon zu Bette waren, wurden durch ein das Haus durchlaufendes Gepolter aufgeweckt und fanden beim Nachsuchen nichts, was es veranlaßt haben konnte. Arbeiter, die am Steinbruch beschäftigt waren, Wasser auszupumpen, wurden in schwankende Bewegung gesetzt und sahen die Bäume heftig und tief hin- und hergerüttelt. Personen auf den Landstraßen empfanden eine schwankende Bewegung, daß sie nicht mehr sicheren Fußes gehen konnten. Didask. 1. Aug.

Frankfurt a. M. Den 29. Juli Abends 9 Uhr 32 Minuten 10 Sekunden bemerkte man hier eine, mehrere Sekunden dauernde Erderschütterung, deren ersten Stöße so merkbar waren, daß die in ruhiger Stellung in ihren Wohnungen sich befindenden Leute sichtbar davon erschüttert, Thüren geöffnet und Kinder aus dem Schlafe geweckt wurden. Es waren drei schnell aufeinander folgende Stöße oder Schwankungen, welchen etwas später eine viel schwächere nachfolgte. Von einigen Personen war schon vier Tage vorher eine leichte Erderschütterung wahrgenommen worden. Die Schwingungen, welche sich in ungefähr 5 bis 6 Sekunden wiederholten, waren so stark, daß nicht nur hängende Gegenstände hin- und herbewegt, sondern auch feststehende schaukelten, Schlafende aus den Betten schreckten, Andere in Schwindel versetzten und überhaupt eine Empfindung verursachten, als ob der Boden keinen Halt mehr habe und zu versinken drohte. In den oberen Stockwerken der Häuser; in Eckhäusern und auf den Thürmen der Stadt wurde, wie natürlich, das Erdbeben am stärksten empfunden. Auf den Thürmen der Stadt stießen die Küchengeräthschaften klirrend aneinander. Auf dem Pfarrthurm hielt die Thürmerin eine Kommode, welche umzustürzen drohete, und ein Kamisol, an der Wand hängend, gerieth in ziemlich schnelle Bewegung, während auf dem Katharinenthurme ein Klavier und eine Standuhr stark schwankten. Ueber dem Astrolabium im Dom zerriß ein Gewölbe und zeigte eine etwa einen Finger breite Oeffnung. In Sachsenhausen bemerkte man an einigen Wänden Sprünge und die dem Main daselbst zunächst Wohnenden

verspürten die Erschütterung am stärksten. Ebenso scheinen im diesseitigen Stadttheil in den dem Flusse am nächsten liegenden Straßen die Stöße oder Schwingungen am heftigsten empfunden worden zu sein. Uebrigens wurden sie auch an andern Enden der Stadt stark gefühlt; an dem Röderberg z. B. verließen in Folge derselben die Arbeiter der Hartmann'schen Wachstuch-Fabrik dieselbe und brachten die Nacht im Freien zu; auf dem Turnplatze (Seilerstraße) fühlte ein Knabe, der noch auf der Kletterstange sich übte, ein bedeutendes Schwanken, und selbst auf freiem Felde und auf dem Main, dessen Wasser zu schaukeln begann, wurde die Bewegung mehr oder weniger empfunden. Mit der ersten Erschütterung war ein heftiges Getöse, als wenn schwer beladene Güterwagen rasch über ein holperiges Steinpflaster fahren, verbunden. In einigen Häusern klingelten die Hausschellen, Pendeluhren blieben stehen; von einer wird erzählt, die stille gestanden hatte, daß sie durch die Erschütterung wieder in Gang gebracht wurde. Eine Heerde Schafe, die in einer Hürde unweit eines Gartens übernachtete, fing plötzlich zu blöcken an; Hunde liefen in sichtbarer Angst und Bestürzung umher; Vögel flatterten unruhig in ihren Käfigen auf und nieder, einige kamen um; auch Schweine geriethen in große Bewegung. Von dem Thurm der Peterskirche will man Anschlagen der Glocken vernommen haben. Der Thürmer auf dem Pfarrthurm gibt die Schwungbewegung von Nordost gegen Südwesten an. Eigentliche Unglücksfälle durch dieses Ereigniß, sind Gott sei Dank hier nicht vorgekommen.

In Höchst am Main wurde die Erschütterung heftiger als in Frankfurt verspürt; die Kirchen-Glocke daselbst kam sechsmal in Bewegung.

In Soden wird die Zeit 20 Minuten vor 10 Uhr angegeben, in welcher am 29. Juli Abends die Erdstöße verspürt wurden, die die dortigen Kurgäste in nicht geringen Schrecken versetzten. In manchen Gebäulichkeiten wurde diese Erschütterung so heftig verspürt, daß sich die Gegenstände hin- und herbewegten; man glaubte mit dem Fußboden in den Keller zu sinken. Die Schwingungen schienen von Nord-West gekommen zu sein. Did. 2. Aug.

In Unterliederbach bemerkte man am 29. Juli Abends 9 ½ Uhr eine heftige Erderschütterung, von 1 bis 2 Sekunden Dauer und von einem dumpfen donnerähnlichen Getöse begleitet. Der Erdstoß war so stark, daß Gebäude und Hausgeräthe heftig bewegt und viele Schlafende recht erschreckt aus ihrem ersten Schlafe aufgerüttelt wurden. Viele Leute wollen selbst nach der Erscheinung noch ein dumpfes unterirdisches Getöse wahrgenommen haben. Did.

In Wiesbaden. Die auch hier gefühlte Erderschütterung soll besonders jenseits des Taunus hin und namentlich in Limburg an der Lahn stärker gewesen sein. In Wiesbaden wurden zuerst Hausthiere unruhig, Vögel und Hunde, darauf ein etwa drei Sekunden dauerndes Geräusch, begleitet von mehreren wellenförmig vorschreitenden Erderschütterungen von Südost nach Nordwest. Geräusch und Schwingung begannen schwach, nahmen eben so von der höchsten Stärke wieder ab. Nach Mitternacht wollen glaubwürdige Leute einen nachträglichen Erdstoß verspürt und ein dem ersten ähnliches Geräusch vernommen haben. Bücher, Repositorien, Schränke u. s. w. geriethen in Schwankung, Einzelnes wurde herabgeworfen; selbst Menschen wurden in mittleren Stockwerken ins Schwanken versetzt. Weser-Zeitung.

Die Erschütterung wurde in Wiesbaden, den 29. Juli Abends um 9¾ Uhr empfunden, die Stadt dadurch in großen Aufruhr gebracht. Merkwürdig ist, daß, während Einige bis zur Ohnmacht erschreckt wurden, im Kursaal die Kronleuchter in ein außerordentliches Schwanken geriethen und Leute aus Angst ihre Häuser verließen und die Nacht unter freiem Himmel zubrachten, wiederum Viele nichts von der Erschütterung verspürten. Didask.

Schwalbach. Wir haben hier heute, den 29. Juli 9 Uhr 40 Minuten, einen heftigen Erdstoß erlitten. Der Berichterstatter lag schon zu Bette. Meine Bettstelle wurde mit großem Geräusch drei bis viermal in die Höhe gehoben. Die Decke über mir drohete einzustürzen. Die Wand drängte das daranstehende Bett gewaltsam hin und her. Didaskalia.

Ems. In diesem Badeort war die Erschütterung ebenfalls sehr heftig. Alles lief wie in Schwalbach durcheinander, die Straßen waren

lebhafter als am Tage. Niemand getraute sich ins Bett, die Aerzte rannten hin und her, denn an Ohnmachten und Krämpfen unter den Frauen fehlte es nicht. Der größte Theil der Badegäste verließ den andern Tag eiligst die Badeorte.

Herborn. Am 29. Juli, 20 Minuten vor 10 Uhr Erdbeben bei windstillem, sternhellem Wetter. Es traten plötzlich alle Gegenstände in eine zitternde Bewegung; die Fenster der Wohnungen klirrten, wie beim heftigsten Sturm; die Erschütterung war so heftig, daß mehrere Personen von Stühlen und Sofa's fast herunterfielen, und die Hausschellen erklangen; zugleich wurden drei starke Erdstöße vernommen. Dieser beunruhigende Zustand hielt 30 bis 40 Sekunden an. In den oberen Stockwerken war das Schwanken heftiger als in den unteren. Keine Veränderung am Barometer. Die umliegenden Ortschaften sollen, wie die Leute sich ausdrücken, eine Zeit lang gezittert haben. Briefl. Mitth.

Idstein. Am 29. Juli Abends 9 ¾ Uhr verspürte man hier eine Erderschütterung, verbunden mit einem Geräusch, ähnlich dem eines rollenden Wagens. Dieselbe währte ungefähr 5 Sekunden, und war so stark, daß die Fenster klirrten und Gläser in den Schränken erschüttert wurden. Es ist eine solche Naturerscheinung, den ältesten Nachrichten zufolge, hier noch nicht vorgekommen. Didask.

Walmerode. 29. Juli. So eben fünf Minuten vor? halb zehn Uhr wurde hier ein, wenigstens eine Minute dauerndes Erdbeben verspürt. D.

Wiedselters. Abends 9 ¼ Uhr erfolgte eine Erderschütterung, welche die ganze Einwohnerschaft auf die Straßen trieb. Die Erde bebte, die Wände zitterten, Boden und Stubendecke wankten, Gläser klirrten, von einem Geräusch begleitet, wie von einem schnell vorbei rasselnden Wagen. Vögel fielen in ihren Käfigen von den Stangen herab. Nachdem wir eine Zeit lang beinahe anhaltend N.-W.-Wind hatten, sprang an diesem Tage der Wind plötzlich nach Osten um. Temperatur 19° R. Barometer am Morgen 28 Zoll. Die Erschütterung schien von S.-W. nach N.-O. sich zu bewegen, sie währte ungefähr 3—4 Sekunden. Rhein- u. Mosel-Z.

Dietz. 29. Juli, Abends 9½ Uhr. Auch die Bewohner der Lahn-Gegend wurden durch die Erschütterung in Schrecken gesetzt. Das Erdbeben kündigte sich durch ein dem Rollen eines beladenen Wagens ähnliches Geräusch an, dem sogleich eine zitternde Bewegung des Zimmers folgte, die auch die Stühle in Bewegung setzte und hin- und herrüttelte. Die Richtung war von West nach Ost, während das Urtheil hierüber in Limburg anders lautet. In einem Augenblick war die ganze Bevölkerung auf der Straße. Die Leute in den Betten wurden aufgeschreckt; Vögel flatterten in ihren Käfigen; die Schellen an den Hausthüren tönten. Tauben verließen die Schläge und flogen ängstlich umher. In den oberen Stockwerken war die Erschütterung sehr heftig, in den unteren an manchen Orten wurde sie gar nicht verspürt. Spazierengehende haben gar nichts bemerkt; nach 5 bis 7 Sekunden war die Erschütterung vorüber. Rhein- u. M.-Z.

Heimersheim. 29. Juli 9 Uhr 40 Minuten Abends hat man hier ein Erdbeben verspürt. Es folgten drei wellenförmige Bewegungen innerhalb 2 bis 5 Sekunden; sie waren so stark, daß sogar vierjährige Kinder zusammenschraken. Möbel aller Art kamen in Bewegung, einzelne aufgestellte Kaffeetassen fielen von den Tischen herab. In einigen alten Häusern wären die Stöße so heftig, daß die Bewohner dieselben verließen. Rhein- und Mosel-Z.

Umstadt. Den 29. Juli, 20 Minuten nach 9 Uhr, Erdbeben, scheinbar von Südwest kommend, hielt ungefähr 20 bis 25 Sekunden an. Die Erschütterung begann mit dem Gefühl einer schwebenden Bewegung des Bodens, welches allmählig zunahm und mit einem Stoße endigte, der so heftig war, daß die Häuser zitterten und Alles schwankte, Möbel in den Zimmern wurden bewegt, die Lampe auf dem Tische ging hin und her; mehrere Häuser wurden von den Bewohnern verlassen. Briefl. Mitth.

Fürfeld in Rheinhessen. 29. Juli Abends halb 10 Uhr bemerkte man hier einen gegen 5 Sekunden anhaltenden Erdstoß von Westen nach Osten, der so stark war, daß z. B. in einem massiven Gebäude im oberen Stock eine kleine Schelle klingelte. Dieser Erdstoß war mit einem dumpfen Rollen begleitet. Didask.

Framersheim in Rheinhessen. Am 29. Juli 9 ½ Uhr Abends vernahm man hier eine ziemlich starke Erderschütterung, die ungefähr 2 Minuten dauerte und von einem dumpfen Getöse, gleich schwer dahin rollenden Kugeln, begleitet war. Die festesten Häuser zitterten und Leute, die schon im Bette waren, eilten erschrocken aus demselben und ihren Wohnungen auf die Straße. Es schien als käme das dumpfe Rollen von Südwesten her. Did.

Darmstadt. Den 29. Juli Abends 9 Uhr 35 Minuten fand hier in Darmstadt eine bedeutende Erderschütterung statt. Man verspürte deutlich 4 bis 5 Oscillationen, in der Richtung von Osten nach Westen, welche so heftig waren, daß Oefen, Tische und Stühle sichtbar bewegt wurden und Gläser zu klirren anfingen. Did.

Bingen, 29. Juli. Heute Abend 20 Minuten nach 9 Uhr wurde hier und in der Umgegend eine Erderschütterung verspürt, welche 4 bis 5 Sekunden anhielt; eine bestimmte Richtung derselben wird nicht angegeben. Briefl. Mitth.

Aus der Gegend von Kreuznach. Am 29. Juli, Abends 9 Uhr 19 Minuten, erfolgte hier ein so bedeutendes Erdbeben, wie es die ältesten Leute nicht erlebt haben. Plötzlich wankte der Boden, und gleich darauf empfand man einen zuckenden Stoß, der höchstens zwei und eine halbe Sekunde anhielt. Alsbald folgte ein zweiter stärkerer von etwas längerer Dauer, und diesem ein dritter, welcher jedoch nur sehr schwach war. Alle drei Stöße, die etwa den Zeitraum von 7 bis 8 Sekunden einnahmen und der Richtung von Südwest nach Nordost zu folgen schienen, waren von einem merkwürdigen Getöse im Inneren der Erde begleitet, das einem fernen Wagenrasseln nicht unähnlich war, auch wohl dem dumpfen Donner-Rollen, doch passender mehr einem heftigen Geprassel zu vergleichen war; das Geräusch war so eigenthümlich, daß es schwer fallen dürfte einen analogen Ton zu finden. Vögel flogen ängstlich umher, Tauben verließen mit Geräusch ihre Schläge; Hühner erhoben ihre Stimme und die Pferde stampften und schnaubten, das Rindvieh brüllte; die Menschen liefen angstvoll aus ihren Wohnungen. Die Fenster klirrten, die Lichter und Gefäße schaukelten, Stühle wankten und offene Fensterflügel schlugen anein-

ander. In der Gegend zwischen Schernheim und Kreuznach, namentlich bei Waldbockenheim und Boos, soll es noch heftiger gewesen sein, als tiefer hinab gegen den Rhein. Ein Homburger Postbote fühlte das Wanken in der Nähe des Disibodenberges so stark, daß er heftig schwindelte und ein ihn begleitender Mann in eben dem Grade, daß beide sich an den Armen faßten, um nicht umzusinken. Dib.

Mannheim. Den 29. Juli, Abends gegen ¾ auf 10 Uhr nahm man hier eine starke Erderschütterung wahr; die Bewegung soll an verschiedenen Orten der Stadt so stark gewesen sein, daß Gebäude, Tische und Stühle wankten, und Schränke umzustürzen drohten. Ein hiesiger Bürger wurde in dieser Zeit nach Hause gerufen, da seines Nachbars Haus krache und einfallen wolle. Briefl. Mitth.

An der Bergstraße wurde die Erschütterung nur leicht gespürt.

In Heilbronn und Stuttgart bemerkte man eine leichte Erschütterung von etwa 2 Sekunden Dauer in nordöstlicher Richtung.

In Neustadt an der Haardt wurde sie gleichfalls schwach bemerkt.

Landau in der bayerischen Pfalz. Den 29. Juli Abends 9 Uhr 35 Minuten haben wir hier einen Erdstoß verspürt, der besonders in hohen Gebäuden heftig war. Einige Kinder von 5 bis 7 Jahren fielen bei der Erschütterung vom Rande der Betten auf den Fußboden. Ein anderer Brief gibt noch folgende ergänzende Nachricht aus der Gegend von Landau. Die Wirkung der Erschütterung ist besonders am Fuß des in der Pfalz auslaufenden Vogesengebirges bedeutend gewesen. Personen und Möbel stürzten in den erschütterten Häusern zu Boden. — Der Umsturz stehender Personen wird auch in mehreren Berichten aus der Rheingegend, z. B. in Kettig gemeldet. — Zu Schweigen, an der französischen Gränze, fiel eine Person, die in gebückter Stellung in einer Küche beschäftigt war, in Folge der Erschütterung zu Boden. — Die Vögel flatterten von ihren Sitzen und aus ihren Nestern; sogar einige Häuser sollen eingestürzt sein. Ueber dem Wohnzimmer unseres Thurmwächters wichen einige Durchzüge aus den Fugen, so daß der Thurm einer kleinen Reparatur bedarf. Daß Hausbewohner aus den oberen Stockwerken urplötzlich zu ebener Erde

eilten mit dem Ausrufe: „Mein Kleiderschrank, meine Kommode, mein Tisch bewegen sich von selbst," hat, da man unten oft davon nichts spürte, zu manchen komischen Aeußerungen Anlaß gegeben. Nachrichten aus Pirmasens zu Folge hat die Erschütterung auch im Gebirge stattgehabt. Didaskalia.

In Freiburg im Breisgau wurde nur ein leichter Erdstoß bemerkt.

Birkenfeld, großherzoglich-oldenburgisches Fürstenthum, nächst der französischen Gränze. Auch hier und in der ganzen Umgegend, wie z. B. in Trier, Saarbrücken und sogar bis Metz in Frankreich wurden die am 29. Juli Abends 9 Uhr 11 Minuten erfolgten Erdstöße deutlich wahrgenommen und haben um so größeres Aufsehen und Erschrecken erregt, als sich die ältesten Leute einer solchen Erscheinung nicht zu erinnern wissen. In den Häusern, die auf felsigem Grunde stehen, war die Erschütterung am stärksten. Leute, die auf der Straße oder auf freiem Felde waren, haben die Bewegung theils gar nicht, theils nur in geringerem Grade und theils blos wie ein Flimmern vor den Augen bemerkt. Didask.

Im ganzen Moselthal wurde die Erschütterung bemerkt.

In Trier trat das Erdbeben um 11 Minuten nach 9 Uhr ein; was von allen bis jetzt bekannten Zeitangaben die früheste ist. Indessen war die Erschütterung dort bei weitem nicht so stark, wie am Mittelrhein und im Nassauischen und Rheinhessen. Rhein- u. Mosel-Z.

In Schweinfurth, Würzburg und Kissingen wurde die Erschütterung nur schwach gespürt.

In Wertheim wurde den 29. Juli, Abends zwischen 9 ½ bis 9¾ Uhr eine, von Norden nach Süden ziehende starke Erderschütterung verspürt. Es wurden einige Häuser dadurch beschädigt, Spiegel und Gemälde fielen von den Wänden, Blumentöpfe wurden umgeworfen und viele schon zu Bette befindliche Einwohner verließen dasselbe eiligst, um Sicherheit zu suchen. Ein anderer Bericht von Wertheim besagt:

Den 29. Juli ½ 10 Uhr Abends erhob sich bei ganz heiterem Himmel plötzlich ein sturmähnliches Sausen in der Luft, auf das unmittelbar, wahrscheinlich in der Richtung von N. nach S., ein heftiger Erdstoß folgte.

Die Erschütterung der Häuser, insbesondere des Tauberflusses, war so heftig, daß die Gebäude zitterten, Bettstellen und Stühle schwankten. In den Theilen der Stadt, wo es nicht so heftig war, glaubten die Bewohner die Keller seien eingestürzt; oder empfanden, als wenn ein schwer beladener Güterwagen rasch daher rollte. Briefl. Mittheilung.

In Aschaffenburg soll die Erschütterung nur schwach verspürt worden sein.

In Seligenstadt, zwischen 9 und 10 Uhr Abends, bemerkte man, wie allenthalben in der Umgegend, eine mehrere Sekunden lang anhaltende kleine Erderschütterung; das Wasser in den Gläsern schwankte, und ruhig stehende Gegenstände wurden sichtbar davon erschüttert. Nach allen mehrfach übereinstimmenden Aussagen kam die Explosion von Norden gegen Süden. Briefl. Mittheilung.

In Offenbach, 29. Juli, Abends 9 Uhr 35 Minuten, wurden, wie in Hanau, drei Erdstöße verspürt, die ungefähr 4—6 Sekunden dauerten. Die Fenster klirrten, die Möbel krachten und die Stöße wurden so allgemein bemerkt, daß sich alsbald die Straßen mit Menschen füllten. In den Alleebäumen der Kanalstraße rauschte das Laub, wie von wiederholten Windstößen. Die Richtung schien dabei eine von Südosten kommende zu sein. Didask.

Mainz. Den 29. Juli, kurz nach 9½ Uhr Abends, wurde hier eine starke Erderschütterung wahrgenommen, welche beinahe eine halbe Minute anhielt, und bei manchen Leuten lebhafte Besorgnisse erregte. Die Stöße kamen von Südosten und folgten rasch aufeinander; die Erschütterung wurde, wie die aus der Umgegend in die Stadt kommenden Landleute versichern, in unserer ganzen Nachbarschaft bemerkt. Didask.

Der Brunnen auf dem Thiermarkt hörte sogleich nach dem Erdbeben am 29. Juli, Abends 9 Uhr 40 Minuten, auf zu fließen, und gab erst am nächsten Tag, den 30. Juli Nachmittags gegen 5 Uhr, wieder Wasser. In mehreren Gebäuden fielen die Decken herab; in andern bekamen die Schornsteine Risse; auf dem Quintinsthurm war die Erschütterung so stark, daß die Frau des Thürmers aus dem Bette

eilten mit dem Ausrufe: „Mein Kleiderschrank, meine Kommode, mein Tisch bewegen sich von selbst," hat, da man unten oft davon nichts spürte, zu manchen komischen Aeußerungen Anlaß gegeben. Nachrichten aus Pirmasens zu Folge hat die Erschütterung auch im Gebirge stattgehabt. Didaskalia.

In Freiburg im Breisgau wurde nur ein leichter Erdstoß bemerkt.

Birkenfeld, großherzoglich-oldenburgisches Fürstenthum, nächst der französischen Gränze. Auch hier und in der ganzen Umgegend, wie z. B. in Trier, Saarbrücken und sogar bis Metz in Frankreich wurden die am 29. Juli Abends 9 Uhr 11 Minuten erfolgten Erdstöße deutlich wahrgenommen und haben um so größeres Aufsehen und Erschrecken erregt, als sich die ältesten Leute einer solchen Erscheinung nicht zu erinnern wissen. In den Häusern, die auf felsigem Grunde stehen, war die Erschütterung am stärksten. Leute, die auf der Straße oder auf freiem Felde waren, haben die Bewegung theils gar nicht, theils nur in geringerem Grade und theils blos wie ein Flimmern vor den Augen bemerkt. Didask.

Im ganzen Moselthal wurde die Erschütterung bemerkt.

In Trier trat das Erdbeben um 11 Minuten nach 9 Uhr ein; was von allen bis jetzt bekannten Zeitangaben die früheste ist. Indessen war die Erschütterung dort bei weitem nicht so stark, wie am Mittelrhein und im Nassauischen und Rheinhessen. Rhein- u. Mosel-Z.

In Schweinfurth, Würzburg und Kissingen wurde die Erschütterung nur schwach gespürt.

In Wertheim wurde den 29. Juli, Abends zwischen 9 ½ bis 9¾ Uhr eine, von Norden nach Süden ziehende starke Erderschütterung verspürt. Es wurden einige Häuser dadurch beschädigt, Spiegel und Gemälde fielen von den Wänden, Blumentöpfe wurden umgeworfen und viele schon zu Bette befindliche Einwohner verließen dasselbe eiligst, um Sicherheit zu suchen. Ein anderer Bericht von Wertheim besagt:

Den 29. Juli ½ 10 Uhr Abends erhob sich bei ganz heiterem Himmel plötzlich ein sturmähnliches Sausen in der Luft, auf das unmittelbar, wahrscheinlich in der Richtung von N. nach S., ein heftiger Erdstoß folgte.

Die Erschütterung der Häuser, insbesondere des Laubersluſſes, war so heftig, daß die Gebäude zitterten, Bettstellen und Stühle schwankten. In den Theilen der Stadt, wo es nicht so heftig war, glaubten die Bewohner die Keller seien eingestürzt; oder empfanden, als wenn ein schwer beladener Güterwagen rasch daher rollte. Briefl. Mittheilung.

In Aschaffenburg soll die Erschütterung nur schwach verspürt worden sein.

In Seligenstadt, zwischen 9 und 10 Uhr Abends, bemerkte man, wie allenthalben in der Umgegend, eine mehrere Sekunden lang anhaltende kleine Erderschütterung; das Wasser in den Gläsern schwankte, und ruhig stehende Gegenstände wurden sichtbar davon erschüttert. Nach allen mehrfach übereinstimmenden Aussagen kam die Explosion von Norden gegen Süden. Briefl. Mittheilung.

In Offenbach, 29. Juli, Abends 9 Uhr 35 Minuten, wurden, wie in Hanau, drei Erdstöße verspürt, die ungefähr 4—6 Sekunden dauerten. Die Fenster klirrten, die Möbel krachten und die Stöße wurden so allgemein bemerkt, daß sich alsbald die Straßen mit Menschen füllten. In den Alleebäumen der Kanalstraße rauschte das Laub, wie von wiederholten Windstößen. Die Richtung schien dabei eine von Südosten kommende zu sein. Didask.

Mainz. Den 29. Juli, kurz nach 9½ Uhr Abends, wurde hier eine starke Erderschütterung wahrgenommen, welche beinahe eine halbe Minute anhielt, und bei manchen Leuten lebhafte Besorgnisse erregte. Die Stöße kamen von Südosten und folgten rasch aufeinander; die Erschütterung wurde, wie die aus der Umgegend in die Stadt kommenden Landleute versichern, in unserer ganzen Nachbarschaft bemerkt. Didask.

Der Brunnen auf dem Thiermarkt hörte sogleich nach dem Erdbeben am 29. Juli, Abends 9 Uhr 40 Minuten, auf zu fließen, und gab erst am nächsten Tag, den 30. Juli Nachmittags gegen 5 Uhr, wieder Wasser. In mehreren Gebäuden fielen die Decken herab; in andern bekamen die Schornsteine Risse; auf dem Quintinsthurm war die Erschütterung so stark, daß die Frau des Thürmers aus dem Bette

fiel und daß Niemand stehen konnte, ohne sich festzuhalten. Mainzer Unterhaltungsblatt.

Kostheim. In dem eine halbe Stunde östlich von Mainz, nahe an der Mündung des Mains in den Rhein befindlichen Dorfe Kostheim, war die Erschütterung noch stärker als in Mainz. Das Dach eines Hauses stürzte ein, und einige andere Gebäude wurden mehr oder weniger beschädigt. Viele Personen haben in dem letztgenannten Dorfe gleichzeitig ein feuriges, von Osten gegen Westen fliegendes Meteor gesehen, dessen Größe, wahrscheinlich sehr übertrieben, ihrer Versicherung nach, der eines Stückfasses gleich geschätzt wird. Ob es zerplatzt sei, wird nicht gesagt. In Mainz bemerkte man ebenfalls ein ziemlich starkes Geräusch und einen matten Lichtschein, der jedoch schnell vorübergehend war und auf den diese Finsterniß folgte. Bereits vor drei Wochen zeigte sich ein ähnliches Phänomen bald nach 11 Uhr Nachts, welches blendendes, fast drei Minuten andauerndes Licht verbreitete und mit einem starken Knall endigte. Didask.

Niederwalluf am Rhein, den 29. Juli, Abends 9¼ Uhr, Erderschütterung ungefähr eine Minute dauernd; alle Häuser und Straßen bebten. Die Einwohner flüchteten sich ins Freie. Sämmtliche Gegenstände in den Zimmern, Stühle, Tische und dergleichen wurden in eine fortschiebende Bewegung versetzt. Briefl. Mittheilung.

Geisenheim am Rhein. Den 29. Juli, Abends halb 10 Uhr, verspürte man hier ein gewaltiges Erdbeben, welches einige und zwanzig Sekunden lang währte; alle Häuser und Gebäulichkeiten wankten und drohten einzustürzen. Unsre große und prachtvolle Kirche wurde dergestalt erschüttert, daß die Glocken in den Thürmen tönten. Die Bewohner des Fleckens überfiel große Angst, sie eilten erstaunt über ein solches, dahier noch nie erlebtes Naturereigniß, auf die Straßen, um sich von ihrer Angst einigermaßen zu erholen. Briefl. Mittheilung.

Burg Rheinstein, gegenüber von Aßmannshausen. Am 29. Juli, Abends 9 Uhr 29 Minuten, zeigte sich das Erdbeben durch einen leichten Windstoß, der von Nordwest zu kommen schien, auf der Burg Rheinstein an, worauf ein unterirdisches Getöse folgte, welches indeß die Richtung von Südwest nach Nordost zu nehmen schien. Der ganze

hohe Fels, auf welchem die Burg erbaut ist, schwankte und sehr augenscheinlich das ganze Gebäude. Die Fenster klirrten sehr stark, Porzellan fiel von den Fächern der Schränke und auch der Abputz von der Decke des Zimmers eines kleinen Thurmes. Unter den Füßen war eine zitternde Bewegung bemerkbar.

Den 30. Juli, 5 Minuten vor halb 12 Uhr Mittags, verspürte man einen ähnlichen Erdstoß daselbst, fast in derselben Richtung wie Tages zuvor; dasselbe zitternde Gefühl unter den Füßen, ein leiseres unterirdisches Getöse jedoch, aber eine Erschütterung der Gebäulichkeiten. Das Ganze vergleichbar der Bewegung, welche man auf einem Schiffe bemerkt, welches auf den Grund aufstößt. Die Bemerkungen vom 29. wurden von allen Bewohnern der Burg Rheinstein gemacht, die des 30. jedoch nur von zweien derselben. Rhein- und Moselztg.

St. Goar. Bei dem Erdbeben wird von dort gemeldet, daß Stücke Felsen, nach dem heftigen Stoß, von den Bergen herunter stürzten; es stürzte ein Keller ein; im Rhein wurde ein Gezisch und Heben des Wassers bemerkt. Die Fischer am Salmenfang hörten ein heftiges unterirdisches Geräusch und erschraken über das Gezisch und Toben des Rheins so sehr, daß sie eiligst ihre Kähne verließen. Am Lurlei soll die Erschütterung durch Herabstürzen von Felsenstücken und Staub, das unterirdische heftige Rollen, die Unruhe des Rheins und heftige Windstöße, grausenhaft gewesen sein. Briefl. Mittheilung.

Wellmich am Rhein. Ein Brief daher gibt folgende Nachricht: Den 29. Juli, Abends um 9 Uhr 40 Minuten, entstand ein gewaltiges unterirdisches Brausen und Rollen, nach Verlauf einer halben Minute erbebte die Erde, Häuser dröhnten und drohten den Einsturz, Wände zersprangen und der Verputz löste sich ab; Fenster klirrten, Schiefersteine rollten von den Dächern herab; Bäume rauschten, wie in furchtbarem Sturm; am Rhein befestigte Kähne bewegten sich von Westen nach Osten und ein Theil des zur Burg Thurnberg gehörenden Thurmes stürzte ein. Dieses Alles war das Werk einer halben Minute. Keine menschliche Stimme ließ sich während des Ereignisses vernehmen, aber um so lauter wurden die, durch den größten Schrecken veranlaßten Klagetöne der sich nach der Erschütterung auf freien Plätzen sammeln-

den Menge. Grausen mußte Jeden ergreifen, der die Erzählungen Einzelner hörte, welche in baufälligen alten Häusern wohnten, wie groß die Gefahr gewesen sei, in der sie sich befunden. Greise sagten, das sei der größte Schrecken gewesen, den sie je ausgestanden. Gegen 10 Uhr erfolgte ein zweiter, kaum bemerkbarer Erdstoß, kurz nach 10 Uhr ein dritter und gegen 2 Uhr nach Mitternacht ein etwas heftigerer.

In Caub stürzten Kamine ein; der Rhein war unruhig, hob sich, zischte und schlug, ohne bemerkbaren Wind, mächtige Wellen. Briefl. Mittheilungen.

Boppard am Rhein, den 29. Juli, Abends 5 Minuten vor halb 10 Uhr, heftiges Erdbeben; die wellenförmigen Bewegungen schienen von Westen nach Osten gerichtet. Oefen und Kellerthüren stürzen ein. Das unterirdische Getöse, einem Geraſſel vieler schwer beladener Wagen ähnlich, hielt nur 10 Sekunden an. Das Wasser des Rheins war so stark in Bewegung, daß Personen, die in einem Nachen waren, umfielen. Ein Schiffer, der während dem Ereigniß vor Bornhofen in einem Schiffe war, versicherte, daß der Himmel erst ganz grün, dann dunkelschwarz und endlich feuerroth gewesen sey. Weser-Ztg.

In Oberwesel flüchtete Alles auf die Straße; dort will man um 2 Uhr Morgens eine schwache Wiederholung des Erdstoßes bemerkt haben. Weser-Ztg.

Zu Kettig, in der Nähe von Coblenz, war die Erschütterung von einem heftigen unterirdischen Rollen begleitet gewesen; die Kirchglocke hatte viermal von selbst angeschlagen. W. Z.

In Coblenz zitterte der Boden, Möbel und Geschirre schaukelten während des Erdstoßes.

In Bonn wurde die Zeit des Erdbebens auf 9 Uhr 24 Minuten bestimmt; es war aus vier sehr merkbaren Stößen zusammengesetzt, welche sich von Norden nach Süden zu bewegen schienen und kurz aufeinander folgten, so daß es 2 bis 3 Sekunden gewährt; die Erschütterungen waren gelinde. W. Z.

In Muffendorf wurde es wie in Bonn bemerkt.

Köln. Am 29. Juli, Abends um 9 Uhr 36 Minuten, hat man

hier in Köln an mehreren Stellen eine Erderschütterung, gehend von Norden nach Süden, wahrgenommen, so daß ein Haus, in der Petersstraße gelegen, einen zweimaligen gleichmäßigen Hin- und Hergang sehr in die Augen springend, gemacht haben soll. Didask.

In Elberfeld, Düsseldorf und Siegburg fühlte man vier Schwingungen am 29. Juli, Abends 9 Uhr 26 Minuten, von Ost nach West gerichtet. Didask.

In Lüttich und mehreren andern Orten Belgiens, wie auch in Aachen wurde dieselbe Erscheinung nur schwach bemerkt. W. Z.

Münster. Das am 29. Juli, Abends gegen 9½ Uhr, stattgehabte Erdbeben ist auch hier sehr deutlich verspürt worden. Sichtbare Spuren an Gebäuden hat dasselbe jedoch nicht hinterlassen. Es fielen eine Menge Aerolithen; ein ziemlich dichter Feuerstrahl von Nord nach Süd, ähnlich dem einer geplatzten Rakete, wurde unter einem Winkel von 50° wahrgenommen, der, je näher dem Horizont, desto mehr an Intensität verlor. W. Z.

In dem allgemeinen Theil haben wir die einzelnen Erscheinungen bei Erdbeben gewürdigt, worauf wir verweisen können; besonderer Erwähnung aber verdient noch die bedeutende Gasausströmung aus dem Innern der Erde, die bei diesen Erdstößen bemerkt worden ist, und die einen neuen Beleg gibt, daß die Erschütterung durch die große Spannung der eingeschlossenen Gasarten erfolgt, die sich einen Ausweg erzwingen wollen.

Den Erschütterungen gingen als Vorzeichen Gas-Explosionen voraus; von mehreren Orten wird erwähnt, daß während derselben ein Sausen in der Luft gehört worden sei, wie von einem Sturm, ohne daß das Laub der Bäume bewegt wurde; von andern Orten, daß Bäume tief niedergebeugt worden wären, ohne Wind; hierzu noch das Geziſch und Heben des Rheinwassers bei Caub. Alle diese Erscheinungen geben die gegründete Vermuthung, daß bedeutende Gasmengen aus dem Innern der Erde entwichen sind. Sämmtliche Mineralquellen der betroffenen Orte haben keine Störung erlitten; die Ursache der Erschütterung war daher tiefer, als die Geburtsstätte der Mineralquellen

liegt. Auch ist hier Erdbeben vorgekommen, auch auf Deutschland allein beschränkt, solche Verbreitung gehabt hätte; da 1755 Deutschland von Portugal, und 1783 von Calabrien aus in Erschütterung versetzt wurde.

Zu den interessantesten Erscheinungen, welche bis zum 31. Juli, Abends gegen halb 10 Uhr, auch in der Gegend von Siegen vielfach beobachtete Erdbeben begleitet haben, gehört ohne Zweifel die, daß die Magnetnadel am Declinatorium des königlichen Bergamtes zu Siegen ihre westliche Abweichung vom Meridian um mehr als einem Grad verringert hat. Sie stand nämlich vorher eine Zeit lang fast ohne bemerkbare Oscillationen auf 19° 21′; am 30. Juli wurde sie auf 18° 19′ stehend gefunden. Es ist kaum zu denken, daß eine solche plötzliche Veränderung der magnetischen Erdkräfte bloß lokal sei, und dürfte, wenn nicht anderswo übereinstimmende Beobachtungen sich finden, eher an eine in Folge des Erdstoßes geschehene Verrückung des Bergamtsgebäudes, in welchem sich das Declinatorium befindet, gedacht werden. Bis jetzt ist die Magnetnadel nicht zu ihrem früheren Stande zurückgekehrt. Düsseldorfer Zeitung vom 17. August.

Fata Morgana bei Stralsund. Am 30. Juli, um 3½ Uhr des Morgens, wurde Einsender dieses eine Viertelmeile von Stralsund von der merkwürdigen Erscheinung einer Fata Morgana überrascht. Die Stadt Stralsund zeigte sich am jenseitigen Ufer der Insel Rügen als prachtvolles Luftbild in dunkelblauer Farbe so klar, daß jedes Gebäude deutlich zu unterscheiden war; namentlich war der Anblick der Marienkirche von überraschender Schönheit, indem die architektonischen Verhältnisse dieses Prachtgebäudes so scharf in allen Linien ausgesprochen waren, daß man sie für ein gelungenes Daguerreotypbild halten konnte. Der opalfarbene Hintergrund des östlichen Himmels umgoß das Zauberbild mit einem magischen Glanze, bis dasselbe vor der Sonne, welche wie eine geschmolzene Goldkuse dem Meere entstieg, verschwand. Düsseldorfer Zeitung vom 8. August.

Feuerkugel. Den 31. Juli, gegen 9½ Uhr Abends, erblickte man in Altona das glänzende Meteor einer Feuerkugel von bedeutender

Größe, welche mit außerordentlicher Schnelligkeit von Südost gegen Nordwest die Luft durchzog und in Westnordwest ohne Geräusch zerplatzte.

Großkreuz am Main. Am 1. August zeigte sich dahier um halb 11 Uhr bei heiterem Himmel ein merkwürdiges Phänomen in der Gestalt eines wagrecht schwebenden, von Osten nach Westen stehenden, feurigen Stabes von der Größe einer Ruthenstange, welches ungefähr eine Minute am nördlichen Himmel bemerkt wurde. Gleichzeitig wurde es plötzlich ganz helle und der Wind wehte bedeutend stärker, als vorher von Osten nach Westen. Didaskalia v. 7. Aug.

Solothurn, Erdbeben. Den 3. August, Nachts um 11 Uhr, wurde in der Gemeinde Selzach ein bedeutendes Erdbeben verspürt. In Altreu war der einzige Stoß mit einem heftigen Knalle verbunden. Weiter aufwärts gegen Selzach war der Knall viel dumpfer, so daß man in den Häusern glaubte, es sei ein Theil des Heustockes herabgestürzt. Mehrere sprangen, aus dem Schlafe geweckt, auf, um nachzusehen. Im oberen Theile des Dorfes Selzach war die Erschütterung nur schwach und wie gegen die Höhe der gegen Süden unter die Schuttgebilde sich einsteckende Sandstein aufhört, ward nichts mehr wahrgenommen, so im oberen Bäriswyl, in Lommiswyl u. s. w. Westlich verbreitete sich der Stoß nur bis zum nahen Dörfchen Haag. In Bettlach schon wollte Niemand etwas bemerkt haben. Eben so gering war die Verbreitung gegen Osten, wenigstens hat man in Bellach und der dortigen Allmend nichts beobachtet. Didask.

Neapel vom 11. August. (Allgem. Ztg. v. 21. Aug.) In der Nacht vom 8. auf den 9. August verspürte man hier und in Castellamare eine sehr heftige Erderschütterung. Sie währte einige Sekunden und viele Menschen wurden aus dem Schlafe geweckt und mit Schrecken erfüllt.

Lucca, 12. Aug. (Allg. Ztg.) Heute eine Minute vor 1 Uhr Nachmittags, hatten wir zwei fürchterliche Erdstöße, der zweite Stoß war der stärkste. Die Glocke auf dem Hauptthurm schlug an, alle Hausschellen klingelten, eine Masse Schornsteine fielen in die Straßen, viele hohe Häuser wurden beschädigt, in einem Garten in der Stadt fielen Statuen von ihrem Piedestal, Hausgeräthschaften wurden umgewor-

liegt. Noch ist kein Erdbeben vorgekommen, was, auf Deutschland allein beschränkt, solche Ausdehnung gehabt hätte; da 1755 Deutschland von Portugal, und 1783 von Calabrien aus in Schwingung versetzt wurde.

Zu den interessantesten Erscheinungen, welche das am 29. Juli, Abends gegen halb 10 Uhr, auch in der Gegend von Siegen vielfach beobachtete Erdbeben begleitet haben, gehört ohne Zweifel die, daß die Magnetnadel am Declinatorium des königlichen Bergamtes zu Siegen ihre westliche Abweichung vom Meridian um mehr als einen Grad verringert hat. Sie stand nämlich vorher eine Zeit lang fast ohne bemerkbare Oscillationen auf 19° 21′; am 30. Juli wurde sie auf 18° 10′ stehend gefunden. Es ist kaum zu denken, daß eine solche plötzliche Veränderung der magnetischen Erdkräfte bloß lokal sei, und dürfte, wenn nicht anderswo übereinstimmende Beobachtungen sich finden, eher an eine in Folge des Erdstoßes geschehene Verrückung des Bergamtsgebäudes, in welchem sich das Declinatorium befindet, gedacht werden. Bis jetzt ist die Magnetnadel nicht zu ihrem früheren Stande zurückgekehrt. Didaskalia vom 17. August.

Fata Morgana bei Stralsund. Am 30. Juli, um 3½ Uhr des Morgens, wurde Einsender dieses eine Viertelmeile von Stralsund von der merkwürdigen Erscheinung einer **Fata Morgana** überrascht. Die Stadt Stralsund zeigte sich am jenseitigen Ufer der Insel Rügen als prachtvolles Luftbild in dunkelblauer Farbe so klar, daß jedes Gebäude deutlich zu unterscheiden war; namentlich war der Anblick der Marienkirche von überraschender Schönheit, indem die architektonischen Verhältnisse dieses Prachtgebäudes so scharf in allen Linien ausgesprochen waren, daß man sie für ein gelungenes Daguerreotypbild halten konnte. Der opalfarbene Hintergrund des östlichen Himmels umgoß das Zauberbild mit einem magischen Glanze, bis dasselbe vor der Sonne, welche wie eine geschmolzene Goldstufe dem Meere entstieg, verschwand. Didaskalia vom 8. August.

Feuerkugel. Den 31. Juli, gegen 9½ Uhr Abends, erblickte man in Altona das glänzende Meteor einer Feuerkugel von bedeutender

Größe, welche mit außerordentlicher Schnelligkeit von Südost gegen Nordwest die Luft durchzog und in Westnordwest ohne Geräusch zerplatzte.

Großkreuz am Main. Am 1. August zeigte sich dahier um halb 11 Uhr bei heiterem Himmel ein merkwürdiges Phänomen in der Gestalt eines wagrecht schwebenden, von Osten nach Westen stehenden, feurigen Stabes von der Größe einer Ruthenstange, welches ungefähr eine Minute am nördlichen Himmel bemerkt wurde. Gleichzeitig wurde es plötzlich ganz helle und der Wind wehte bedeutend stärker, als vorher von Osten nach Westen. Didaskalia v. 7. Aug.

Solothurn, Erdbeben. Den 3. August, Nachts um 11 Uhr, wurde in der Gemeinde Selzach ein bedeutendes Erdbeben verspürt. In Altreu war der einzige Stoß mit einem heftigen Knalle verbunden. Weiter aufwärts gegen Selzach war der Knall viel dumpfer, so daß man in den Häusern glaubte, es sei ein Theil des Heustockes herabgestürzt. Mehrere sprangen, aus dem Schlafe geweckt, auf, um nachzusehen. Im oberen Theile des Dorfes Selzach war die Erschütterung nur schwach und wie gegen die Höhe der gegen Süden unter die Schuttgebilde sich einsteckende Sandstein aufhört, ward nichts mehr wahrgenommen, so im oberen Bäriswyl, in Lommiswyl u. s. w. Westlich verbreitete sich der Stoß nur bis zum nahen Dörfchen Haag. In Bettlach schon wollte Niemand etwas bemerkt haben. Eben so gering war die Verbreitung gegen Osten, wenigstens hat man in Bellach und der dortigen Allmend nichts beobachtet. Didask.

Neapel vom 11. August. (Allgem. Ztg. v. 21. Aug.) In der Nacht vom 8. auf den 9. August verspürte man hier und in Castellamare eine sehr heftige Erderschütterung. Sie währte einige Sekunden und viele Menschen wurden aus dem Schlafe geweckt und mit Schrecken erfüllt.

Lucca, 12. Aug. (Allg. Ztg.) Heute eine Minute vor 1 Uhr Nachmittags, hatten wir zwei fürchterliche Erdstöße, der zweite Stoß war der stärkste. Die Glocke auf dem Hauptthurm schlug an, alle Hausschellen klingelten, eine Masse Schornsteine fielen in die Straßen, viele hohe Häuser wurden beschädigt, in einem Garten in der Stadt fielen Statuen von ihrem Piedestal, Hausgeräthschaften wurden umgewor-

sen, aber kein Unglück von Bedeutung ist zu berichten. In den Bergen von Massa und Carrara leiden gewöhnlich die Einwohner bei Erdstößen viel, Gott gebe, daß wir auch aus diesen Gegenden nichts Schlimmeres erfahren.

Bäder von Casciana, 14. Aug. (A. Allg. Ztg.) Da sind wir mitten auf dem freien Platze, Gottlob wohl und gesund und kampiren militärisch; indem ich dies schreibe, dient mir ein rauher Stein als Unterlage und vor mir thut sich die schöne Aussicht auf, die Nacht im Freien zubringen zu dürfen. Das Erdbeben war hier, in dem rings von ausgebrannten Vulkanen umgebenen Orte wirklich fürchterlich. Ganze Dörfer sind verschwunden, nur noch wenige Mauertrümmer von Kirchen und größeren Häusern ragen aus der allgemeinen Zerstörung hervor. In Casciana ist die Hälfte der Häuser verschwunden, in Vivaja gibt es gar keine mehr. In den Bädern selbst stehen zwar die Häuser noch, doch haben sie alle mehr oder weniger gelitten, namentlich ist die Kirche zur Hälfte eingefallen.

Vom 15. Aug. Heute wurde, da die Kirche unbrauchbar, der Gottesdienst auf dem öffentlichen Platz gefeiert, und einige Todte wurden in größter Stille zur Ruhestätte gebracht, bei welcher Gelegenheit alle Anwesenden eine musterhafte Andacht an den Tag legten. Wie diese religiöse Feier unter freiem Himmel, so denke ich mir ungefähr den einfachen Gottesdienst in den ersten Zeiten des Christenthums. Würde man häufig auf diese Art beten, dann müßte man, meine ich, von Herzen fromm werden. Dazu fügen Sie noch die erbauende Szene, bei dieser Veranlassung in bunter Mischung alle die verschiedenartigen Sekten, welche eine aus fast allen Nationen zusammengesetzte Badegesellschaft enthält, zu dem Zweck versammelt zu sehen, um dem Ewigen, welcher für Alle derselbe und der einzige, obwohl auf so verschiedene Weise angebetete Gott ist, den Dank darzubringen. Juden und Türken, in reichen Gewändern, Christen, Städter, Landleute in ihrer Herzenseinfalt, Priester, Mönche und Kapuziner in ihrer Ordenstracht, und mitten unter diesen Allen noch Neger, Negerinnen und Mulatten, die Exkönigin von St. Domingo, die Fürstin Christof umringend; im Hintergrund des Gemäldes aber eine Kirche und Gebäude, welche

deutliches Zeugniß von einem kaum vorübergegangenen Erdbeben geben, und Sie haben Alles, woraus Sie sich ein Gemälde machen können, ähnlich dem Schauspiel, welches ich heute sah. — Das Wasser in den Bädern ist milchweiß geworden, und Jedermann rettet sich. In diesem Augenblick wird wieder ein leichter Stoß verspürt und Alles flieht aus den Häusern nach dem freien Platze und auf die Felder, wo wir wahrscheinlich wieder bivouacquiren müssen, wie in der vorigen Nacht.

Livorno, 15. August. (A. Allgem. Ztg.) Ich schreibe Ihnen noch in vollem Eindruck des starken Erdbebens, das sich vor 24 Stunden hier ereignet und über einen großen Theil von Toskana ausgebreitet hat. Gestern Morgen aus den Bädern von Lucca abgereist, saß ich eben in einem Eisenbahnwagen der Station von Pisa nach Livorno, als fünf Minuten vor 1 Uhr die etwa drei Sekunden anhaltende Undulation kam. Das Gebälk des Stationsgebäudes krachte so heftig, die Wagen stießen so gegen einander, daß alle Passagiere, die bereits Platz genommen, im Schrecken herausstürzten. In Livorno hatte man den Stoß wahrscheinlich noch heftiger gehabt. Alles war auf den Straßen und Plätzen, viele Gebäude hatten schwächere oder stärkere Risse, 3 Thürme waren beschädigt, zum Theil hatten sich große Stücke abgelöst. Am Abend zog die Bevölkerung schaarenweise zum Muttergottesbilde des Montenero. Viele brachten die folgende Nacht im Freien zu. Dasselbe war auch in Pisa der Fall, wo die ganze Decke der Kirche San Michele einstürzte, und viele andere kleinere Beschädigungen stattfanden. Auch in Lucca war der Stoß sehr stark, in Florenz nur, wie es scheint, sehr wenig gefühlt worden. Desto stärker gegen Volterra und die Maremmen, in den sogenannten Collinen; in vielen Orten stürzten Häuser ein, so z. B. in Lorencana, einem Orte ungefähr zehn Miglien von hier, wo eine Menge Menschen verunglückt sein sollen. Demnach kam der Stoß von Süden, und ich bin auf die Nachrichten von Rom und Neapel begierig. Gestern um 2 und 5 Uhr waren schwächere Bebungen. In der Nacht um 10½ Uhr, bereits im Bette des Hôtel du Nord, fühlte ich eine etwas stärkere Bebung, die wie eine andere um 1 Uhr überall wahrgenommen ward. Seit Menschengedenken erinnert man sich keiner ähnlichen Erschütterung. Ueber die Verbreitung in

Toskana werde ich Ihnen nach weiteren eingegangenen Nachrichten ergänzenden Bericht erstatten.

Florenz, 17. Aug. (Augsb. Abendzeg.) Bei Castignano — toskanische Maremma — hat sich am letzten Freitag den 14. dieses ein neuer Vulkan geöffnet, in Folge dessen ein furchtbares Erdbeben Schrecken und Trauer über einen großen Theil des sonst so ruhigen Ländchens verbreitet hat. In Livorno soll ein großer Theil der Häuser bedeutend beschädigt sein, ein Thurm ist eingestürzt. In Pisa ist die große Kirche St. Michele ebenfalls eingestürzt und verschiedene Häuser bedeutend beschädigt. In Florenz selbst war das Erdbeben sehr unbedeutend, wiewohl immer stark genug, um die Glocken in den Häusern läuten zu machen. In Volterra haben 18 Gefangene durch Zernichtung eines Thurms ihr Leben verloren; auch in Lucca sollen viele Häuser theilweise stark beschädigt, mehrere eingestürzt sein.

Aus dem Chamounix-Thal in der Schweiz wird berichtet: Die frühere sehr sehenswerthe Grotte des Arveyron, aus welcher unter einem geräumigen Eisgewölbe, die eine der Hauptquellen der Arve hervorsprudelte, ist gänzlich verschwunden, und hat sich völlig verstopft. Ungefähr 500 Fuß über dem Thale gegen den Felswänden hin, welche das Eismeer tragen, hat sich nun der Arveyron eine neue Oeffnung gemacht. Dadurch entstand ein sehr schöner Wasserfall, welcher in einem ersten Sprung auf ein etwa 300 Fuß tiefer liegendes Felsstück herabstürzt und von da ins Thal hinabfließt. Schon vor zwanzig Jahren sah man hier etwas Aehnliches; indessen bahnte sich das Wasser nach einigen Monaten seinen früheren Ausweg wieder und bildete aufs Neue die von den Reisenden so bewunderte Grotte. Man vermuthet, daß dies auch jetzt der Fall sein werde. Didask. vom 18. Aug.

Die Gazette du Simplon berichtet aus Wallis, daß in Folge der ungeheuren Hitze, welche den Schnee in den Hochgebirgen schmilzt, die Rhone von Neuem aus ihrem Bette ausgetreten sei. In der Rhone-Ebene stehen tausend Jucharte Land unter Wasser. Auf den Spitzen des Montblanc ist der Felsen nackt, auf welchem das Eis seit langen Jahren nie verschwunden war. Didask. vom 19. Aug.

Das Rutschen des Arveyron-Gletschers, so wie das Rutschen der

Schneedecke des Montblanc dürfte bei der großen Hitze des Sommers durch Erderschütterungen begünstigt worden sein, wie dieses vom Jahr 1839 in der Chronik gemeldet wird, wo es heißt: den 5. und 6. Oktober 1839 wurde in Oberwallis ein Erdbeben gespürt, dem man eine Mitwirkung an der gleichzeitigen Ueberschwemmung der Rhone zuschreibt. In Lausanne, Orbe und Yverdon sind am 16. August ziemlich starke Erdstöße verspürt worden. Am letzteren Orte stürzten selbst Kamine ein und Mauern spalteten sich; einzelne Menschen wurden umgeworfen. Eine Zeit lang war die ganze Bevölkerung auf den Straßen, aus Furcht in den Häusern verschüttet zu werden. Ober-Post-Amts-Zeitung.

Ein Privatschreiben vom 16. Aug. aus Yverdon am Neufchateller-See meldet von einem heftigen Erdbeben, welches an diesem Tage daselbst verspürt wurde. Der erste Stoß, etwa 5 Minuten vor 7 Uhr Morgens, war minder heftig, als ein zweiter, welcher eine Stunde später erfolgte und alle Möbel in den Zimmern in Bewegung setzte, einen Arbeiter von einem Dach herabstürzte, zwei Schornsteine zerstörte und die Glocken so stark bewegte, daß sie läuteten.

In Lausanne und vielen Orten der Umgegend fand am 16. Aug. zweimal Erderschütterung statt. Der Stoß ward mit einem Geräusche begleitet, ähnlich dem Einstürzen der Häuser. Schweizer Blätter.

Pisa, 17. August, A. A. Z. Seit ich ihnen vorgestern aus Livorno über das Erdbeben am 14. berichtete, sind zahlreiche Nachrichten von verschiedenen Seiten eingegangen. Der Hauptheerd scheint bis jetzt die Gegend der Bäder von Casciana, ungefähr fünfzehen Miglien südlich von Pisa, sechzehen Miglien östlich von Livorno, gewesen zu sein. Am meisten haben die Ortschaften Lucianno, Lorenzano und Arciano gelitten; im letzteren Orte sollen alle Häuser — gegen 130 — bis auf ein einziges sammt der Kirche eingestürzt sein. Viele Personen wurden erschlagen, noch mehr verwundet. Bis gestern Abend waren aus dieser Gegend 62 Verwundete in das hiesige Hospital gebracht worden; heute sind wieder eine Anzahl Wagen voll Verwundeter angekommen, und ungefähr eben so viele Personen kamen ins Hospital von Livorno. Nach den eingelaufenen Berichten hat man die Erschütterung auch sehr

Toskana werde ich Ihnen nach weiteren eingegangenem Nachrichten ergänzenden Bericht erstatten.

Florenz, 17. Aug. (Augsb. Abendztg.) Bei Castignano — toskanische Maremma — hat sich am letzten Freitag den 14. dieses ein neuer Vulkan geöffnet, in Folge dessen ein furchtbares Erdbeben Schrecken und Trauer über einen großen Theil des sonst so ruhigen Ländchens verbreitet hat. In Livorno soll ein großer Theil der Häuser bedeutend beschädigt sein, ein Thurm ist eingestürzt. In Pisa ist die große Kirche St. Michele ebenfalls eingestürzt und verschiedene Häuser bedeutend beschädigt. In Florenz selbst war das Erdbeben sehr unbedeutend, wirwohl immer stark genug, um die Glocken in den Häusern läuten zu machen. In Volterra haben 18 Gefangene durch Zernichtung eines Thurms ihr Leben verloren; auch in Lucca sollen viele Häuser theilweise stark beschädigt, mehrere eingestürzt sein.

Aus dem Chamounix-Thal in der Schweiz wird berichtet: Die frühere sehr sehenswerthe Grotte des Arveyron, aus welcher unter einem geräumigen Eisgewölbe, die eine der Hauptquellen der Arve hervorsprudelte, ist gänzlich verschwunden, und hat sich völlig verstopft. Ungefähr 500 Fuß über dem Thale gegen den Felswänden hin, welche das Eismeer tragen, hat sich nun der Arveyron eine neue Oeffnung gemacht. Dadurch entstand ein sehr schöner Wasserfall, welcher in einem ersten Sprung auf ein etwa 300 Fuß tiefer liegendes Felsstück herabstürzt und von da ins Thal hinabfließt. Schon vor zwanzig Jahren sah man hier etwas Aehnliches; indessen bahnte sich das Wasser nach einigen Monaten seinen früheren Ausweg wieder und bildete aufs Neue die von den Reisenden so bewunderte Grotte. Man vermuthet, daß dies auch jetzt der Fall sein werde. Didask. vom 18. Aug.

Die Gazette du Simplon berichtet aus Wallis, daß in Folge der ungeheuren Hitze, welche den Schnee in den Hochgebirgen schmilzt, die Rhone von Neuem aus ihrem Bette ausgetreten sei. In der Rhone-Ebene stehen tausend Jucharte Land unter Wasser. Auf den Spitzen des Montblanc ist der Felsen nackt, auf welchem das Eis seit langen Jahren nie verschwunden war. Didask. vom 19. Aug.

Das Rutschen des Arveyron-Gletschers, so wie das Rutschen der

Schneedecke des Montblanc dürfte bei der großen Hitze des Sommers durch Erderschütterungen begünstigt worden sein, wie dieses vom Jahr 1839 in der Chronik gemeldet wird, wo es heißt: den 5. und 6. Oktober 1839 wurde in Oberwallis ein Erdbeben gespürt, dem man eine Mitwirkung an der gleichzeitigen Ueberschwemmung der Rhone zuschreibt. In Lausanne, Orbe und Yverdon sind am 16. August ziemlich starke Erdstöße verspürt worden. Am letzteren Orte stürzten selbst Kamine ein und Mauern spalteten sich; einzelne Menschen wurden umgeworfen. Eine Zeit lang war die ganze Bevölkerung auf den Straßen, aus Furcht in den Häusern verschüttet zu werden. Ober-Post-Amts-Zeitung.

Ein Privatschreiben vom 16. Aug. aus Yverdon am Neufchateller-See meldet von einem heftigen Erdbeben, welches an diesem Tage daselbst verspürt wurde. Der erste Stoß, etwa 5 Minuten vor 7 Uhr Morgens, war minder heftig, als ein zweiter, welcher eine Stunde später erfolgte und alle Möbel in den Zimmern in Bewegung setzte, einen Arbeiter von einem Dach herabstürzte, zwei Schornsteine zerstörte und die Glocken so stark bewegte, daß sie läuteten.

In Lausanne und vielen Orten der Umgegend fand am 16. Aug. zweimal Erderschütterung statt. Der Stoß ward mit einem Geräusche begleitet, ähnlich dem Einstürzen der Häuser. Schweizer Blätter.

Pisa, 17. August, A. A. Z. Seit ich ihnen vorgestern aus Livorno über das Erdbeben am 14. berichtete, sind zahlreiche Nachrichten von verschiedenen Seiten eingegangen. Der Hauptheerd scheint bis jetzt die Gegend der Bäder von Casciana, ungefähr fünfzehen Miglien südlich von Pisa, sechzehen Miglien östlich von Livorno, gewesen zu sein. Am meisten haben die Ortschaften Lucianno, Lorenzano und Arciano gelitten; im letzteren Orte sollen alle Häuser — gegen 130 — bis auf ein einziges sammt der Kirche eingestürzt sein. Viele Personen wurden erschlagen, noch mehr verwundet. Bis gestern Abend waren aus dieser Gegend 62 Verwundete in das hiesige Hospital gebracht worden; heute sind wieder eine Anzahl Wagen voll Verwundeter angekommen, und ungefähr eben so viele Personen kamen ins Hospital von Livorno. Nach den eingelaufenen Berichten hat man die Erschütterung auch sehr

stark in Volterra gehabt, wo ein Theil des Forts einstürzte und acht Mann erschlug; in Piombino und Civitavecchia soll die Erschütterung ebenfalls sehr stark gewesen sein. In Florenz, nach den Berichten des Observatoriums, hatte die Bewegung genau um 12 Uhr 55 Minuten statt, was völlig mit meiner Beobachtung auf dem Bahnhof in Pisa übereinstimmt. Nach der Gazetta di Genova hat man mehrere Erdstöße um dieselbe Zeit, angeblich um 12 ¾ Uhr — wahrgenommen. Die Hitze ist hier, wie überall in Italien, gleich groß und anhaltend; in den täglichen Maximis aber kaum größer als in Deutschland; ja, mit Ausnahme Roms, wo man 30 Grad hatte, selbst geringer als in Paris. Unter allen Sommeraufenthalten für Fremde in Italien empfehlen sich am meisten die Bäder von Lucca mit ihrer subalpinen Vegetation. Der höchste Hitzegrad, den ich daselbst diesen Sommer beobachtete, war 28° R. im Schatten, am 5. August. Sonst betrug die höchste Temperatur nur 24—26 Grade.

Pisa, 19. Aug. A. A. Zeit. Es zeigt sich nun immer mehr, daß das Erdbeben vom 14. d. M. ein vorzüglich auf Toscana beschränktes Ereigniß war, und nicht, wie man erwartete, mit Ausbrüchen des Vesuvs im Zusammenhang stand. (Note: Eben verbreitete sich die Nachricht, daß der Vesuv im vollen Ausbruche sei.) Pisa und Livorno waren die Städte mit ihrer Umgegend, welche das Centrum bildeten; in Florenz, in den Bagni di Lucca und in der Riviera di Genova, so wie südlich in Piombino, Siena war der Stoß überall viel schwächer, vorzüglich aber deßhalb, weil alle diese Punkte auf festem Grund und Boden stehen. Sehr interessant sind die Untersuchungen des ausgezeichneten Lehrers der Geologie an der Pisaner Universität, Pilla, den ich gestern sprach. Er befand sich eben in dem Mineralienkabinet der Universität, als die Erschütterung statt hatte; er gibt ihre Dauer auf 25 Sekunden an, während welcher alle Gebäude der Stadt in wellenförmiger Bewegung waren und das Geräusch anhielt. Er glaubte, daß der Stoß von Nordwesten gekommen sei. Daß hier in der Ebene keine größeren Gebäude einstürzten, schreibt derselbe, gewiß mit Recht dem festeren Grund und Boden und der Fortpflanzungsweise der Stoßwellen in der Ebene zu, in der, wie bekannt Livorno und Pisa liegen. Schauerlich

sind Pillas Beschreibungen aus den sogenannten Collinen (Hügel), wo eine Anzahl Dörfer fast ganz zerstört sind; er begab sich vorgestern an Ort und Stelle. Am meisten ist, wie ich ihnen bereits meldete, Lorenzano verwüstet, dann der große Ort Orciano mit 800 Einwohnern, ferner San Regolo und Luciana, so wie eine Anzahl anderer Dörfer, welche in der Gazetta di Firenze namhaft gemacht sind. (Es sind, wie ich so eben genauer erfahre, die noch südlicher gelegenen Ortschaften: S. Luce, Castellina Maritima, Ripabella, Guardistallo, Biblona; letzteres über 40 Miglien von Pisa.) Pilla war höchst erstaunt über die Zusammenstimmung der Verwüstung mit der geologischen Beschaffenheit und der Form des Bodens. Die Orte nämlich, welche hügelan liegen und auf lockerem Sandstein der Subapenninen-Formation gebaut sind, stürzten zusammen, weil hier die Undulationen den lockeren Boden der Fundamente auseinander warfen. Ortschaften oder einzelne Häuser in der Nähe, welche stehen blieben, zeigten sich immer auf festerem Kalk, oder einer anderen soliden Steinart gebaut. Professor Pilla ist eben in Begriff, eine kurze wissenschaftliche, auch zur Beruhigung der für die Zukunft sehr beängstigten Gemüther dienende Schrift zu veröffentlichen. In Pisa waren drei Tage Abends nach einander feierliche Gebete im Dom angeordnet. Es machte wirklich einen erhebenden Eindruck die Tausende von Bewohnern der Stadt und des Landes nicht blos knieend die weiten Räume des herrlichen Domes füllen zu sehen, sondern der Zudrang war so groß, daß viele hier keinen Platz mehr fanden und vor den drei großen ehernen Pforten, die nur bei solchen Gelegenheiten geöffnet sind, bis weit hin gegen das Baptisterium in dem Campo Santo auf den Knien lagen. Ich gedenke mich in den nächsten Tagen in die zerstörten Ortschaften zu begeben, und werde Ihnen dann einen gedrängten Bericht über das ganze Ereigniß nach seinen fysikalischen wie moralischen Wirkungen auf den Boden und Bevölkerung senden, wozu ich die Arbeit des Professors Pilla und die anderen öffentlichen Berichte abwarten will. Pilla, Neapolitaner von Geburt, und 15 Jahre mit dem Studium der vulkanischen Phänomene des Königreichs Neapels beschäftigt, sagte mir, daß alle die kleineren Erdbeben, die er dort in diesem Jahrhundert (auch

das Erdbeben von 1833 in Calabrien mit eingerechnet) beobachtet, an Zerstörung mit dem gegenwärtigen nicht zu vergleichen seien, und daß sich dasselbe an die Erdbeben von Messina und Catania anreihe. Bei der indessen soweit mehr fortgeschrittenen Erkenntniß der vulkanischen und geologischen Phänomene überhaupt muß eine wissenschaftliche Untersuchung jedes solchen Ereignisses der Jetztzeit doppelt interessant ausfallen. Merkwürdig war mir die Mittheilung, daß die Sage von großen Dampf- und Wasserausbrüchen aus dem Boden in der Nähe der zerstörten Orte sich auf Spalten und trichterförmige Oeffnungen reducirt, aus denen das Wasser nach Art der artesischen Brunnen hervordrang.

Rom, 20. Aug. Nürnb. Correspondent. Aus Neapel schreibt man unterm 10. August. Der Vesuv stieß in der letzten Zeit keine Rauchsäule mehr aus, bis nach mehreren heftigen Wassergüssen sich ein gewaltiger Lavastrom ohne flammende Eruption aus dem Krater ergoß und seine Richtung nach Salvatore nahm, das er überströmt haben würde, hätte nicht am 9. die Lava zu fließen aufgehört. Das Erdbeben hat man in Rom und den übrigen Theilen des Kirchenstaates nicht verspürt.

Pisa, 20. August. A. A. Z. Die unterirdischen Kräfte scheinen noch nicht beruhigt. Gestern wurden wieder mehrere Erdstöße fühlbar; die seither stärkste Erschütterung erfolgte aber heute gegen Morgen um 4 Uhr, wo sie von vielen Personen in den Betten wahrgenommen wurde, auch die Gebäude dröhnten beträchtlich. Ich war gestern wieder in Livorno, und fand eine Anzahl Gebäude so beschädigt, daß sie von ihren Bewohnern geräumt werden mußten und nun von der gaffenden Menge umstellt werden. Merkwürdig ist, daß man an der ganzen Küste im Freien die Erschütterung sehr wenig wahrnahm, und daß sich im Meere keine merkbare Bewegung zeigte. In den zerstörten Orten wird die Zahl der Todten zwischen 40 und 50, die der Verwundeten auf mehr als 400 angegeben. Wie erwähnt, war glücklicherweise fast Alles im Augenblick im Freien. Jedoch vermißt man noch eine Anzahl Personen, unter ihnen einen Geistlichen. In Livorno, wo vor 8 Tagen noch 10,000 Fremde anwesend gewesen sein sollen und keine Wohnungen mehr zu finden waren, da die Seebäder diesen Sommer mehr besucht

gewesen sind als je, zogen die fremden Familien nach dem Erdbeben vom 14. schaarenweise mit den Eisenbahnzügen über Pisa und Pontedera ab. Von letzterem Orte war ein Personenzug während des Ereignisses gerade unterwegs; keiner der Mitfahrenden bemerkte Etwas und alle waren betroffen, bei ihrer Ankunft im Bahnhof zu Pisa, fünf Minuten nachher die Schilderung der statt gehabten Gefahr zu vernehmen.

Pisa, 24. August. A. A. Z. Die vulkanischen Erscheinungen unter der Erdrinde scheinen beruhigt; man hat keine weiteren Erschütterungen wahrgenommen. In den größeren Städten, wie Florenz, Livorno, Pisa, Lucca, hat man feierliche Dankgebete für die abgewendete Gefahr und für den nach dreimonatlicher Dürre nun reichlich eingetretenen Regen angeordnet. Wunderthätige Muttergottesbilder und Reliquien von Heiligen waren ausgestellt. In Pisa zogen mehrere Tage lang Schaaren von Männern im Büßergewand durch die Straßen. Das berühmte wunderthätige Marienbild di sotto gli organi, das verschlossen im Dom aufbewahrt wird, wurde gestern in feierlicher Prozession, unter Begleitung des Erzbischofs, aller Behörden der Stadt, der Ordensritter und Nobili im mittelalterlichen Costüm umhergetragen, was seit 1799 nicht mehr der Fall war, wo die Befreiung von den Franzosen dazu Veranlassung gegeben hatte. Zwei Abende war die Stadt und das Innere des Doms beleuchtet. Heute gibt sich das Volk wieder dem weltlichen Jubel hin. Die Schaaren von Städtern und Landleuten, welche gestern der Prozession auf dem Lung' Arno gefolgt waren, strömten heute zu Fuß, zu Roß und zu Wagen nach dem nahen Jahrmarkt der Bäder von San Giuliano. Die Temperatur hat sich merklich abgekühlt, und Gewitterregen erfrischten in letzter Woche ganz Italien von den Ebenen des Po bis nach Calabrien. In Neapel wurde das vom Himmel strömende Wasser mit ausgelassenem Jubel und Geschrei begrüßt.

Große Wassersnoth in der Schweiz. Zürich, 24. Aug. Neue Z. Z. Gestern Vormittag zwischen 11 und 12 Uhr ertönte in der Stadt Zürich die Sturmglocke, welche große Wassersnoth verkündete, und alles eilte der Sihlbrücke zu, die trotz ihrer sehr bedeutenden Höhe eine

Zeit lang sehr bedroht schien, so furchtbar war in mehreren Stunden die Sihl angeschwollen, welche wild daher brausend entwurzelte Bäume, Balken, Bretter u. s. w. mit sich fortriß. Schon mehr als eine Stunde vorher war die Luzerner Post zurückgekehrt, indem sie bei Adlischweil nicht weiter konnte; der größte Theil der dortigen Brücke war vom Strome fortgerissen worden und das Land lag weit umher unter Wasser. Laut einigen Berichten sind auch zwei Scheunen weggeschwemmt worden; etwas Zuverlässiges konnten wir hierüber jedoch nicht erfahren. Bei Wiedikon war die Sihl ebenfalls ausgetreten und der dortige Exercierplatz stand unter Wasser. Bei der Sihlbrücke hatte das Wasser eine nie gesehene Höhe erreicht; der Schützenplatz wurde überschwemmt. Die auf dem linken Sihlufer gelegenen Häuser standen leer, indem die Bewohner sich entfernt und ihre Habe in Sicherheit gebracht hatten. Auch die Limmath hatte im Limmatthal hier und da bedeutenden Schaden angerichtet. So viel wir bis dahin erfahren, haben die anhaltenden Regengüsse weit umher Waldströme und Bergbäche zu ungewöhnlicher Höhe angeschwellt und große Verheerungen angerichtet. Die Thur, die Linth, die Jono, die Täß u. s. w. sollen furchtbar getobt haben. In Sibnen ob Lachen sollen zwei Fabriken, in Wollerau eine Mühle und eine Säge und bei Wattwyl in Toggenburg die Brücke vom Wasser zerstört worden sein.

Livorno, 27. Aug. A. A. Z. Seit einigen Tagen waren wir ohne Erdstöße; die Ruhe kehrte in die Gemüther zurück, als heute Morgen gegen 10 Uhr ein, freilich nur leichter Stoß die Furchtsamen wieder aufschreckte. Die amtlichen Berichte ergeben nun, daß außer den Städten Livorno, Pisa und Volterra, noch 27 Oerter und Dorfschaften bedeutend gelitten haben. Zwei derselben, Orciano und Lorenzano sind ganz zerstört. Die Zahl der Todten beläuft sich auf 70, der Verwundeten auf 521, derer die sich ohne Obdach befinden, auf 3 bis 4000. In den Städten Toscana's werden Sammlungen für die Unglücklichen, die gelitten haben, veranstaltet. In Lucca fand das Erdbeben wie hier, am 14. August um 1 Uhr statt, war indeß in seiner Stärke viel geringer als in Toscana, wo die erste Bewegung aufstoßend, dann wellenförmig war.

Pisa, 3. Sept. A. A. Z. Vorgestern Morgen 10 Uhr fühlte man in Livorno wieder einen leichten Erdstoß, der hier in noch geringerem Maße wahrgenommen worden sein will. Nach den allgemeinen Erfahrungen sind solche einem großen Erdbeben folgende spätere Undulationen in der Regel die letzten Zuckungen der in völlig unbekannten Tiefen wirkenden vulkanischen Kräfte. Es ist daher zu hoffen, daß wir hier im Toscanischen am Ende der Schrecken sind, welche so viele Länder des Erdbodens häufig, aber in unbestimmten Zeiträumen heimsuchen. Seit unvordenklichen Zeiten haben in Toskana keine Erdbeben dieser Art stattgefunden; was man früher wahrnahm, waren jene leichten Erdstöße, Fortpflanzungen aus Sizilien oder Calabrien, welche man auch in großen Entfernungen empfindet. Sonst ist für Italien das Erdbeben ein Gast, der sich bald da bald dort anmeldet, aber Jedermann bekannt ist. Sehr merkwürdig war mir in jeder Hinsicht der Besuch der am meisten beschädigten Orte in den Collinen. Die großen Orte Lorenzano und Orciano gleichen, wie ein mich begleitender Freund, ein alter Militär, sehr richtig bemerkte, völlig bombardirten Städten. Die Zerstörung ist grausenhaft. Orciano, mit über 800 Einwohnern, ist buchstäblich ein Schutthaufen; nur von einer Villa und der Kirche sind die Mauern stehen geblieben. Gegen 100 Personen wurden schwer verwundet, 16 auf der Stelle getödtet. Die Zahl der Opfer würde zur Nacht oder jeder andern Tageszeit weit größer gewesen sein; viele Einwohner waren im Freien, viele entsprangen noch glücklich den einstürzenden Häusern, da hier die Bebung 25 bis 30 Sekunden dauerte. In Lorenzano, mit 550 Einwohnern, ist nur ein Haus bewohnbar geblieben, es ist dies das Wirthshaus, wo wir bei sehr braven Leuten einkehrten. Es ist ganz neu gebaut und war erst seit sechs Tagen bezogen worden; an starken Rissen und Beschädigungen fehlt es auch hier nicht. Die Gazetta di Firenze gibt in ihrem Blatt vom 29. August bereits einen ausführlichen Bericht über den Umfang der Zerstörungen, der aber noch viele Lücken hat. Rechne ich dazu das Detail, das nun bekannt wurde, so könnte man etwa annähernd, wobei es auf ein Drittel oder ein Viertel mehr oder weniger nicht ankommt, annehmen, daß die Erschütterung mit ihrem Zentrum in den Collinen etwa über hundert

Quadratmeilen mit ziemlicher Stärke wahrgenommen wurde. Ueber zwanzig größere und kleinere Ortschaften sind mehr oder weniger schadhaft geworden und die Zahl der unbrauchbar gewordenen oder stark beschädigten Gebäude beläuft sich gewiß über 1000, darunter ansehnliche Kirchen und Villen. In den Bädern von Casciana z. B. stürzte das Casino ein. Die Zahl der Getödteten ist über 60, die der ernstlich Verwundeten über 400. Den Schaden soll man, so höre ich, etwa auf 3 Millionen Scudi, also über 7 Millionen Gulden, anschlagen, was vielleicht doch zu hoch und nur als ganz vorläufige Annahme zu betrachten ist. Vom wissenschaftlichen Standpunkte stellen sich über die physikalische Natur des Phänomens immer neue interessante Thatsachen heraus, die aber auch noch nicht zu überschauen sind. Vorläufig nur so viel, daß die seit Dolomieu und Bertrand ziemlich allgemein angenommene Ansicht, daß Erdbeben und vulkanische Ausbrüche faß immer in Folge sehr regnerischer Jahreszeiten — in Folge des einsickernden und in den Tiefen der Erde in Dampf verwandelten Wassers — eintreten und eingetreten sind, in der diesjährigen Dürre wahrlich keine Unterstützung findet.

Pisa, 11. Sept. (Augsb. Allg. Z.) Die Folgen des Erdbebens vom 14. Aug. zeigen sich jetzt hier in Pisa und in Livorno an den zahlreichen Gerüsten an den Häusern noch als Nachlese den durchreisenden Fremden. Es gibt wenige Wohnungen, welche nicht Ausbesserungen zu machen hätten, und es zeigen sich selbst stärkere Beschädigungen, als man erwartet hatte. In Livorno schätzt man die Kosten der Reparaturen auf zwei Millionen Lire. Bei einzelnen Häusern, wie z. B. dem großen Hotel San Marco belaufen sich die Kosten auf mehrere Tausend Scudi. Auch in Pisa mußten einzelne Häuser ganz geräumt werden.

Livorno, 18. September. Von diesem Tage ist noch folgendes Merkwürdige anzuführen. Der Prinz von Joinville war an diesem Tage in Livorno angekommen, lehnte alle Ehrenbezeugungen ab; es wird bemerkt, auch hätte man ihn nicht von den Batterien, die gewöhnlich zu dem Zwecke dienen, salutiren können, da die Häuser in diesen Festungswerken vom Erdbeben so gelitten haben, daß sie durch

die Kanonen-Erschütterung gefährdet worden wären. Ober-Post-Amts-Ztg.

Rom, 18. Sept. In den Nächten vom 11. und 12. September fanden wieder neue Ausbrüche des Vesuvs statt; jedoch stiegen nicht, wie gewöhnlich, gewaltige Feuersäulen in die Höhe, sondern es brach aus der Glut der prachtvollste Funkenregen hervor, der durch die verschiedensten Farben ein entzückendes Schauspiel gewährte. O. P. A. Z.

Die vulkanische Thätigkeit unserer Erde im Jahr 1845 und 1846 kann nur mit jener der Jahre 1755 und 1783 verglichen werden; sie war nicht allein auf die nördliche Hälfte beschränkt, sondern auch von der südlichen wird berichtet, daß Australien über das Niveau des Meeres sich hebt. Der Bericht befindet sich in der Zeitschrift „das Ausland" vom 24. September, und enthält Folgendes, aus der Colonial Gazett vom 16. Mai entlehnt. Im Laufe des Jahres 1845 trat eine merkwürdige Thatsache ein, nämlich daß der Schwanenfluß zwei bis drei Monate lang tiefer stand, als sonst je seit sechs Jahren, etwa fünf oder sechs Tage in jedem Jahre abgerechnet. Es gibt mehrere Sandbänke, die sonst gewöhnlich unter Wasser sind, außer im höchsten Sommer nach zwei- oder dreitägigem Landwind; dieses Jahr aber blieben sie trocken bei allen Winden. Der Seewind, welcher in früheren Jahren immer einen Unterschied von mehreren Zoll im Niveau des Wassers machte, brachte dies Jahr gar keine Veränderung zuwege. Das Merkwürdige an der Sache ist, daß das Niveau des Flusses 40 Meilen landeinwärts sich nach dem Meeres-Niveau richtet. Daraus muß sich ergeben, daß das Meer außerhalb in diesem Jahr niedriger stand als gewöhnlich, oder daß das ganze Land um einige Zoll gestiegen ist. Das Letztere soll auch zu Port-Filipp durch vulkanische Einwirkung stattfinden und das Land jährlich um etwa vier Zoll steigen.

Athenäum, 26. Dezember 1846. Wahrscheinlicher unterseeischer Vulkan in dem indischen Archipel. Das Schiff „Helena" stieß auf seiner letzten Fahrt von Batavia nach Canton unter 16° n. B. und 121° östl. Länge von Gr. auf unermeßliche Schichten schwimmenden

Bimssteins, der erst seit kurzer Zeit ausgeworfen sein konnte, da die Proben, die man davon aufhob, durchaus weder mit Schlamm, noch mit Gras überzogen waren, was gewiß der Fall gewesen wäre, wenn die Bimssteine seit längerer Zeit im Meere umhergetrieben hätten, das nächste Land windwärts waren die Marianen oder Ladronen, etwa 1000 Seemeilen weit; die Steine konnten unmöglich von dorther kommen, und noch weniger von Luçon, das gerade windwärts lag. Der Tag der Auffindung ist nicht angegeben.

Nach dem Journal des Debats vom 30. Dezember 1846 wird aus Ning-Po in China vom 4. August berichtet, daß kürzlich daselbst ein leichter Erdstoß verspürt worden, ohne erheblichen Schaden zu thun. Sollte vielleicht oben angegebener Ausbruch unter dem Meere und die Erschütterung in China gleichzeitig mit der im Juli in Deutschland gewesen sein?

Wie 1755 und 1783 findet auch dieses Jahr heftige vulkanische Thätigkeit in Island statt; den 23. Oktober 1755 fiel auf einem Schiffe zwischen Schottland und Island eine große Menge schwarzer Staub nieder; 1845, Ende August, begann der Hekla Asche und Rauch auszutreiben, und am 4. September wurden heimkehrende dänische Fischer auf der Höhe der Far-Oer von einem Niederschlag von Asche und feinem Sande beim Athmen belästigt und die Verdecke ihrer Fahrzeuge geschwärzt. Im Jahr 1756 bemerkte man in der Maas und im Rhein ungewöhnliche Bewegungen, wie dieses im Jahr 1846 ebenfalls geschehen.

Aus der chronologischen Uebersicht ergibt sich, daß Erdbeben, die am Rhein verspürt wurden, bald darauf gleiche Erscheinungen in der Schweiz hervorriefen, später in Italien eintraten und, entweder durch einen heftigen Ausbruch des Vesuvs endigten, oder wie 1817 zuerst an einem anderen Orte sich zu entladen suchten, wo Vostissa in Griechenland unterging, und doch noch der Vesuv durch einen Ausbruch die Reihe der Erdbeben beschloß; oder wie in diesem Jahre zuerst im Toskanischen den 14. August bei Castignano sich die Erde öffnete und Gas und schlammiges Wasser, artesischen Springbrunnen gleich, ausfließ und den 11. und 12. September der Vesuv neue Ausbrüche

machte; woraus mit großer Wahrscheinlichkeit hervorzugehen scheint, daß der Vesuv der Abzugskanal ist, der, so lange er offen bleibt, uns die Ruhe sichert, mit andern Worten, daß wir zu dem Erschütterungskreis gehören, den der Vesuv beherrscht. Das Jahr 1828 hatten wir zweimal Erdbeben am Rhein und zweimal in diesem Jahre ist bald nach den Erschütterungen am Rhein und Main der Vesuv in Thätigkeit gerathen, was wir hier näher anführen wollen. 1828 gab es den 23. Februar Erdbeben in Belgien und am Rhein, den 14. März ein Ausbruch des Vesuvs; den 21. November desselben Jahres Erdbeben in Reiffenberg bei Frankfurt, den 25. desselben Monats in Sindlingen am Main; den 3. Dezember 1828 weit verbreitetes Erdbeben in Belgien und am Rhein, Ende Dezember neuer Ausbruch des Vesuvs, der vom März an ruhig geblieben war.

1846, den 29. Juli, Erdbeben am Main und Rhein, den 3. August in Solothurn in der Schweiz; den 10. August gewaltiger Lavastrom aus dem Vesuv ohne flammende Eruption, den 11. August heftiges Erdbeben in Neapel und Castellamare, den 12. in Lucca, den 14. August öffnete sich bei dem Badeorte Casciana im Toskanischen die Erde, Gas, Schlamm und Wasser gleich artesischen Brunnen ausstoßend, den 16. Erdbeben in Lausanne, Orbe, Yverdon, den 19. August in Pisa, gleichzeitig wird ein Ausbruch des Vesuvs berichtet. In den Nächten vom 11. und 12. September fanden wieder neue Ausbrüche des Vesuvs statt.

In Frankfurt a. M. und dessen nächster Umgebung wurden, wie die angeführten Berichte angeben, von 1348 bis 1846 dreißig Erdbeben wahrgenommen. Diese Zahl kann aber aus dem Grunde nicht vollständig sein, weil die Erschütterungen, die als in ganz Deutschland verspürt, bezeichnet sind, selbige wahrscheinlich auch Frankfurt getroffen haben mögen, obwohl diese Stadt nicht ausdrücklich erwähnt ist; und aus dem sechzehnten Jahrhundert keine Angabe vorhanden ist. Die in Frankfurt a. M. und Umgebung in einem Zeitraum von 500 Jahren erwähnten Erdbeben vertheilen sich folgendermaßen: 1348 wird, sowie 1475 ein Erdbeben gemeldet, in dem sechszehnten Jahrhundert wird Frankfurt nicht namhaft gemacht; im siebzehnten Jahrhundert werden

14 Erdbeben berichtet, im achtzehnten 13, und das so viel besprochene Erdbeben vom 29. Juli würde für das neunzehnte Jahrhundert zu obigen Zahlen eins liefern, was die Summe von 30 gibt; selbst die bedeutendsten, die in unserer Stadt und Umgegend erlebt wurden, als die von 1619, 1681, 1727, 1728 und 1789, haben nie an den Gebäuden Schaden gethan. Sämmtliche in Frankfurt a. M. verspürten Erderschütterungen gehören demnach zu den im Eingang erwähnten Tremblores; und wir wollen mit dem Wunsche schließen, daß sie in der Zukunft nie unter die Klasse der Terrae motos der Greelen, gereiht werden müssen.

Nachtrag.

Bericht über das Erdbeben in Toskana, von Professor Pilla an die Pariser Akademie. (Comptes rendus, August 1846, S. 468.)

Pisa, den 21. August 1846.

Ich beginne, indem ich Sie an den Aerolithenfall von Macerata im verwichenen Monat Mai in der Romagna erinnere, den Sie ohne Zweifel aus öffentlichen Blättern erfahren haben werden. Ich erkenne wohl, daß kein Zusammenhang zwischen diesem cosmischen und jenen unterirdischen Ereignissen stattfindet, von welchen letzteren ich Sie besonders unterhalten will; allein, da Alles in der Natur sich aneinander reiht, ist es nützlich, auch jener Thatsachen zu gedenken, die die gleichgültigsten zu sein scheinen.

Im Verlauf dieses Sommers war fast durch ganz Italien eine große Dürre, besonders auffallend in Neapel und Toskana. Schon im Anfang Mai war man im Toskanischen wegen allgemeiner außerordentlicher Abnahme der Quellen im Neapolitanischen besorgt; man gewahrte, daß besonders die ganze Bevölkerung um den Vesuv in großer Besorgniß sei, und man einen starken Ausbruch des Vesuvs befürchte.

Briefe von Neapel bestätigten die außerordentliche Dürre Campaniens. Dieser Zustand ging dem Erdbeben voraus, das auf eine so traurige Weise die Ruhe Toskana's störte.

Am Morgen des 14. August war in Pisa die Luft heiter und still, wie in den Tagen vorher. Um 11 Uhr war ich im naturgeschichtlichen Museum der Universität, was im östlichen Theile der Stadt gegen der Ebene über liegt, die dieses Gebäude von der Marine trennt. Um Mittag war ich im Saal der Mineralogie beschäftigt, Mineralien zu ordnen, in welchem sich zahlreiche Fenster befinden mit der Aussicht nach der Ebene der Marine und dem inneren Theil der Stadt. Während dieser Beschäftigung empfand ich eine erstickende Hitze, die ich der dicken Luft von Pisa zuschrieb, die besonders im Sommer das Athmen beschwerlich macht, von einem peinlichen Gefühl begleitet, was ich nicht zu bestimmen vermag; alles dieses veranlaßte mich mehrmal, dem Aufseher zu bemerken: Heute Morgen entzündet sich die Luft in Pisa. Um ein Uhr weniger ein Viertel war ich ganz allein im Saal, die Luft war ganz ruhig. Zehn Minuten nachher vernahm ich ein von Osten schnell heranrückendes Getöse. Der Eindruck, den dieses auf mich machte, war dem eines herankommenden Gewittersturmes ähnlich, der sich der Stadt nähert; aber indem ich bedachte, daß unmöglich, bei solcher Stille der Luft, so plötzlich ein solcher Sturm eintreten könne, befürchtete ich, daß Ungewöhnliches sich ereignen würde, was leider nicht lange ausblieb. Der Saal, in welchem ich mich befand, begann zu zittern, dann in heftige horizontale Bewegung zu gerathen, mit furchtbarem Getöse. Gewohnt an solche Erscheinungen, die in meinem Geburtsland nicht selten sind, lief ich ans Fenster, von wo aus ich Zeuge eines der furchtbarsten Schauspiele war, was man nur immer sehen kann. Die umstehenden Häuser wurden auf erschreckende Weise geschüttelt. Bäume eines nahen Gartens gaben durch ihre Bewegungen die heftigen Erschütterungen der Erde kund; diese Oscillationen, verbunden mit denen der Mauern des Saals, in dem ich mich befand, versetzten mich in Schwindel, der mich zwang, mich am Fenstergesimse festzuhalten.

Die Bewegung war sicher horizontal, ging hin und her, aber von außerordentlicher Heftigkeit. In dieser fürchterlichen Lage fielen jetzt

Stücke von der Decke auf mich herab, und das Geschrei der benachbarten Hausbewohner vermehrte den Schrecken meiner Stellung. Es gab einen Augenblick, wo ich glaubte, die ganze Stadt würde in Trümmer stürzen. Instinktmäßig stieg ich auf das Fenster, um in den darunter befindlichen Garten zu springen, aber ein Rest von Besinnung hielt mich zurück. Nach und nach beruhigte sich der Boden wieder.

Nach diesem furchtbaren Augenblick verließ ich das Museum; ich fand die Straßen der Stadt mit einer Menschenmenge angefüllt, die auf ihren Gesichtern noch den Ausdruck der ausgestandenen Furcht trugen.

Man kann sich den Schrecken einer ruhigen Bevölkerung denken, die gar keinen Begriff solcher Plage hatte. Toskana schien bisher das Privilegium einer beständigen Ruhe zu genießen. Was mich betrifft, habe ich Erdbeben am Fuße des Vesuvs und besonders in Neapel und Calabrien im Jahr 1835 empfunden, aber Aehnliches habe ich nie gesehen.

Nachdem ich mich vergewissert hatte, daß keiner meiner Freunde Schaden gelitten, begann ich die Stadtviertel zu durchlaufen, um die Wirkungen des Erdbebens kennen zu lernen. Zuerst begab ich mich auf den Domplatz, um zu sehen, was der berühmte schiefe Thurm erlitten; zu meiner großen Ueberraschung fand ich ihn unversehrt. Aber bevor ich Ihnen die Wirkung dieses Ereignisses berichte, muß ich seine Dauer und Richtung anzugeben suchen.

Die Bewegungen waren horizontal, ich habe sie auf die deutlichste Weise selbst gesehen, und dieses war das Glück für Pisa; wären vertikale Stöße erfolgt von derselben Stärke, so würden ihre Wirkungen viel bedauerlicher gewesen sein.

Was die Dauer der Erschütterung betrifft, glaube ich, daß sie wenigstens einen Zeitraum von 25 Sekunden einnahm; von dem Augenblick an gerechnet, in welchem ich zuerst in der Ferne das Getöse gehört habe. Mehrere Personen bestimmen sie auf 11 bis 12 Sekunden; aber sie rechnen nur den Zeitraum, während welchem der Boden so heftig erschüttert wurde, und ich glaube meine Zeitangabe ist selbst zu kurz.

Es war leicht vorauszusehen, daß dieses Ereigniß sich nicht würde

hierauf beschränken. Abends 10 Uhr weniger einige Minuten, kam ein neuer Stoß, aber viel gelinder. Die Einwohner brachten die Nacht auf der Straße zu, erschrocken durch die Nachrichten, die von der Umgegend einliefen. Am andern Morgen um 3Uhr erschien eine dritte Undulation, aber ebenfalls sehr langsam und fast unbemerklich. Seit dieser Zeit wurde der Boden nicht mehr auf eine fühlbare Weise erschüttert.

Die Verheerungen, die diese Erderschütterung in der Stadt Pisa angerichtet hat, sind, nach Maßgabe desjenigen, was man befürchtete, sehr unbedeutend. Kein Menschenleben haben wir zu beklagen. In der Kirche St. Michael ist das Gewölbe ohne sonstigen Schaden eingestürzt. Wäre dieses Unglück einen Tag nachher eingetreten, den Tag eines großen Festes, würde man viele Todesfälle zu betrauern haben. Alle öffentlichen Gebäude der Stadt haben mehr oder weniger gelitten. In der Kathedrale wurde ein Kreuz des Daches erschüttert, ein viereckiges Stück Marmor eines der äußeren Fenster wurde auf die Straße geworfen. Der schiefe Thurm, wie ich bereits gemeldet, bleibt in seiner unbeweglichen Stellung. Der berühmte Kirchhof, Campo santo, hat nur einige Sprünge erhalten; ich muß noch zufügen, daß unter allen öffentlichen Gebäuden der Stadt der schiefe Thurm am wenigsten gelitten hat; nur muß man nicht versäumen, nachzusehen, ob sein Ueberhängen nicht zugenommen hat. Die Personen, die selbigen während der Erschütterung beobachtet haben, behaupten, daß die Schwingungen desselben erschreckend gewesen seien. Von welcher Dauerhaftigkeit hat der schiefe Thurm hier nicht eine Probe gegeben!

Jetzt will ich die Richtung anführen, in welcher die Bewegung sich verbreitete, die Wirkungen, die sie hervorgebracht und den bedauerlichen Schaden erwähnen, den sie verursacht hat.

Dieses Erdbeben war sehr bemerkenswerth durch die engen Gränzen, innerhalb welcher seine Hauptwirkung umschlossen war und durch seine verschiedenen Aeußerungen. Diejenigen, die den letzteren Umstand nicht berücksichtigen, haben falsche Begriffe über den Mittelpunkt der Bewegung, und diese Mißachtung hat, aus leicht zu verstehenden Gründen, falsche Annahmen im Publikum verbreitet.

Der Raum, in welchem die Erschütterung mit großer Kraft sich

äußerte, ist zwischen der toskanischen Küste und zwischen den ersten subappeninischen Hügeln begränzt. Die Küstenlinie erstreckt sich von der Mündung des Arno bis zu der der Cecina. Von dieser Grundlinie ausgehend, verbreitete sich die Erschütterung ins Innere bis zu einer Linie, welche die Länder von Lorenzano, Orciano, Riparbella, Montescudaio und Bibona durchschneidet. Diese Dörfer sind auf einer Hügelreihe gelegen, die die ersten Ausläufer nach der Küste machen. Von diesem Raume entfernt, nahm die Stärke der Bewegung regelmäßig ab. Ich gehe zu der Untersuchung der Wirkungen über in dem Haupt- und Nebenbezirk der Bewegung, um besser das Einzelne meines Berichtes zu geben; Sie können die Karte von Toskana von Pater Inghirami, oder andere Karten dieses Landes vergleichen.

Von Pisa nach Lorenzano gehend, habe ich bemerkt, daß alle Orte der Ebene nicht mehr als die Stadt Pisa gelitten haben. Die ersten Zerstörungen sieht man, sobald man die tertiären Hügel erreicht; diese Hügel sind aus Molasse zusammengesetzt, die sehr zerreiblich ist (Tufo) und aus blauem Mergel (Mattaione).

Bei Lorenzano, in den kleinen offenen Thälern in der Mitte der Hügel, beobachtete ich eine der merkwürdigsten Folgen, die durch die Stöße hervorgebracht waren. Man sah inmitten des bebauten Landes erhöhte Bänke nasser Erde, von einer schönen bläulichen Farbe, die gegen den umgebenden grauen und unfruchtbaren Boden abstachen. In diesen Bänken befanden sich in großer Anzahl kleine, sehr regelmäßige Aushöhlungen, in Gestalt vollkommener Trichter, von einem veränderlichen Durchmesser von 0‴,027 bis 0‴,325. Mehrere dieser Trichter ergossen Wasser mit bläulichem Sande gemischt, welche, indem sie sich ausbreiteten, solche eben genannte Bänke erzeugten. Das Wasser derselben war kalt, trinkbar, und an einigen Orten leicht eisenhaltig. Aber merkwürdiger Weise waren die Bänke, wie die kleinen Abflüsse in einer Linie von Nordwest gelegen (30 Grad Nord und 70 Grad West). Diese Quellen waren unbezweifelt die Wirkung des eben stattgehabten Erdstoßes. Der Zustand ihrer Frische ebensowohl, wie die Nachrichten der Landleute, lassen keinem Zweifel Raum. Sobald ich

diese sah, konnte ich ihre Entstehung nicht mißverstehen; es waren eben so viele artesische Quellen, durch die Zerreißung des Bodens veranlaßt. Der deutlichste Beweis dieser Entstehung ist in ihrer Lage; sie nahmen die tiefsten Stellen der Thäler ein; es war nicht eine einzige auf den Hügeln der Seite. Die geöffneten Risse und Sprünge im Boden, durch die Gewalt des Erdbebens veranlaßt, brachten den Wassermassen der Tiefe Auswege nach der Oberfläche, die früher verschlossen waren. Ich zählte sechs Reihen Wasser gebender Quellen an verschiedenen Orten; in einer Vertiefung befanden sich bis zu 24 trichterförmiger Oeffnungen in einer Linie.

Noch muß ich zufügen, daß diese neuen Quellen so reichlich in den umgebenden Hügeln strömten, daß sie zwei Gießbäche, la Borra und la Jora bildeten, die vorher ganz vertrocknet waren.

Man hatte die Beobachtung gemacht, daß der durch das Wasser ausgeworfene Sand die Eigenschaft besitzt, wenn man ihn im Dunkeln auf glühende Kohlen wirft, zu phosphoresziren. Diese Eigenschaft hatte zu verschiedenen Aeußerungen Anlaß gegeben; da ich aber zeigte, daß diese auffallende Eigenthümlichkeit allem Sande der umliegenden Hügel zukommt und nicht durch das Erdbeben veranlaßt wurde, habe ich die irrigen Meinungen widerlegt.

Als ich nach Lorenzana kam, wurde ich von zwei entgegengesetzten Gefühlen ergriffen; von der einen Seite wurde ich durch den Anblick eines Landes erschreckt, das nichts als einen Haufen Ruinen darbot; von der andern hatte ich die Genugthuung, sogleich die Ursache der ganzen Zerstörung zu erkennen. Ich glaubte mich in ein Dorf Calabriens mit Namen Castiglione, bei der Stadt Cosenza, versetzt, als solches durch das Erdbeben von 1835 verwüstet war. Die natürlichen Erscheinungen stimmen, trotz der Entfernung, ganz überein. Beide Länder sind auf eine Anhäufung von nicht zusammenhängendem Sande der Subappenninen-Formation gelegen, granitisch in Calabrien, kalkig in Toskana; die Aehnlichkeit dehnt sich bis auf die Versteinerungen aus, die beide enthalten. Beide Sandlager haben gleiche Folgen ihrer kühnen Lage erfahren. In Orciano, San Regolo, Luciana bemerkte ich überall dieselbe Lagerung, dieselben Verhältnisse und auch dieselben

631485 A

Verwüstungen. Nicht ein Stein blieb auf dem andern, man hatte das Bild der vollkommenen Zerstörung vor sich. Ich kann Ihnen nicht ein genaues Verzeichniß der Opfer geben, die in diesem Lande durch das Erdbeben gefallen sind, weil man fortfährt, solche auszugraben. Den Tag, wo ich die Gegend besuchte — 17. August — fand ich folgende Zahlen: Lorenzano, Bevölkerung, 1000, getödtet 7, verwundet 40; Orciano, Bevölkerung 800, getödtet 17, verwundet 150; San Regolo, Bevölkerung 600, getödtet 8.

Die Zahl der Todten in den andern Ländern ist mir unbekannt. Die Zerstörung kam glücklicherweise um 1 Uhr vor, wo sie am wenigsten Schaden verursachen konnte. Hätte dieses Ereigniß in der Nacht stattgefunden, so würden die Folgen noch schrecklicher gewesen sein. Aber nehmen wir wieder den Faden der fysikalischen Beobachtungen auf.

An mehreren Stellen der unten benannten Orte beobachtete ich enge Risse im Boden, nach einer Richtung gelegen, die ohngefähr mit der der beschriebenen Wasserbänke übereinstimmte, d. h. von Nordost nach Südwest. Diese Erscheinung und die schon beschriebenen lassen keinen Zweifel, daß die Richtung der Bewegung derjenigen der Risse des Bodens entsprach. Man führt als eine Widerlegung hiergegen an, daß Beobachtungen, die mit dem Erdbebenmesser gemacht sind, die Richtung von Süd nach Nord bezeichnen. Ich muß aber gestehen, daß ich kein großes Vertrauen auf diese Beobachtung setze; ich vertraue vielmehr den anhaltenden Wirkungen, die durch die Stöße auf eine große Oberfläche ausgeübt werden.

Ich muß Ihnen auch eine Eigenthümlichkeit mittheilen, die ich Gelegenheit hatte, in Calabrien zu untersuchen, und in Toskana ebenfalls beobachtete; vielleicht wird man meine Beobachtung hierüber unbedeutend finden, aber ich gestehe, daß ich ihr wegen ihrem praktischen Nutzen und wegen den daraus abgeleiteten Schlußfolgerungen eine große Wichtigkeit beilege. Wenn man die zertrümmerten Gebäude in Lorenzana untersucht, das unter den beschädigten Orten bedeutendste Dorf, sieht man an den äußeren Mauern nur leichte Sprünge, aber das Innere ist, wegen der aus allen Stockwerken heruntergestürzten

Fußböden, ein Haufen von Ruinen. Dieses ist ein unzweifelhaftes Zeichen, daß die äußeren Mauern diejenigen Theile eines Gebäudes sind, die den Erschütterungen am meisten widerstehen; man sieht sie mehr oder weniger gesprungen, aber sie bleiben fast immer aufrecht stehen, nur selten stürzen sie zusammen. Die Ursache dieses Unterschiedes von den inneren Theilen der Gebäude ist wohl bekannt. Ich ziehe daraus die Folgerung, daß der beste Zufluchtsort während des Erdbebens die Fenster sind, und der gefährlichste die Mitte und das Innere der Zimmer ist.

Ich habe der hiesigen Regierung vorgeschlagen, eine Commission von Geologen und Ingenieuren zu ernennen, um eine bis ins Kleinste gehende Untersuchung der zertrümmerten Gebäude vorzunehmen, und die Orte des größten Widerstandes bei Erdbeben und somit die sichersten während des Ereignisses für die Bewohner zu bestimmen. Es scheint mir, daß diese Hauptfrage für die Menschen noch unberührt geblieben ist.

Zuerst hat man in den zertrümmerten Gegenden die Wirkung der Stöße übertrieben und gesagt, daß in Lorenzana sich ein See gebildet habe, dessen Wasser warm und mineralisch sei, daß das Wasser brennbare Stoffe geführt habe und in den Rissen Dämpfe von Erdharz und Schwefel sich gezeigt hätten; so wie man behauptete, daß der Heerd der Erschütterung unter den Hügeln von Pisa gewesen und dort der vulkanische Mittelpunkt anzunehmen sei. Die Ursache dieser Annahme war die Zerstörung der Dörfer, die auf diesen Hügeln liegen. Hiezu kam die Bemerkung, daß, hätte sich die Bewegung vom Meere aus nach den Hügeln verbreitet, wie konnte selbige Livorno und Pisa unberührt lassen, die so nahe am Meere liegen, während die Gegenden verwüstet wurden, die entfernter im Lande sind.

Die zerstörende Wirkung der Erdbeben richtet sich nach der Natur und Beschaffenheit des Bodens; eine Gegend, die in einer tiefen Ebene liegt, wird viel weniger den Stoß empfinden, als eine andere auf einer vereinzelten Anhöhe gelegen, besonders wenn die Erschütterung horizontal ist. Im ersten Fall verbreitet sich die Erschütterung von Lage zu Lage; im zweiten, wo der erschütterte Hügel seine Schwingungen nicht weiter mittheilen kann, wird selbiger durch den Stoß sich von der Unterlage loszureißen suchen und daher die Bewegung heftiger erleiden.

Was die Natur des Bodens betrifft, sind die auf lockerem, unzusammenhängendem Grunde erbauten Gebäude mehr ausgesetzt, als solche, die auf Felsen ruhen.

Wenden wir obige Grundsätze auf das Erdbeben in Toskana an, so ergibt sich, daß die Erschütterung die berührte Verschiedenheit in den Thälern und auf den Hügeln haben mußte. Diejenigen Länder, die in der Ebene liegen, haben dem Stoß widerstanden, die auf sandigen Hügeln sind zertrümmert worden. In Toskana, wie in Calabrien, habe ich die Wiederholung derselben Zufälligkeiten gesehen, was ich hier zusammenfasse:

1) Selbst in den Hügeln bemerkt man, daß die Dörfer, die auf dem Gipfel liegen, niedergeworfen, die in den Zwischenvertiefungen gelegenen Bauernhäuser verschont geblieben sind.

2) Von zwei Dörfern, San Regolo und Luciana, auf demselben Hügel gelegen, wurde ersteres, auf einer sehr zerreiblichen Molasse gebaut, niedergeworfen; letzteres befindet sich auf sehr festem Muschelkalk, der die Molasse bedeckt, hat bedeutend weniger gelitten.

3) Eine sekundäre Erhöhungslinie befindet sich zwischen dem Meere und den Hügeln von Lorenzana und Luciana, welche die Dörfer Gabbro, Colognole, Prosignano u. s. w. trägt. Diese Orte haben gar nicht gelitten, obgleich sie am allerersten dem Stoß ausgesetzt waren, sie sind auf dem dichten und festen Macigno und Gabbro gebaut; so wie jene von San Luce und Castellina in der Mitte der Dörfer liegen, die zertrümmert worden sind, ebenfalls unversehrt blieben, weil sie auf festem Gabbro erbaut sind, der sich hier in einzelnen Inseln erhebt.

Wie viel Belehrung müssen nicht alle diese Zufälligkeiten den Ingenieurs geben, die die Arbeiten in den heimgesuchten Ländern zu leiten haben!

Außer dem Hauptkreise der Thätigkeit hat sich der Stoß auf verschiedene Weise verbreitet; nach dem Meere zu wurde er sehr stark in Porto Ferrajo und in der ganzen Insel Elba wahrgenommen; man sagt, daß in Corsika keine Erschütterung verspürt worden ist.

Nach der nördlichen Seite war die Bewegung durch die Alpenkette der Apeninnen beschränkt; die Dörfer, die auf dem Abhange nach dem Meere dieser Berge liegen, haben kaum etwas von der Bebung wahrgenommen.

In Lucca war die Erschütterung heftig, aber bedeutend weniger, wie in Pisa; sie hat sich bis nach Genua, aber mit sehr geringer Kraft, erstreckt.

In Nordost und West hat sich die Bewegung unbedeutend fortgepflanzt. Die Dörfer, die an dem Abhange der Apeninnen von Florenz liegen, haben es kaum empfunden. In Florenz war der Stoß leicht und dauerte drei bis vier Sekunden. In dieser Stadt hat man sogleich nach dem Stoß eine westliche Abweichung der Magnetnadel von dreizehn Minuten bemerkt.

Nach Südosten hat der Stoß sich mit großer Stärke verbreitet, weil derselbe die große Hügelreihe von Pisa, von Volterra und Siena traf, die ihm einen schwachen Widerstand entgegensetzten; heftig war selbiger und hat auf einige Zerstörung verursacht in Volterra, in Colle und Siena schwächer.

Briefe von Rom und Neapel lassen vermuthen, daß die Erschütterung in beiden Orten nicht gespürt wurde, obwohl einige Personen es von Neapel und Castellamare behaupten.

Ich schließe meinen Bericht mit einigen Bemerkungen über die angegebenen Ereignisse.

Ich bin sehr geneigt zu glauben, daß die große Dürre in Italien, besonders im Neapolitanischen, die dem Erdbeben in Toskana vorausging, mit diesem in inniger Beziehung stand; von welcher Natur diese sei, kann ich nicht sagen. Man kann nicht zweifeln, daß vulkanische Erscheinungen und Erdbeben von gleicher Ursache sind; Erdbeben betrachte ich als vulkanische Thätigkeit ohne Ausgang auf die Oberfläche. Meine Betrachtungen auf dem Vesuv geben mir eine fast zur Ueberzeugung gekommene Ansicht, daß das Wasser eine große Rolle bei den unterirdischen Ereignissen spielt; es soll mit Gewalt zu den noch unvollendeten Verbindungen beitragen. Bei dieser Gelegenheit erlaube ich mir, Ihnen meine fast vergessene Beobachtung über die Flammenbildung bei vulkanischen Ausbrüchen wieder in Erinnerung zu bringen, indem ich mit Erstaunen gesehen, daß ein ausgezeichneter Naturforscher selbige noch, und mit Bestimmtheit leugnet. (Cosmos, erster Theil, S. 269 u. f.) Was mich betrifft, so halte ich eben erwähnte Beobachtung für die wichtigste, die ich je in meinem Leben gemacht habe.

Wenn wir die in Frage stehende Erscheinung unter einem allgemeinen Gesichtspunkt betrachten, ist es erlaubt zu glauben, daß die Dürre damit in genauer Verbindung steht, wie ohne Zweifel mit den vulkanischen Ereignissen; auch ist es möglich, daß der Stoß in Toskana vom Mittelpunkt von Italien ausgegangen ist. Die großen Sicherheitsklappen unseres Landes haben diesesmal ihre Pflicht nicht recht gethan, daher die unterirdischen Kräfte sich dort einen Ausweg suchten, wo der geringste Widerstand war. Ohne Zweifel ist die Richtung des Erdbebens in Toskana, und die Ruhe, in welcher die zwischenliegenden Länder zwischen dem mittleren Theil der Halbinsel sich befanden, kein günstiger Umstand für diese Ansicht; aber der centrale Heerd mag Zufälligkeiten unterworfen sein, und wir wissen nicht, bis zu welchem Punkt die unterirdischen Kräfte von ihrer ursprünglichen Richtung abgelenkt werden können; so zum Beispiel warum öffnete sich der Riß, der 1831 die Insel Sciacca im Meere hervorstieß, nicht näher dem Aetna?

Man sagt, daß in diesem Augenblick der Vesuv in heftigem Ausbruch begriffen sei; schade ist es, daß diese unterirdische Thätigkeit nicht durch anhaltend vergleichende Beobachtungen verfolgt wird. Es ist ein magnetischer Zusammenhang, der seine Arme über die ganze Erde ausbreitet.

Nachschrift. In diesem Augenblick erfahre ich, daß am 25. dieses Monats in Smyrna ein fürchterliches Erdbeben gewesen, dessen Richtung von Nordwest nach Südost war. Die gleiche Richtung und die Kürze der Zeit nach dem toskanischen Erdbeben ist eine sehr merkwürdige Thatsache."

Unterseeischer Vulkanausbruch den 4. Oktober bei Sicilien. In der Sitzung der französischen Akademie vom 23. November 1846 wurde ein Schreiben des italienischen Geologen Pilla vorgelesen, welches den Bericht enthält, daß in der Nacht des 4. Oktobers der Kapitän eines Kauffahrers in der Nähe von Girgenti und Sciacca in einiger Entfernung eine große Helle erblickte, die er Anfangs für ein brennendes Schiff hielt. Er segelte, um Hülfe zu bringen, auf die Stelle zu, und sah zu seinem großen Erstaunen mächtige Flammen und viel Rauch aus dem Meere aufsteigen, dazwischen Feuerkugeln, die in großer Ent-

fernung und mit bedeutendem Geräusch niederfielen. Die Flammen schienen eine Seemeile im Umkreis zu haben. Herr Pilla glaubt, dieß stehe mit den Erdbeben, die zu gleicher Zeit an der Küste Italiens gefühlt wurden, in Verbindung.

Feuerkugel. Den 17. Oktober, Abends 20 Minuten nach 6 Uhr, wurde hier in Frankfurt, in der Wetterau, in Darmstadt und Coblenz eine Feuerkugel beobachtet, die von H. v. Meyer, in Poggendorfs Annalen 1847, Nr. 1, S. 165, beschrieben und abgebildet ist.

Der Vesuv, der bald nach dem Erdbeben in Toskana Lava auswarf, ist (23. Oktober) immer noch thätig, und es folgen die kleinen Ausbrüche so anhaltend, daß der Krater des Nachts immer im Feuer steht und beim Tage der Rauch eine mächtige Säule bildet. Augsb. Allg. Ztg. vom 23. Okt.

Bergschlipf bei Unkel am Rhein, in der Nacht vom 19. zum 20. Dezember. Der dem Städtchen Unkel gegenüber am Rhein gelegene Berg, Unkelstein genannt, aus Basaltsäulen, die auf thoniger Unterlage ruhen, zusammengesetzt, war seit langer Zeit durch stark betriebene Steinbrüche seiner Unterlage beraubt und hiedurch gelockert worden. Schon in früheren Jahren, namentlich 1788, wurde eine seitliche Senkung desselben bemerkt. In der Nacht vom 19. auf den 20. Dezember erfolgte der Bergsturz, dessen Getöse die Bewohner der Umgegend aus ihrem Schlummer weckte. Der Gipfel des Berges hat sich 40 bis 50 Fuß gesenkt; die am Fuße desselben laufende Chaussée ist emporgehoben und auf die Kante gestellt, dann gegen den Rhein hin fortgedrängt; sie ist jetzt an 40 Fuß über ihre frühere Lage erhöht und zerbrochen, ein Flächenraum von etwa 60 Morgen Inhalt umgewälzt und zerstört worden.

Nach den erschienenen zahlreichen Berichten sollte in diesem Berge die alte vulkanische Kraft wieder erwacht, sogar in der Versenkung heiße Quellen entstanden sein. Den 21. Dezember wurde die verwüstete Stelle vom Berghauptmann Dr. van Dechen und dem geheimen Bergrath Noeggerath untersucht, wo sich ergab, daß keineswegs auf diesem Punkte vulkanische Kräfte die Bewegung veranlaßt, sondern, wie angegeben, hier ein Bergschlipf stattgehabt habe. Die Illustrirte

Zeitung vom 23. Januar 1847, gibt eine Beschreibung des Sturzes mit zwei Ansichten des Berges, die Durchschnitte des Unkelsteins vor und nach dem Sturze.

Hat gleich nicht bei diesem Bergschlipf direkt vulkanische Thätigkeit auf diesen Punkt eingewirkt, so könnte doch eine leise, weit verbreitete Erderschütterung indirekt, den bereits im Sinken begriffenen Berg gänzlich niedergestürzt haben, besonders da diese Stelle durch den Erdstoß vom 29. Juli mit getroffen worden war, Bergschlipfe an anderen Orten durch Erderschütterung veranlaßt worden sind, wie die erwähnte Vorwärtsschiebung des Kerselaer Berges, des Bergsturzes bei Siegen, des Erdfalls bei Spaa durch das Erdbeben vom 21. März 1828; so in Syrien, Kitto, S. 86, 1844, bei Grottamare, nächst Neapel, wo durch die Erderschütterung ein Hügel 25 Schritte ins Meer hineinrutschte und der Fuhrweg oben und unten wieder angeknüpft werden mußte, wie bei Unkel. (A. A. vom 17. Jan. 1847.) Die Vermuthung, daß um diese Zeit in der Tiefe große Thätigkeit stattfand, wird durch folgendes Ereigniß, was in der Nacht vom 21. zum 22. Dezember eintrat, unterstützt.

Kurhessen. Unter dem Wüthen eines orkanartigen Sturmes hat sich, wie die Kasseler Allgemeine Zeitung meldet, in der Nacht vom 21. zum 22. December in der Nähe des Kurbrunnens von Nauheim durch die ungefähr 600 Fuß tiefe Röhre eines seit vier Jahren aufgegebenen Bohrversuches eine neue, prächtige Soolquelle Bahn gebrochen, die an Wärme, Salz- und Gasgehalt dem berühmten Nauheimer Sprudel von 27 Grad R. Wärme gleichkommt, ihn aber an Mächtigkeit um das Fünffache übertrifft. Der Wasserstrahl, heißt es weiter, wird mit solcher Gewalt aus der Tiefe des Bohrloches emporgeschleudert, daß der Schacht bis zum Rande mit wogendem und spritzendem Schaum angefüllt ist, aus dessen Mitte sich noch eine 4 — 5 Fuß hohe und 3 Fuß im Durchmesser haltende Schaum-Pyramide erhebt. Der Abfluß der Quelle ist so bedeutend, daß er einem kleinen Mühlbache gleicht, und die ganze Brunnenpromenade ist ringsum von dampfender Soole überfluthet. Außer dem zunächst gelegenen Kurbrunnen, dessen Wasserspiegel sich ein wenig gesenkt hat, bemerkt man an keiner der andern arte-

fischen Soolquellen eine verminderte Ergiebigkeit. Namentlich besteht der Strudel in vollkommener Integrität. Mehrere Personen wollen um Mitternacht wirkliche Erdstöße verspürt haben. Der Barometer zeigte gegen Morgen den auffallenden tiefen Stand von 26″ 9‴.

Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht unterlassen anzuführen, daß die Temperatur der in Nauheim erbohrten Soolquellen einige Zeit nach ihrem Fließen sich erhöht hat. Der 1838 erbohrte alte Sprudel hatte + 26 Grad R., stieg nach einigen Monaten auf 27 Grad R. Wärme. Diese interessante Erscheinung der Wärmezunahme ist in Nauheim an den meisten artesischen Quellen beobachtet worden. So betrug die Temperatur der Quelle Nr. 1 im Jahr 1823 nur 21 Grad, während sie jetzt 25 G. beträgt; vergl. Bode Nauheim, seine natürlich warmen Soolquellen und deren Wirkung u. s. w. Cassel, 1845. S. 17.

Würtemberg, Erderschütterung am 25. December. Aus verschiedenen Städten des Landes, aus Kirchberg, Ulm, Ehingen wird über ein Phänomen, ein donnerähnliches Rollen berichtet, welches die meisten für eine Erderschütterung halten. Dieses Phänomen trat am 25. December 20 oder 25 Minuten nach 2 Uhr Mittags ein. Aus Bieberach wird dem Schw. Merkur geschrieben, daß es ein vertikaler Erdstoß gewesen sei, ähnlich der Explosion einer Kanone oder dem Geräusche, das ein zusammenstürzender Holzhaufen hervorbringt. In mehreren Wohnungen hätten die Fenster und frei stehende Gegenstände in den Zimmern geklirrt. Der Stoß ging von SO. nach NW., oder von NO. nach SW. In Kirchberg dauerte das Geräusch 12 — 15 Sekunden. A. Z. 31. December 46.

Den 28. December Meteorsteinfall im Mindelthal im Würtembergischen. A. Z. 1. Januar 47.

Neapel, Ausbruch des Vesuvs am 4. Jan. 1847. Um 4 Uhr Abends fing der Vesuv nach längerer Pause wieder an große Feuersäulen in Zwischenräumen von wenigen Minuten emporzuschleudern; in derselben Nacht brach darauf, ungefähr 60 Fuß unterhalb der höchsten Spitze des neuen Auswurfskegels, ein breiter, prachtvoller Lavastrom hervor, welcher nach 24 Stunden bereits das Plateau erreichte, wo man gewöhnlich die Pferde warten läßt. Es ist ein herrlicher Anblick, schöner als

man ihn seit langer Zeit gehabt. Da der Monat Januar die Ausbrüche des Vulkans zu begünstigen scheint und lange kein ordentlicher Ausbruch stattgefunden hat, so hofft man jetzt, nicht ohne Grund, auf einen solchen. A. Z. vom 17. Jan. 47.

Neapel, 12. Jan. Der Vesuv ergießt noch immer aus mehreren Oeffnungen breite und starke Lavaströme in das Thal der Somma hinter dem Eremiten hinab. Ganze Züge von Reisenden, oft mit 20 Fackeln, ziehen bei schönem ruhigem Wetter Abends den Berg hinauf. A. Z. 25. J.

Die Hoffnung auf einen großartigen Ausbruch des Vesuvs verringert sich bei den Fremden von Tag zu Tag. Seit dem 4. Januar brechen am alten Kraterrande, da wo der neue Auswurfskegel diesen berührt, unaufhörlich frische Lavaströme mit großer Kraft hervor, und stürzen sich in das sogenannte Atrio di Cavallo hinter dem Eremiten. Der Vulkan strotzt von innerer Gluth, aber dennoch entleert er sich nur langsam. In 24 Tagen ist eine ungeheure Masse Lava ausgestoßen worden. Die Westseite des Berges gewährt Abends einen prachtvollen Anblick; fünf, sechs lange Feuerströme mit vielen kleinen Armen, die sich im Zickzack durchkreuzen, sind in steter Bewegung, feuriges Geröll und nicht selten umfangreiche Feuerblöcke fortschiebend, die wie in auflodernbem bengalischem Feuer hervortreten, sich verdichtend. Wenn der untere Theil des Berges in tiefe Nacht oder in dunkle Wolken eingehüllt ist, dann erscheint dieses 3000 Fuß über dem Meere spielende Feuerwerk wie ein glänzendes, wunderreiches, aber ringsumher Verderben drohendes Meteor. Der Hauptführer Salvatore in Resina kann nicht Pferde und Esel genug herbeischaffen, um alle Neugierigen zu befriedigen. Bei Tag und bei Nacht ist der Berg voll Leben und Verkehr. Nur durch die Asche kann man jetzt herauf und wieder herab. Der Lavasteig der letzten fünf Jahre ist verschüttet und bildet an manchen Stellen einen Wall von kohlschwarzen frischen Lavaschlacken und Lavaspitzen. An verschiedenen Stellen, wo die Strömung irgend einen pittoresken Anblick darbietet, z. B. wo er in einer Vertiefung verschwindet und kurz darauf wieder hellglänzend hervorbricht, lagern Gruppen von Fremden, Eier kochend, Orangen schälend und den La-

crimae Christi oder gar dem sogenannten Vino famoso des Herrn Ruggiero zu Portici tapfer und fröhlich zusprechend. A. A. Z. vom 11. Febr. 1847.

Mannigfaltigkeiten.

Ein preußisches Kriegsschiff auf dem Nile.

Von Max Rosenheyn.

Gewiß kennt jeder meiner Leser das liebliche Bild „Aschenbrödel unter den Täubchen" und „Rothkäppchen", vielleicht auch den „alten Krieger", der sein Söhnlein herzt. Diese schönen Gemälde sind von der Meisterhand eines Düsseldorfer Künstlers gefertigt, von Hermann Kretzschmer, der jedoch von Geburt kein Düsseldorfer ist, sondern ein Danziger. Eben dieser Künstler nun hat nicht nur viel Ausgezeichnetes gemalt, sondern auch viel Merkwürdiges erlebt, indem er, um seiner Kunst willen, Reisen und Fahrten unternommen hat, wie nicht leicht ein Zweiter, und darum gewährt so mancher Zug aus seinem Leben ein hohes Interesse. Hier sei zunächst ein Bruchstück aus seinem Streifzuge durch das ferne Nilthal erzählt.

Unser Maler war nach Kairo hinberufen worden, um den gewaltigen Pascha von Aegypten, Mehmed Ali, und dessen Söhne zu malen. Schon war er in der besten Arbeit, da brach der Krieg in Syrien und gleichzeitig die Pest in Alexandrien aus. Ein Sohn des Paschas mußte nach Syrien, ein anderer, besorgt wegen der Pest, sperrte sich in seinem Palaste gänzlich ab, und ein junger Enkel von Mehmed Ali ward nach Marseille geschickt, um von einer plötzlich überfallenen Augenentzündung dort geheilt zu werden. So blieben denn drei angefan-

gene Portraits auf des Künstlers Staffelei unvollendet stehen. Mehmed Ali aber ließ ihm sagen, daß er jetzt an andere Dinge zu denken habe, als sich malen zu lassen.

Kretzschmer hatte auf diese Weise viele Monate in Kairo unnütz zugebracht und der ganze gehoffte Gewinn schien sich in Nilwasser verwandeln zu wollen, welcher Umstand, bei des Malers weiter Entfernung vom Vaterlande und bei seinen geringen Mitteln, eben kein angenehmer war.

Verdrießlich über die Hindernisse, welche so unvermuthet sich ihm entgegenstellten, durchstrich der junge Maler eines Abends die engen Straßen von Kairo, gefolgt von seinem treuen Diener Omar. Dieser, eine redliche Seele, wie man sie äußerst selten im Orient antrifft, war sein Führer, sein Dollmetscher, sein Factotum; er war von Geburt ein Araber, aber als Knabe in das Haus eines italienischen Kaufmannes in Kairo gekommen, hatte dort dessen Sprache erlernt und ernährte sich jetzt davon, daß er als Lohndiener bei den Fremden, welche Aegypten besuchten, in Dienste ging. Omar war einer von den wenigen Aegyptern, die den Fremden nicht auf jede Art übervortheilten und betrogen, sondern der es redlich meinte und dem Betruge gegen seinen Herrn zu steuern suchte, wo und wie er es vermochte.

Beide gingen also durch Kairos Straßen. Da erblickte Kretzschmer auf dem Platze vor der Citadelle einen Rais der Felnken (d. h. einen der Schiffskapitäne, die den Nil befahren). Der Mann war von Gesicht wie von Gestalt bildschön und wahrhaft malerisch gekleidet. „Das ist ein Kabinetstück für Deine Sammlung!" sprach der Künstler leise vor sich hin, „aber wie ihn bewegen, daß er sich malen läßt?"

Omar ward an ihn abgesandt und seiner Beredsamkeit gelang es, den Rais zu bewegen, daß er mit nach des Malers Wohnung ging. Dieser setzte ihm dort Mokka-Kaffee, Tabak, Sorbet vor und zeigte ihm die Bilder seiner Mappe. Omars Schmeicheleien, daß er ein so schöner Mann sei, und das Beispiel der Prinzen aus der Familie seines Herrschers, deren Bilder in Lebensgröße auf der Staffelei standen, besiegten die Bedenklichkeiten, welche ihm seine Religion eingaben: denn bekanntlich läßt sich ein Muselmann nicht malen, weil er fürchtet, daß aus sei-

nem Portrait ein Doppelgänger werde und er einst für alle diejenigen Sünden büßen müsse, die sein zweites Ich im Bilde auf seine Rechnung begeht. Indessen spazieren die Aegypter auch schon eher ein wenig neben dem Koran vorbei, als die ächten Muhamedaner. — Kretzschmer mußte ihm ein Duplicat des Portraits versprechen, und so saß oder stand vielmehr der Rais zu einer Skizze für des Malers Mappe.

Während der Arbeit erzählte ihm der Feluke sein Unglück, daß er schon vier Fahrten für Mehmed Ali nach Oberägypten gethan und von dort Armeebedürfnisse und Soldaten hergeholt habe, ohne einen Pfennig Fracht dafür zu bekommen; auch könne er keine Rechnung darauf machen, das Geld nachbezahlt zu erhalten, weil der Pascha, wie Jeder wisse, in dieser Zeit des Krieges und der Noth keinen Menschen bezahle, dagegen müsse er, nach wie vor, seine 12 Matrosen bespeisen und ihnen ihren Wochenlohn auszahlen. Jetzt sei er schon zum fünften Male vom Pascha beordert, und alles Bitten dagegen sei vergeblich.

Kretzschmer war unbeschäftigt, hatte die Merkwürdigkeiten Kairo's bereits gezeichnet, hatte die Pyramiden gesehen und bestiegen, aber nach Ober-Aegypten, nach Theben, nach der berühmten Memnons-Säule und den steinernen Riesen der Wüste stand längst sein Trachten. „Rais!" sagte er, „willst du mich nach Ober-Aegypten fahren, wenn ich dich vom Sklavendienste des Pascha befreie? — Ich will es thun, aber unter der Bedingung, daß du billig gegen mich bist. Bedenke, daß du dann noch immer etwas verdienst, von Mehemed-Ali's Soldaten aber gar nichts. Besinne dich, Freund, nicht lange!"

Unser Künstler rechnete dabei auf die Unterstützung seines Consuls und einiger ägyptischen Großen, die er bei dem Maler der Prinzen kennen gelernt hatte.

Der Rais sagte zu. Seine Bedingungen waren höchst billig. Kretzschmer sollte die Mannschaft verpflegen und ihm selbst zwei gute Groschen täglich geben. Bald waren sie Handels eins, und der Maler eilte zum preußischen Consul. Dieser gab ihm den Rath, das Schiff anzukaufen; alsdann wolle er es schon mit solchen Pässen und Papie-

ren versehen, daß ihm des Paschas Schergen, die über des Rais Ungehorsam ergrimmt sein würden, nichts anhaben sollten.

Leider hatte nun Kretzschmer kein Geld zum Ankaufe des Schiffes; allein dafür wußte der Feluke schon Rath. „Ich verlange kein Geld," meinte er „und will das Schiff nach beendeter Fahrt von Dir wieder zurücknehmen. Laß uns nur so thun, als gehöre dasselbe von jetzt an Dir."

So ward denn ein Kaufvertrag geschlossen, und während im Consulate die nöthigen Papiere ausgefertigt und von Mehemed-Ali's Ministern bestätigt wurden, Omar aber mit dem Rais den nöthigen Proviant an Bord schaffte und Pulver und Blei besorgte, spannte der Maler ein gewaltiges Stück Leinwand in den Rahmen und malte sich in kolossaler Größe die preußische Flagge.

Am folgenden Tage schon wehte auf Kretzschmers Barke der preußische Adler, bewaffnet mit Reichsapfel, Krone und Szepter, und die ägyptischen Gensdarmen fuhren scheu vor den fürchterlichen Fängen des gekrönten Raubvogels zurück, und am dritten Tage flatterte zum ersten Male die preußische Flagge über den Wogen des Nils und ein preußischer Landwehrmann befehligte zum ersten Male auf dem alten, weltberühmten, heiligen Strome ein preußisches Schiff, dessen Besatzung außer dem Maler, Omar, der Rais und zwölf Matrosen waren.

Die Reise ging, obwohl stromaufwärts, schneller, als man geglaubt hatte; denn die Ruderer waren gewandt und ruderten je länger, je besser, alle Tage rundeten sich ihre Bäuche und Wangen mehr, je länger sie von ihrem neuen Befehlshaber gepflegt wurden. Die armen Kerle waren gar zu verhungert gewesen! Dafür hätten sie nun aber auch ihr Leben für ihren Bey, wie sie den Maler nannten, gelassen. Du lieber Gott, mit wie wenigem kann der Mensch doch auskommen, wenn er mäßig zu leben gewohnt ist! Einige Hände voll dicken Reis stillten den Hunger der Ruderer für den ganzen Tag und gab Kretzschmer ihnen einmal ein am Ufer angekauftes Böcklein zum Besten, welches sie freilich in wenigen Stunden verzehrt hatten, so wußten die Leute nicht, welche Segenswünsche sie ihrem neuen Admirale spenden sollten.

Es waren die heißesten Sommermonate des Juni und Juli, und die Hitze unerträglich; fast täglich 40 — 43° nach Reaumur. Das Baden im Nilstrome war die einzige Erquickung, und die mußte mit Vorsicht angestellt werden, der vielen abscheulichen Krokodile wegen, die im Wasser herumkreuzten. Die Barke wurde alsdann jedesmal unter Flintenschüssen dem Ufer genähert; nur zwischen Ufer und Kahn war das Baden möglich, nicht mitten im Strome. Dagegen gewährte das Nilwasser getrunken einen großen Genuß. Kretzschmer war anfangs geneigt zu glauben, es sei künstlich bereitetes Wasser. Es hatte etwas so unbeschreiblich Angenehmes und Wohlthuendes für den Geschmack, daß unser Maler Champagner zu trinken wähnte. Die Aegypter selbst finden es so außerordentlich kostbar, daß sie trotz aller Hitze Salz essen, um sich immer mehr zum Trinken zu reizen. Man kann dort Leute sehen, welche drei Wassereimer davon in einem Tage trinken, ohne sich beschwert zu fühlen; ja sie pflegen vom Nilwasser zu sagen: „hätte Mahomed davon getrunken, so würd' er Gott gebeten haben, ihn nicht sterben zu lassen, um das Wasser forttrinken zu können," — und wenn die Aegypter die Wallfahrt nach Mekka unternehmen, so sprechen sie nur von dem Vergnügen, welches sie bei ihrer Heimkehr im Genusse des Nils finden werden; nichts läßt sich mit dieser frohen Aussicht ihnen vergleichen; sie gilt ihnen höher, als die, ihren Familienkreis wiederzusehen.

Die Gestade des Nils boten keine malerischen Ansichten dar; sie sind flach und eben und nur in den nächsten Begrenzungen angebaut. In einiger Entfernung vom Flusse gewahrt man den Anfang der Sandwüsten, welche schon Tausende von Meilen bedeckt haben und auch die kleinen Strecken fruchtbaren Bodens immer mehr zu verschlingen drohen. In weiter Ferne zeigen sich, wie blaue Wolken am Horizonte, Gebirgszüge; nur selten nähern sich einzelne Felsgruppen dem Ufer; es sind dies die Steinbrüche, aus denen man die Blöcke zu den Pyramiden und Tempel-Kolossen hernahm, und in welchen sich unzählige Grabhöhlen befinden.

Die Reise wäre sehr einförmig gewesen: denn die arabischen monotonen Gebete der Schiffsmannschaft ertönten fünf Mal des Tages und

blieben sich immer gleich; ebenso ihre Abwaschungen und nur die Jagd auf einen rothen Ibis, der im Geschilfe den Schlangen nachging, oder auf ein Krokodil, von dem die Kugeln abzuprallen schienen, bot eine seltene Kurzweil dar. Dann und wann ward ans Land gestiegen, um Milch und Eier oder einen Bock für die Leute zu kaufen oder einige Hühner, an denen Aegypten einen reichen Segen hat, einzufangen. Doch war solch' ein Anlanden eben nicht erfreulich; denn der Schmutz und das Elend bei den ägyptischen Fallahs (Ackerbauer) war unglaublich. Nur eine einzige junge Bauersfrau traf unser Maler an, die er, so entstellt sie durch einen Ring in der Nase auch war, für seine Mappe abzeichnete. Die übrigen Jammerbilder waren eines Federstrichs nicht werth.

Eines Tages aber sahen unsre Nilfahrer eine Schaar Beduinen, theils zu Pferde, theils auf Kamelen, aus der Wüste nach dem Ufer zutraben. Die meisten von ihnen saßen in der Nähe eines elenden Dorfes ab und versteckten sich, wie man vom Schiffe aus deutlich sehen konnte, hinter Dattelpalmen und Sykomoren und in dem hohen Schilfe des Nils. — Kretzschmer vermuthete gleich, daß es auf seinen preußischen Adler abgesehen war, aber der Rais hatte für jeden seiner Matrosen eine lange Flinte an Bord; Pulver und Blei fehlte auch nicht; sie machten sich also schußfertig. Kaum näherte sich nun die Barke jenem Verstecke, als sie auch mit einem lebhaften Gewehrfeuer von den Bäumen und aus dem Schilfe her begrüßt wurde. Der preußische Landwehrmann kommandirte seine Araber ebenfalls zum Feuern, und bald schwangen sich die Beduinen wieder auf ihre Pferde und Kamele und jagten heulend und schreiend der Wüste zu.

Schon früher hatte Kretzschmer auf Anrathen des Rais die Vorsicht gehabt, des Nachts mitten auf dem Strome vor Anker zu liegen, wo die Barke nicht so leicht durch Schwimmer erreicht werden konnte. Dann mußte der dritte Theil der Mannschaft, abwechselnd unter des Rais oder Omars Befehl vollständig bewaffnet die Nacht durchwachen. Jetzt aber verdoppelten alle ihre Aufmerksamkeit.

Fünfmal machten herumschwärmende Beduinen ihnen den Spaß eines solchen Angriffs, indem sie, von der Wüste nach dem Nil kommend, sich am Ufer verbargen und den preußischen Adler mit Flinten-

schüssen begrüßten; doch fünf Mal wurden sie auf ähnliche Weise, wie oben, abgefertigt. Auch thaten sie eben unsern Nilfahrern weiter keinen Schaden, als daß einige Kugeln die Segel und eine auch des Malers preußisches Panier durchlöcherte; jedesmal aber zogen sie mit Geheul und aller Hast ab, wenn die Schiffsmannschaft Feuer gab, was ihnen ganz unerwartet zu kommen schien.

So war Kretzschmer denn der erste Preuße, der die preußische Flagge auf dem Nile hat wehen lassen und dies Panier gegen feindliche Angriffe vertheidigte, und der erste preußische Landwehrmann, der sich auf seine eigene Hand mit den Beduinen der Wüste im Kampf befand und aus diesem Kampfe siegreich hervorging, und man gönne ihm den Ruhm, diese Vorfälle auf der Nilreise als einen Glanzpunkt der Kreuz- und Querzüge seines Künstlerlebens hervorheben zu können.

Die ganze Fahrt dauerte 7 Wochen und kostete, da der Rais billig und die arabischen Matrosen äußerst mäßig waren, nur etwas über 100 Rthlr. Dafür war der Spaß gefunden.

Als Kretzschmer mit der steigenden Fluth des Nils zurück kam, war in Kairo Alles in Aufruhr, — die Konsuln der großen Mächte standen im Begriffe Aegypten zu verlassen und auch unser Maler erhielt die Weisung, sich fortzubegeben, indem man ihn nicht weiter schützen könne. „Hol der Geier alle ägyptische Prinzen!" rief er im Stillen, ließ alle drei auf der Staffelei stehen und machte, daß er nach Konstantinopel kam. —

Ueber die Trunksucht in Polen.

Was die Neigung zu starken Getränken betrifft, so ist diese ein gemeinschaftliches Laster des Nordens Europa's. Der gemeine Mann in Polen zeichnet sich in diesem Laster weder vor dem Schweden, noch Irländer, noch dem Deutschen in manchen Landstrichen aus. Alle trinken im Uebermaße, wenn sie es haben.

In den höhern socialen Schichten hängt die Neigung zum Trinken mehr von der Idee und der Mode ab. Der Student fand sonst und findet noch auf einigen Hochschulen ein Point d'honneur darin,

blieben sich immer gleich; ebenso ihre Abwaschungen und nur die Jagd auf einen rothen Ibis, der im Geschilfe den Schlangen nachging, oder auf ein Krokodil, von dem die Kugeln abzuprallen schienen, bot eine seltene Kurzweil dar. Dann und wann ward ans Land gestiegen, um Milch und Eier oder einen Bock für die Leute zu kaufen oder einige Hühner, an denen Aegypten einen reichen Segen hat, einzufangen. Doch war solch' ein Anlanden eben nicht erfreulich; denn der Schmutz und das Elend bei den ägyptischen Fallahs (Ackerbauer) war unglaublich. Nur eine einzige junge Bauersfrau traf unser Maler an, die er, so entstellt sie durch einen Ring in der Nase auch war, für seine Mappe abzeichnete. Die übrigen Jammerbilder waren eines Federstrichs nicht werth.

Eines Tages aber sahen unsre Nilfahrer eine Schaar Beduinen, theils zu Pferde, theils auf Kamelen, aus der Wüste nach dem Ufer zutraben. Die meisten von ihnen saßen in der Nähe eines elenden Dorfes ab und versteckten sich, wie man vom Schiffe aus deutlich sehen konnte, hinter Dattelpalmen und Sykomoren und in dem hohen Schilfe des Nils. — Kretzschmer vermuthete gleich, daß es auf seinen preußischen Adler abgesehen war, aber der Rais hatte für jeden seiner Matrosen eine lange Flinte an Bord; Pulver und Blei fehlte auch nicht, sie machten sich also schußfertig. Kaum näherte sich nun die Barke jenem Verstecke, als sie auch mit einem lebhaften Gewehrfeuer von den Bäumen und aus dem Schilfe her begrüßt wurde. Der preußische Landwehrmann kommandirte seine Araber ebenfalls zum Feuern, und bald schwangen sich die Beduinen wieder auf ihre Pferde und Kamele und jagten heulend und schreiend der Wüste zu.

Schon früher hatte Kretzschmer auf Anrathen des Rais die Vorsicht gehabt, des Nachts mitten auf dem Strome vor Anker zu liegen, wo die Barke nicht so leicht durch Schwimmer erreicht werden konnte. Dann mußte der dritte Theil der Mannschaft, abwechselnd unter des Rais oder Omars Befehl vollständig bewaffnet die Nacht durchwachen. Jetzt aber verdoppelten alle ihre Aufmerksamkeit.

Fünfmal machten herumschwärmende Beduinen ihnen den Spaß eines solchen Angriffs, indem sie, von der Wüste nach dem Nil kommend, sich am Ufer verbargen und den preußischen Adler mit Flinten-

schüssen begrüßten; doch fünf Mal wurden sie auf ähnliche Weise, wie oben, abgefertigt. Auch thaten sie eben unsern Nilfahrern weiter keinen Schaden, als daß einige Kugeln die Segel und eine auch des Malers preußisches Panier durchlöcherte; jedesmal aber zogen sie mit Geheul und aller Hast ab, wenn die Schiffsmannschaft Feuer gab, was ihnen ganz unerwartet zu kommen schien.

So war Kretzschmer denn der erste Preuße, der die preußische Flagge auf dem Nile hat wehen lassen und dies Panier gegen feindliche Angriffe vertheidigte, und der erste preußische Landwehrmann, der sich auf seine eigene Hand mit den Beduinen der Wüste im Kampf befand und aus diesem Kampfe siegreich hervorging, und man gönne ihm den Ruhm, diese Vorfälle auf der Nilreise als einen Glanzpunkt der Kreuz- und Querzüge seines Künstlerlebens hervorheben zu können.

Die ganze Fahrt dauerte 7 Wochen und kostete, da der Rais billig und die arabischen Matrosen äußerst mäßig waren, nur etwas über 100 Rthlr. Dafür war der Spaß gefunden.

Als Kretzschmer mit der steigenden Fluth des Nils zurück kam, war in Kairo Alles in Aufruhr, — die Konsuln der großen Mächte standen im Begriffe Aegypten zu verlassen und auch unser Maler erhielt die Weisung, sich fortzubegeben, indem man ihn nicht weiter schützen könne. „Hol der Geier alle ägyptische Prinzen!“ rief er im Stillen, ließ alle drei auf der Staffelei stehen und machte, daß er nach Konstantinopel kam. —

Ueber die Trinksucht in Polen.

Was die Neigung zu starken Getränken betrifft, so ist diese ein gemeinschaftliches Laster des Nordens Europa's. Der gemeine Mann in Polen zeichnet sich in diesem Laster weder vor dem Schweden, noch Irländer, noch dem Deutschen in manchen Landstrichen aus. Alle trinken im Uebermaße, wenn sie es haben.

In den höhern socialen Schichten hängt die Neigung zum Trinken mehr von der Idee und der Mode ab. Der Student fand sonst und findet noch auf einigen Hochschulen ein Point d'honneur darin,

wer mehr Flaschen Wein hinunter zu gießen vermag; junge Leute höherer Kasten prahlen gern, wo sie gesehen werden können, mit dem Uebermaaß im Champagnertrinken. Die wenigsten betrinken sich eigentlich aus Neigung; denn der Wohlgeschmack an irgend einem Getränk hört bei einer gewissen Grenze der Sättigung auf, und das fortgesetzte Trinken wird dann ein ganz bewußtloser Genuß, der unangenehmen Folgen bei vielen Individuen gar nicht zu gedenken.

Wie sehr sich die höhern Kasten in früherer Zeit dem Genusse des Trinkens hingaben, zeigt die Geschichte der deutschen Ritter, denen das Trinken den Mangel jeder andern geistigen oder körperlichen Beschäftigung, wenn es nicht Kampf und Fehde gab, ersetzen mußte, und in andern Ländern, namentlich des Nordens, fand ganz dasselbe statt. Traten obenein die Fürsten und Landesherren als gute Trinker an die Spitze, so wurde dieser Genuß in seinem Uebermaaß eine Ehrensache und Modebefehl. Der Herzog Heinrich XI. von Liegnitz ist die Norm eines solchen Fürsten und der Ritter Hans von Schweinichen das Muster eines vollkommenen Ritters jener Zeit. Bei seinen großen Reisen mußte ein vorangeschickter Diener die Wirthshäuser, in denen der beste Wein zu finden war, mit einem Est, Est bezeichnen, daher die Grabschrift des Ritter Hans: Propter nimium — Est — mortuus est.

In Polen begann die Trinksucht der höheren gesellschaftlichen Schichten als Ehrensache erst mit der Regierung der sächsischen Auguste. Die polnischen Geschichtschreiber geben Beschreibungen des 14tägigen Zusammenlebens August des II. mit Peter dem Großen bei dem Abschlusse des Bündnisses gegen Carl den XII., die uns ein Bild der damals herrschenden Sucht zur Unmäßigkeit in grellen Farben geben.

Die unter dem angenommenen Namen Bejla in Wilna erschienen Sittenschilderungen des ehemaligen Polens, vom Grafen Rjewuski, enthalten manches Interessante, auch was diesen Punkt betrifft. Es war in Polen Sitte, daß jeder reiche Edelmann bei Feierlichkeiten, bei denen der Ungarwein im Uebermaaß nicht fehlen durfte, nothwendig zwei Freunde von folgenden Eigenschaften haben mußte. Der Eine mußte ein lustiger munterer Gesellschafter von unermüdeter Lunge und lautem Organ sein, der Andere ein kolossaler, nie zu ermüdender Trin-

ker, welcher zum Trinken anfeuerte, mit jedem trank, sich aber selbst nie betrinken mußte, und dessen Kopf stark genug war, um Alle zu Boden zu trinken. Da nun solche Exemplare wie Edelsteine gesucht und reichlich belohnt wurden, so fanden sich auch bald Individuen, welche eine dieser Eigenschaften in hohem Grade besaßen. Die erstern, welche wir polnische Barden nennen wollen, hatten einen Fond von unversiegbarem Witz, eine unermüdliche Heiterkeit und eine durch nichts zu erschütternde Geistesgegenwart; die andern einen Kopf und eine eiserne Natur, welche kein Wein noch Branntwein ertränken konnte. Einige Beispiele mögen dieses beweisen; das erste zugleich, wie der persönliche Muth des Polen im Rausch zu einer komischen Streitmanie wird. Der Stadtrichter von Kijow, Herr Pausza, gab in Zytomierz ein üppiges Gelage, bei welchem er den Truchses Herrn Proskura bat, den Trankwirth zu machen. Proskura that seine Pflicht und trank jedem Gaste tüchtig zu, plötzlich fällt ihm ein, daß ihn ein nothwendiges Geschäft abrufe, gerade als das Abendbrod beginnen sollte. „Verzeiht meine Herrschaften," rief er verstimmt aus, „ich habe keine Zeit, mich mit einzelnen Gläsern abzugeben, ich muß aber doch meiner Pflicht genügen," indem ergreift er eine große Terrine, welche mit Krupnik (ein Getränk aus Branntwein und Honig zum Desert bestimmt) gefüllt war, gießt diesen zum Fenster hinaus, läßt sie mit Wein füllen, trinkt sie aus mit einer gewichtigen Drohung gegen den, welcher nicht folgen sollte, und übergiebt sie dann dem, in dessen Hände er getrunken hat. Die gewissenhafte Gesellschaft folgt dem Beispiele, zum Theil auch aus Furcht vor der Drohung, welcher bei Proskura die That schnell folgte. Der Herr Truchses kommt mit festem Schritt bis in die Nähe des Bernhardiner-Klosters, hier sieht er einen Edelmann, welcher, in die Ecke eines Kirchpfeilers sich lehnend, sich gegen sechs Andere, welche ihn anfallen, tüchtig vertheidigt. Proskura reißt seinen Säbel aus der Scheide und haut so unvermuthet und zugleich so tüchtig auf die sechs Angreifer los, daß diese nach kurzer Zeit mit vielen Wunden von den beiden tapfern Kämpen in die Flucht gejagt werden. —

Als sich beide vom hitzigen Kampfe etwas erholt haben, tritt der unbekannte Edelmann an den Truchses heran und bittet um den Na-

men dessen, dem er seine gesunden Glieder zu danken hat. „Was geht das dich an (a tobie durnin co do tego) Narr!“ schreit ihm Proskura entgegen. „Selbst Narr!“ brüllt ihm der Unbekannte zu. Beide greifen nun zum zweiten Male zu den Säbeln und hauen sich so lange herum, bis sie verwundet, ermüdet und berauscht, jedoch noch fortschelteud, neben einander hinsinken, und so von den Bedienten des Kijower, Fahnenträgers Gizyki, gefunden und ins Quartier desselben getragen werden.

Als der König August der II. hörte, daß ein seines Trinkens wegen berüchtigter Bernhardinermönch in Warschau wäre, befahl er denselben an den Hof zu rufen. Als der Bernhardiner vor dem Königsstand, fragte ihn dieser lächelnd, ob er es wohl wagen möchte, einen unlängst gekauften schönen Pokal, welcher nicht weniger als sechs Quart Wein (pottora garnca) in sich faßte, auf einmal auszutrinken. Der Mönch besah den Becher und bat den König, ehe er den Versuch vor ihm mache, denselben vorher ausmessen zu dürfen. Mit Erlaubniß des Königs ging der Mönch mit dem Becher ins Schenkzimmer, ließ denselben mit Wein vollschenken und trank ihn aus, hierauf kehrte er zum Könige zurück und legte die Trinkprobe vor dem ganzen versammelten Hofe zur vollkommenen Befriedigung desselben ab. Der König erfuhr erst später zu seinem Erstaunen, daß der Bernhardiner eine Viertelstunde vorher schon einmal den Pokal geleert hatte.

Konarzewski, ein ebenfalls berüchtigter Trinker, kam einst zum Fürsten Stanislaus Poniatowski, welcher sein großer Gönner war, und fand ihn im Bade. „Mein lieber Konarzewski,“ rief ihm der Fürst zu, „im ersten Zimmer steht ein Korb mit Champagner, welchen mir Tepper (ein berühmter Warschauer Banquier) geschickt hat. Bei uns ist dieser Wein eine große Neuigkeit, koste doch einmal denselben, ob er wohl unserm Adel munden dürfte.“ Konarzewski folgte dem Befehle und kehrte nach einer kleinen Stunde zum Fürsten, der nach dem Bade ruhete, zurück und berichtete, daß der Wein zwar leicht, aber schmackhaft wäre. Später zeigte sich, daß der Korb von zwölf Flaschen bis auf den letzten Tropfen geleert war.

Der Truchses von Volhynien, Swejkowski, und der Starost von

Kamieniec Bekostawski, tranken in Gegenwart des Fürsten Lubomirski und vieler Anwesenden eine ganze Tonne Ungarwein auf diese Weise aus, daß jedesmal der Eine seinen Pokal aus dem geöffneten Spund vollaufen ließ, während der Andere ihn leerte.

Kiereliesza, ein Hausgenosse des Owrucker Truchses Gtebocki und dessen Gefährte auf allen Landtagen, in Zytomierz, trank Branntwein wie Wasser, ohne sich zu berauschen. Er gewann eine bedeutende Wette, indem er in Gegenwart des Wojewoden von Kijow und eines zahlreich versammelten Adels einen Eimer Schnaps austrank, und dann auf einer steilen Leiter auf das Dach eines Hauses kletterte.

Weit angesehener noch war die zweite Klasse nothwendiger Begleiter eines Magnaten, die polnischen Stentoren, welche in der Regel auch eine treffliche Klinge führten und die Ehre ihres Herrn mit Mund und Säbel tüchtig zu bewahren verstanden. Martin Polanowski, der Sohn eines ziemlich begüterten Edelmannes bei Kolomyia, im Anfange des vorigen Sekulums, entlief der Schule, weil er für verübten Uebermuth Strafe fürchtete, wurde Schreiber bei einem Schiffer, welcher nach Danzig fuhr, fiel preußischen Werbern in die Hände, wurde Husar, zog als Soldat an den Rhein, wo er mit Pferd und Waffen durchging, sich in ein französisches Regiment anwerben ließ und Offizier wurde. Bei der Belagerung von Bergopzoom verwundet, erhielt er durch Verwendung des Marschalls Löwendal, der eine Polin zur Gemahlin hatte, das Ludwigkreuz, den Kapitainrang und 1000 Franken Pension. Nach 16 Jahren kehrte er nach Polen zurück und wurde Hausgenosse des Wojewoden von Podolien Waclaw Rzewuski, welcher mit einem sehr ernsten und strengen Charakter dennoch den immer heitern Polanowski gern um sich sah und seinen sprudelnden Witz mit Vergnügen zuhörte. Polanowski endete als Mönch sein Leben.

Leon Borowski, Kammerer von Stonim, war der unzertrennliche Gefährte des bekannten Fürsten Carl Radziwill, mit dem Beinamen Panie Kochanku. Er war ein Mann von herkulischer Kraft, ein belesener Jurist, guter Lateiner und hatte viel natürlichen Verstand. So gerne er seiner spitzigen satyrischen Zunge gegen jeden,

selbst den Fürsten, den Zügel ließ, so stellte er durch seine große wohlwollende Gefälligkeit alle wieder zufrieden, dabei hatte Geld, ohne daß er Verschwendung liebte, wenig Werth für ihn. In allen Angelegenheiten des Fürsten, namentlich bei Landtagen oder vor Gerichten, führte er für seinen Herrn das Wort, und war der Liebling des von seiner Rhetorik entzückten Adels. Einige Jahre nach der Theilung Polens starb er im 60. Jahre seines Alters.

Thomas Huffarzewski, aus einer adelichen aber sehr armen Familie, hatte ein so treffliches Talent zum Erzählen, daß seine Witze und Erzählungen in ganz Polen allgemein wurden. Er war in der Jesuitenschule in Posen und wurde von einer Wursthändlerin unter den Schmudelbuden, deren Kinder er unterrichten mußte, karg unterhalten, desto häufiger geprügelt. Eine lateinische Rede, welche er an den in Posen einziehenden Wojewoden Leszuzynski hielt, gefiel diesem so, daß er ihn sogleich an seinen Hof nahm, und ihn in spätern Jahren als König von Polen zu wichtigen geheimen Aufträgen gebrauchte. Als Klient des Fürsten Lubomirski, welcher ihn seines Witzes wegen stets in seiner Nähe behielt, starb er in sehr guten Verhältnissen und in einer glücklichen Ehezu Ende der Regierung August des III.

Ferner gehörten zu den ausgezeichneten polnischen Barden Benedict Hulewicz, ein sehr unterrichteter kenntnißreicher und wohlhabender Edelmann. Der König Stanislaus Augustus, ein großer Freund lebhafter und witziger Unterhaltung, gewann den Hulewicz sehr lieb, und drang in ihn, die Stelle des unirten Metropoliten, wenn auch nur der Form wegen, zu übernehmen, und um diese einträgliche Pfründe zu erhalten, zum unirten Kultus überzutreten. Hulewicz schlug die 500,000 Gulden jährliche Einkünfte, wegen eines armen aber schönen Mädchens, aus, welche er ehelichte, um nach wenigen Jahren sich wieder von ihr zu trennen. Freund des Naruszewicz, Trembecki, Wyrwicz und anderer berühmten Männer der damaligen Zeit, fanden diese in ihm die Würze des geselligen Umgangs. Seine Phantasie war so lebhaft, die Mimik seiner Bewegung so komisch, sein Ausdruck so bezeichnend, daß auch die ernsteste Gesellschaft bei seinen Erzählungen in Lachen auszubrechen pflegte.

Das Neujahrsfest in St. Petersburg.

Der Eintritt des neuen Jahres wird in St. Petersburg von Kaiser und Volk gemeinschaftlich erwartet und auf eigenthümliche Weise gefeiert. Zum Versammlungsorte dient das Winterpalais, welches durch die Pracht und den unübertrefflichen Reichthum der Ausschmückung seines Gleichen sucht. Feenartig ist die Einrichtung zu diesem Feste, und man glaubt in einen Zauberpalast zu treten, wenn man die Wunder sieht, welche kaiserlicher Glanz und überreiche Phantasie in solcher Großartigkeit geschaffen haben. Tritt man Abends 10 Uhr in den Krystallpalast, wo Tageshelle wiederstrahlt, wo Tausende kleiner Kaskaden ihre silbernen Wellen in, mit Moos und Blumen bedeckte, Ufer ergießen, die Krystalle in Gestalt von Säulen, Pfeilern, Bogen, Guirlanden u. dgl. funkeln, und dies Alles in den sich brechenden Lichtstrahlen hin und her zu wehen scheint, wie das leicht bewegte Laub der Bäume, während die Blicke sich hinter diesem durchsichtigen Vorhange in der Tiefe von Gebüsch verlieren, aus denen hinreißende Melodien unbekannter Instrumente tönen; dann muß sich der so zauberartig überraschte Blick fragen: Ist dieses Wirklichkeit oder sind die trunkenen Sinne in ein feenartiges Phantasiegebilde versetzt? Aber Alles ist hier Wirklichkeit. Kunst und Reichthum haben dieses geschaffen. Unseren geehrten Lesern wird es nicht unangenehm sein, wenn ihnen eine nähere Beschreibung über das Fest selbst und die Pracht der Ausschmückung hier mitgetheilt wird.

Der russische Neujahrstag trifft bekanntlich auf den 13. Januar, indem der dortige Kalender 12 Tage hinter dem unserigen zurück ist. Der Kaiser tritt mit seiner Familie das neue Jahr mitten unter dem Volke an. 25,000 Billets werden dazu vertheilt. Um 7 Uhr Abends öffnen sich die Pforten des Winterpalastes der Menge. Kein Stand ist ausgeschlossen. Reiche und Arme, der Feldmarschall und der Invalide, die Fürstin und die Näherin, der Zeremonienmeister und der Tanzmeister, die Ehrendame und das Gesellschaftsfräulein, der Akademiker und der gemeine Mann, dem sogar die Kenntniß der Buchstaben abgeht: alle Stände, alle Klassen vereinigen sich an den Stufen des Thrones,

und Jedermann kann auf einen Blick, ein Lächeln oder ein verbindliches Wort des Monarchen rechnen. Stellt der Zufall einen Landmann in die Nähe des Kaisers, so gönnt der hinter jenem stehende Vornehme ihm ruhig den Genuß seines Glücks und läßt sich nicht einfallen, ihn dessen zu berauben. So zahlreich die Versammlung ist, so wenig erlaubt sich Jemand, die geziemende Ehrfurcht zu vergessen. Keine Unordnung, kein Muthwillen findet Statt, und gleichwohl ist keine ängstliche polizeiliche oder militärische Aufsicht irgendwo sichtbar. Kaiser und Volk bilden hier eine Familie, wo Vertrauen und Hochachtung waltet und das Fest ist ein großes Familienfest.

Um 7 Uhr wird das diplomatische Corps in den St. Georgensaal geführt. Auf der rechten Seite des Thrones und ein wenig unterhalb der Stufen befindet sich eine Einfassung von der Höhe des Geländers. In ihr versammeln sich der Kaiser, die Kaiserin, die Großfürsten und Großfürstinnen, von einem zahlreichen Hofstaate begleitet. Man setzt sich hier einige Augenblicke und von da an ist der Saal dem Volke geöffnet. Bald darauf giebt der Kaiser das Zeichen zur Polonaise, durch Aufforderung der Gemahlin eines Gesandten; der Hof folgt diesem Beispiele, und es findet sich nun eine lange Reihe Tanzender, die sich durch alle Säle zieht, von denen jedes sein eigenes Orchester hat. So gedrängt voll auch die einzelnen Säle sind, so öffnet sich dennoch eine gehörig breite Bahn für die Polonaise, und nun überblickt man erst das bunte Gewühl und das verschiedenartige Gemisch der Menge, aus allen Theilen des weiten russischen Reiches, da sieht man Kosaken, Armenier, Griechen, Tartaren, Georgier, Kaukasier u. a., nebst einer Menge russischer Frauen, deren Tracht fast so verschieden ist, wie ihre Gesichter. Mit Bewunderung betrachtet man die vornehmen russischen Damen, welche in ihrer Nationalkleidung, in der sie sich mit Adel und Grazie bewegen, von keiner Nation übertroffen werden. In andern Sälen befinden sich ungeheure Büffets. Auf amfitheatralisch geordneten Gestellen steht prächtiges Silbergeschirr, in den schönsten, oft sehr alterthümlichen Formen. Endlich kehrt die Polonaise auf den Platz zurück, wo sie begann und der Hof in seine Loge, um das Nachtessen zu erwarten, das um 11 Uhr anfängt.

Um 10 Uhr ist die völlige Beleuchtung der Zaubergemächer vollendet. Vor Allen zeichnet sich der Theatersaal der Eremitage aus, welcher mit Glasröhren ganz und gar verziert und bedeckt wird. Aeußerst dünne Silberfäden verbinden diese tausendfach gestalteten Gläser. Bogen, Simse, Wände, Leuchter, Alles ist künstlich geformt, und achttausend, von diesen durchsichtigen Matten verdeckte Lampen verbreiten einen Lichtstrom über die Staunen erweckende Ausschmückung. Wasserfälle und Wasserbehälter werden durch Silberfranzen vorgestellt, über welchen die Glasröhren unaufhörlich hin und her wogen. Nicht minder täuschend erscheinen die hinter den Glaswänden aufgestellten Landschaften. Ihr frisches Grün und die Mannigfaltigkeit unzähliger Blumen gewinnen durch den leuchtenden Vorhang, der sie umschließt, und von daher kommen die Klänge der eigenthümlichen Hornmusik. Das Aufstellen dieser unzähligen Gläser kostet allein zehntausend Rubel und dauert sechs Wochen.

Mit dem Schlage 11 Uhr begiebt sich der Hof in die weiten Gallerien der Eremitage. Der Weg durch alle Gemächer bis zu dem Speisesaale beträgt 500 Schritte. Die Hornmusik verkündet den Eintritt der Herrscherfamilie in den Kristallpalast. Sie nimmt an der mittleren Tafel Platz, wo auch für die Gesandten und ihre Gemahlinnen, für die Großbeamten der Krone und die Ehrendamen gedeckt ist. Die Seiten des Saales werden von zwei parallel laufenden Tafeln eingenommen, von denen jede 200 Gedecke zählt und zwei andere befinden sich in einer langen Gallerie, welche an den Saal stößt. Im Ganzen sind 600 Gedecke aufgelegt. Der Kaiser setzt sich keinen Augenblick, sondern geht umher und spricht mit den Damen und fremden Ministern. Die Etiquette verlangt, daß Jedermann, den er anredet, sitzen bleibt. Aufstehen würde eine Unschicklichkeit sein. Das zauberische Fest vereinigt hier den größten Glanz seiner Gäste. Hier übersieht man die von Diamanten strahlenden Frauen, die reichen Uniformen der Männer, dazu die von Blumen und Früchten bedeckten Tafeln, besetzt mit dem kostbarsten Service.

Während hier getafelt wird, durchwallen die übrigen Gäste die Säle des Palastes, vergnügen sich bei dem Spiele der verschiedenen

und Jedermann kann auf einen Blick, ein Lächeln oder ein verbindliches Wort des Monarchen rechnen. Stellt der Zufall einen Landmann in die Nähe des Kaisers, so gönnt der hinter jenem stehende Vornehme ihm ruhig den Genuß seines Glücks und läßt sich nicht einfallen, ihn dessen zu berauben. So zahlreich die Versammlung ist, so wenig erlaubt sich Jemand, die geziemende Ehrfurcht zu vergessen. Keine Unordnung, kein Muthwillen findet Statt, und gleichwohl ist keine ängstliche polizeiliche oder militärische Aufsicht irgendwo sichtbar. Kaiser und Volk bilden hier eine Familie, wo Vertrauen und Hochachtung waltet und das Fest ist ein großes Familienfest.

Um 7 Uhr wird das diplomatische Corps in den St. Georgensaal geführt. Auf der rechten Seite des Thrones und ein wenig unterhalb der Stufen befindet sich eine Einfassung von der Höhe des Geländers. In ihr versammeln sich der Kaiser, die Kaiserin, die Großfürsten und Großfürstinnen, von einem zahlreichen Hofstaate begleitet. Man setzt sich hier einige Augenblicke und von da an ist der Saal dem Volke geöffnet. Bald darauf giebt der Kaiser das Zeichen zur Polonaise, durch Aufforderung der Gemahlin eines Gesandten; der Hof folgt diesem Beispiele, und es findet sich nun eine lange Reihe Tanzender, die sich durch alle Säle zieht, von denen jedes sein eigenes Orchester hat. So gedrängt voll auch die einzelnen Säle sind, so öffnet sich dennoch eine gehörig breite Bahn für die Polonaise, und nun überblickt man erst das bunte Gewühl und das verschiedenartige Gemisch der Menge, aus allen Theilen des weiten russischen Reiches, da sieht man Kosaken, Armenier, Griechen, Tartaren, Georgier, Kaukasier u. a., nebst einer Menge russischer Frauen, deren Tracht fast so verschieden ist, wie ihre Gesichter. Mit Bewunderung betrachtet man die vornehmen russischen Damen, welche in ihrer Nationalkleidung, in der sie sich mit Adel und Grazie bewegen, von keiner Nation übertroffen werden. In andern Sälen befinden sich ungeheure Büffets. Auf amfitheatralisch geordneten Gestellen steht prächtiges Silbergeschirr, in den schönsten, oft sehr altetthümlichen Formen. Endlich kehrt die Polonaise auf den Platz zurück, wo sie begann und der Hof in seine Loge, um das Nachtessen zu erwarten, das um 11 Uhr anfängt.

Um 10 Uhr ist die völlige Beleuchtung der Zaubergemächer vollendet. Vor Allen zeichnet sich der Theatersaal der Eremitage aus, welcher mit Glasröhren ganz und gar verziert und bedeckt wird. Aeußerst dünne Silberfäden verbinden diese tausendfach gestalteten Gläser. Bogen, Simse, Wände, Leuchter, Alles ist künstlich geformt, und achttausend, von diesen durchsichtigen Matten verdeckte Lampen verbreiten einen Lichtstrom über die Staunen erweckende Ausschmückung. Wasserfälle und Wasserbehälter werden durch Silberfranzen vorgestellt, über welchen die Glasröhren unaufhörlich hin und her wogen. Nicht minder täuschend erscheinen die hinter den Glaswänden aufgestellten Landschaften. Ihr frisches Grün und die Mannigfaltigkeit unzähliger Blumen gewinnen durch den leuchtenden Vorhang, der sie umschließt, und voll daher kommen die Klänge der eigenthümlichen Hornmusik. Das Aufstellen dieser unzähligen Gläser kostet allein zehntausend Rubel und dauert sechs Wochen.

Mit dem Schlage 11 Uhr begiebt sich der Hof in die weiten Gallerieen der Eremitage. Der Weg durch alle Gemächer bis zu dem Speisesaale beträgt 500 Schritte. Die Hornmusik verkündet den Eintritt der Herrscherfamilie in den Kristallpalast. Sie nimmt an der mittleren Tafel Platz, wo auch für die Gesandten und ihre Gemahlinnen, für die Großbeamten der Krone und die Ehrendamen gedeckt ist. Die Seiten des Saales werden von zwei parallel laufenden Tafeln eingenommen, von denen jede 200 Gedecke zählt und zwei andere befinden sich in einer langen Gallerie, welche an den Saal stößt. Im Ganzen sind 600 Gedecke aufgelegt. Der Kaiser setzt sich keinen Augenblick, sondern geht umher und spricht mit den Damen und fremden Ministern. Die Etiquette verlangt, daß Jedermann, den er anredet, sitzen bleibt. Aufstehen würde eine Unschicklichkeit sein. Das zauberische Fest vereinigt hier den größten Glanz seiner Gäste. Hier übersieht man die von Diamanten strahlenden Frauen, die reichen Uniformen der Männer, dazu die von Blumen und Früchten bedeckten Tafeln, besetzt mit dem kostbarsten Service.

Während hier getafelt wird, durchwallen die übrigen Gäste die Säle des Palastes, vergnügen sich bei dem Spiele der verschiedenen

Musikchöre und genießen Erfrischungen. Die Aufmerksamkeit ermüdet nie, da die Versammlung sich während der sechsstündigen Dauer des Festes erneuert. Alle diejenigen nämlich, welche ihre Billets beim Eintritte in den Palast nicht abgegeben, und das ist die Mehrzahl, entfernen sich nach einigen Stunden und überlassen sie nun ihren Angehörigen und Freunden, die ihrer auf dem Platze des Palastes harren. Die Wachen nehmen es nicht genau, und lassen ohne Weiteres die neuen Ankömmlinge ein.

Nach dem kaiserlichen Banket kehrt der Hof in den St. Georgensaal zurück, wo eine zweite Polonaise das Fest beschließt; der Kaiser benutzt sie, um sich zurückzuziehen. Nach seiner Entfernung ist das festliche Treiben gelähmt; man löscht einige Lichter aus, was für die Menge eine höfliche Erinnerung ist, sich nach Hause zu begeben, weil sie das, nur alljährlich wiederkehrende Fest desto länger auszudehnen geneigt ist. Nach und nach verliert sich dann auch die ungeheure Menschenmasse höchlich beglückt von alle dem, was hier so reichlich geboten worden ist. Alles geht gütlich und still vorüber, wozu der sanftmüthige Charakter des Volkes nicht wenig beiträgt. Welch einen Unterschied erkennt man hier zwischen dem Westen und Osten Europas.

Die Zitadelle von Warschau.

Unter dem jetzigen Kaiser binnen drei Jahren erbaut, umfaßt die Zitadelle von Warschau einen Flächenraum von drei Viertelstunden. Ein schluchtartig vertiefter Weg, an mehreren Stellen mit starken Verschlußwerken ausgerüstet und mit Wachtposten an Wachtposten besetzt, führt nach dem ersten Wallgraben, dessen 20 Ellen Tiefe eine 40 Fuß lange Zugbrücke überspringt. Gewaltige Maschinerien sind an derselben zu ihrer Handhabung angebracht und Kanonenmündungen starren uns entgegen. Aus allen Ecken und Winkeln der Mauern, welche in den Gruben hinabsteigen, blicken Geschütze hervor. Gleich dem ersten ist der zweite Wallgraben, über welchen eine gemauerte Brücke führt, während die fensterlosen, bombenfesten, viereckigen, nur durch unterirdische Gänge aus dem Festungskerne zugänglichen Gebäude in seiner Tiefe fortwährend mit Pulvermassen erfüllt sind. Dazu stehen unten beim Flußufer

am Ausgang der Wallgräben noch halbrunde Thürme auf den Enden eines quer vorlaufenden Mauerwerkes, deren Kanonen eben so gut nach dem Wasser und hinüber zum jenseitigen Ufer, als rückwärts in die Wallgräben spielen können; endlich ist auch noch jenseits des Flusses und gleichsam als Brückenkopf ein vorgeschobenes Werk mit Montalembertschen Thürmen erbaut, so daß diese gegen das Wasser hin schwächste Festungsfronte vollkommen gedeckt ist. Ueber den Kanonenreihen zur Grabenvertheidigung laufen neue Reihen, eben so dicht mit Geschützen bestellt und gegen die Stadt gerichtet. Während die Festung den nördlichsten Endpunkt einnimmt, lagert sich jene am einwärts gebogenen Flusse, so daß zwei volle Festungsfronten ihre Ladung nach dem schönsten und reichsten Theile senden können, die dritte über die landeinwärts vorgeschobenen Partien herrscht, und die vierte Fluß und Umgegend in der Richtung gegen Modlin (Nowo Georgiewsk) bestreicht. Alle diese Geschütze sind fortwährend mit der vernichtenden Ladung erfüllt. Es ist eine prachtvolle Pforte, durch welche man in das Innere des Festungsraumes gelangt. Dieser bildet ein weitausgedehntes Viereck, und seine Gebäude formen wieder zwei in einander stehende Vierecke, deren endlichen Mittelpunkt ein Obelisk zum Andenken Alexanders und eine Kirche einnimmt. Drei Seiten der im Gegensatz zu den Festungswerken nur leicht gebauten Häuser des äußern Vierecks sind von Stallungen, Werkstätten, Niederlagen und Proviant-Magazinen gefüllt; die vierte Seite wird von einer Kaserne gebildet, in welcher gegen 6000 Soldaten untergebracht sein sollen. Und eben so ist ein Theil der Kasematten mit Soldaten angefüllt. Inmitten des von ihnen bewohnten und von zahlreichen Wachtposten besetzten Häuservierecks enthält die eine Seite des inneren Vierecks die Kommandantenwohnung, an welche sich Adjudanten- und Oberoffiziers-Quartiere anschließen; die gegenüberstehende Flanke bildet das Arsenal, rings mit Kanonenkugelhaufen umlegt, und in seinen Sälen hundert schwere Geschütze wie 40,000 vollständige Armaturen bergend. Die beiden andern Flanken bestehen aus Offizierswohnungen, Militärbureau's, Kassenlokalen und einem für 500 Kranke berechneten Spitale. Vor all diesen Behältern kriegerischer Macht, vor all diesen Niederlagen zerschmetternder Kriegswaffen,

tauscht aber das Laub friedlicher Baumreihen. Zwischen ihnen lachen bunte Blumenhügel, laden Rasensitze zu behaglicher Ruhe ein. Und so auch bieten ringsum zierliche Gartenanlagen mit grünen Rasenplätzen, auf denen selbst weidende Thiere umherstehen, das Bild des süßesten Friedens. Träfe der Blick nicht hinter den Blumen auf eiserne Geschütze, klirrte nicht hinter den Gebüschen der Tacktschritt der Wachen, starrten nicht unter dem kühlen Baumschatten die Kasemattenmauern: man könnte vergessen, daß man inmitten einer kriegerisieten Festung steht. Dennoch dienen auch all diese friedlichen Anlagen dem Kriegszweck; denn durch sie ward die Unmöglichkeit einer Aushungerung erreicht, und darum scheint, was sonst ein Fehler, die weite Flächenausdehnung der Citadelle, hier wohl bedacht und ganz absichtlich.

Verhältniß

der Ausgaben für das Kriegswesen zu den Staatseinnahmen in der preußischen Monarchie.

Nach dem allgemeinen Haupt-Finanzetat

vom	betrugen jährlich die Staats-Einnahmen Thaler	Davon erhielt jährlich das Kriegsministerium Thaler	Das Kriegsministerium erhielt also von der Gesammteinnahme jährlich Prozente
7. Juni 1821	50,000,000	22,804,000	45,608
21. Februar 1829 . . .	50,796,000	22,165,000	43,685
25. Februar 1832 . . .	51,287,000	22,798,000	44,452
8. Mai 1835	51,740,000	23,462,000	45,346
23. Februar 1838 . .	52,682,000	23,436,000	44,486
17. April 1841 . . .	55,867,000	23,721,000	42,461
9. April 1844	57,677,194	24,604,208	42,610.

Es ergibt sich aus Vorstehendem, daß die Summe, welche dem Kriegsministerium jährlich zugewendet wurde, zwar von 1829, wo sie 22,165,000 Thlr. betrug, bis 1844 auf 24,604,208 Thlr. sich erhoben, daß sie also um 2,439,208 Thlr. oder um etwas mehr als elf Prozent gestiegen ist; zugleich aber ersieht man auch, daß in derselben Zeit der Prozentsatz, welchen das Kriegsministerium von den Staats-

einnahmen jährlich erhielt, sich nicht erhöht, sondern von 43,935 auf 42,610, also um 1,325 sich vermindert hat.

Nach der am Schlusse des Jahres 1843 aufgenommenen amtlichen Volkszählung, hatte der preußische Staat 15,461,764 Einwohner. Hierunter befanden sich aktive Militärpersonen nebst deren Familien, Angehörigen und Dienerschaft . . . . . 187,186 Jud.
Gensd'armerie im ganzen Lande . . . . . 7,883 „
Telegraphenpersonal im Auslande (Hannover und Braunschweig) . . . . . 73 „
Preußische Besatzungen im Auslande (Mainz und Luxemburg) . . . . . 9,202 „
Zusammen 204,534 Jud.

Also 1,321 Prozent der ganzen Bevölkerung.

Judenpresse in Polen.

Es ist bekannt, daß auf der russischen Flotte viele Israeliten dienen, und daß dieselben die tüchtigsten Seeleute derselben sind. Sie werden größtentheils in den südlichen Gouvernements schon in einem Alter von 7 bis 8 Jahren ausgehoben, wo sie entweder gleich auf die Flotte gebracht oder auf die Kriegsschulen in Odessa, Moskau ꝛc. geschickt werden. Wenn man die Liebe der Israeliten zu ihren Familien kennt, wird man sich leicht einen Begriff von dem Schmerz und der Verzweiflung derselben machen können, wenn sie sich plötzlich ihrer Kinder in so frühem Alter mit der Gewißheit entzogen sehen, daß sie für immer ihnen verloren sind; denn selten kehrt eines derselben, da sie meist ihre Heimath und Familie vergessen, in späteren Jahren zu seinen Eltern zurück. Ein Schreiben aus Kamieniec in Podolien erzählt uns folgenden ergreifenden Fall, der zugleich von der Härte und Willkür der Rekrutirungs-Behörden zeugt. Sobald die Aushebung im ganzen Gouvernement, die mit dem größten Geheimniß vorbereitet wird, damit ihr niemand durch die Flucht entzogen werden kann, stattgefunden hat, so werden alle Ausgehobenen, Kinder und Erwachsene, nach der Hauptstadt des Gouvernements geführt, und hier erst erfolgt die Untersuchung ihrer Tauglichkeit oder Untauglichkeit zum Dienst. Wer etwas

zu bieten hat, sucht sein Kind durch Bestechung wieder zurückzukaufen, Hunderte von armen Vätern und Müttern folgen dagegen dem Zuge nach der Hauptstadt, ihre letzte Hoffnung auf den Ausspruch der Gouvernements-Kommission setzend, die jedoch leider weniger von der Körperbeschaffenheit, als von der Nothwendigkeit, die von der Regierung aus dem Gouvernement geforderte Anzahl zu stellen, bestimmt wird. Lautet nun dieser Ausspruch tauglich, so wird dem Kinde, oder überhaupt den Rekruten, das Haar am Vorderkopfe, lautet derselbe aber untauglich, das Haar am Hinterkopfe abrasirt; erstere werden sofort weiter transportirt, letztere dagegen ihren Eltern zurückgegeben. So war nun auch in Kaminiec eine Israelitin, der man in demselben Jahre schon zwei Knaben genommen, dem Zuge der Rekruten, unter denen sich jetzt auch ihr dritter und letzter Sohn befand, mit einem Säuglinge im Arme gefolgt, um den verhängnißvollen Spruch der Kommission zu hören. Stumm und in starrer Verzweiflung stand sie in der offenen Thüre des Gemaches, worin die Kommissarien sich befanden, und bei dem Ausspruch tauglich fiel sie lautlos nieder und wurde todt hinweggetragen; das Kind an ihrem Busen ist einer vater- und mutterlose Waise. — Hinzufügen müssen wir noch, daß nur unter den Israeliten Kinder zwischen 7 und 8 Jahren und junge Leute von 20 Jahren an ausgehoben werden, die eingebornen christlichen Bewohner dagegen nur Rekruten von 20 Jahren zu stellen haben, und daß sich die Regierung der Aushebung als Mittel bedient, sich aller ihr mißfälligen Subjecte zu entledigen.

Länder- und Völkerkunde.

Land und Leute von Schleswig-Holstein.

Zweiter Artikel.

Nordöstlich von Angeln, der Halbinsel Sundewitt gegenüber, liegt die Insel Alsen, welche 4—5 Meilen lang, 1—2 Meilen breit und von dem Festlande Schleswigs nur durch einen wenige hundert Fuß breiten Kanal getrennt ist. Wie durch ihre Lage geografisch, so gehört sie seit 400 Jahren nach vielen Kämpfen auch politisch zu Schleswig. Es ist bemerkenswerth, daß dieses Herzogthum seine Herrschaft sowohl in der Ostsee, wie im deutschen Meere, über eine Menge von Inseln ausgebreitet hat, so daß westlich alle an der Küste von Holstein hin gelegenen Eilande, bis Anfang dieses Jahrhunderts auch Helgoland, östlich aber eine ihrer Lage nach dänische, zur fühnen'schen Inselgruppe gehörige: Aeroe, Schleswig in staatlicher Beziehung angehören, während Holstein außer einigen Inselchen in der Elbemündung, und ein paar Moorwiesen an der dietmarsischen Küste gar keine Inseln besitzt. Die Insel Alsen ist sehr fruchtbar, sehr gut bebaut und bevölkert und hat drei kleine freundliche Hauptorte, im Norden Norburg, die nördliche Burg, im Süden Sonderburg, die südliche Burg, und in der Mitte Augustenburg. Die Grundbevölkerung der Inseln, die Bauern, die niederen Stände in den Dörfern und Städten sprechen dänisch. In den beiden Orten Sonderburg und Augustenburg aber

sprechen und sind alle gebildeten Bürgerklassen deutsch. Die Hälfte der Insel gehört zu den Privatbesitzungen des Herzogs von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg. Der schönste Punkt von Alsen ist das Schloß Augustenburg und seine Umgebungen. Es liegt ungefähr in der Mitte der Insel an dem innersten Winkel eines tief eindringenden Fjords der Ostsee. Der Weg von Sonderburg führt dahin durch lauter liebliche, parkähnliche Gefilde, und das Schloß selbst ist von anmuthigen Gärten und Buchenhainen umgeben. Es wurde am Ende des siebzehnten Jahrhunderts vom Herzoge Ernst Günther, dem Stifter der herzoglich augustenburgischen Linie erbaut. Auch stammt erst aus dieser Zeit der daneben liegende freundliche Ort Augustenburg, an dessen Stelle bis dahin ein dänisches Ort Stavnsböl gestanden hatte. Weil die Sprache des Hofes die deutsche war, so wurde auch die herrschende Sprache dieses Orts, der sich hauptsächlich mit Hofbeamten bevölkerte, die deutsche, und er ist also gewissermaßen als eine kleine deutsche Kolonie anzusehen. Die Parkanlagen erstrecken sich längs der Fjords in entzückender Abwechselung hin und enthalten die schönsten und größten Buchen, die man sehen kann. Es kommen deren von 140' Höhe und dem Holzgehalt von 40 Klaftern vor. Der früheste Tag, wo das Buchenlaub sich zu entwickeln begann, ist der 5. April, der späteste der 17. Mai, so daß 42 Tage zwischen beiden Endpunkten liegen. Da Alsen wie England ein Seeklima hat, d. h. ein solches, wo durch den Einfluß der Seewinde keine Extreme der Temperatur vorkommen, so kommen ausländische Pflanzen hier im Freien fort, welche bei uns, trotz der südlichern Lage, keinen Winter überdauern. Auch kommt hier die nördlichste ausgezeichnete Apfelart vor, der Gravensteiner Apfel, der besonders nach Rußland verschickt wird. Gravenstein ist ein schönes Schloß mit Park, dem Herzog von Augustenburg gehörig und auf der Halbinsel Sundewitt gelegen, wo derselbe den in Kiel versammelten deutschen Naturforschern und Aerzten im September 1846 ein Fest gab.

Auch auf Alsen läßt sich ein allmäliger Zuwachs an Land wahrnehmen. Fast alle jetzige Seen auf Alsen sind ursprünglich Meerbusen gewesen, die erst durch Regen und Süßwasser-Zufluß ausgesüßt wur-

den. Hier bemerkt man im Hintergrunde eines kleinen Meerbusens mehrere niedrige Wiesengründe, welche sich erst in neuerer Zeit aus Meeresboden in Festland verwandelt haben. Dort bezeichnet man einen Hof, bis zu welchem vor 300 Jahren ein Meerbusen vorschritt, der aber jetzt mitten im Lande liegt; hier einen Mühlendamm, der eine Meerbusenspitze abschnitt und allmälig einen Süßwassersee bildete; dort eine Schleuse, die jetzt dem Seewasser da den Eingang versperrt, wo früher eine Brücke nöthig war; hier eine Brücke, die man bald in eine Schleuse zu verwandeln gedenkt, und dann wieder ein kleines Binnengewässer, das noch vor 200 Jahren von Seeschiffen befahren wurde, jetzt aber von allen Seiten her von vorschreitenden Wiesen zusammengedrängt, in einen Sumpf eingeschrumpft und dem Vertrocknen nahe ist. Eine andre merkwürdige geografische Erscheinung ist in der dänischen Inselwelt die Zusammenkoppelung zweier Eilande durch einen äußerst engen und schmalen Erddamm, was sich im Großen auf Rügen zeigt, welches Eiland eigentlich eine Gruppe kleiner, durch schmale Dämme verbundener Inseln ist. Höchst wahrscheinlich waren früher alle diese Inseln durch Meerengen getrennt, welche allmälig durch die vom Meere aufgeworfenen Dämme in Fjorde umgewandelt wurden. In der Mitte von Alsen liegt ihr höchster Berg, der noch 116 Fuß über die höchsten Buchen der Insel hinausragt, also fast 300 Fuß hoch ist und von dessen Gipfel man das ganze reizende Ländchen mit den umliegenden Eilanden überschaut.

Sonderburg ist ein freundliches Städtchen, dessen Kirche die Begräbnißkapelle der augustenburgischen Linie enthält. Das alte Schloß von Sonderburg ist jetzt zum Theil verfallen, zum Theil wird es als Magazin benutzt. In einem der vier starken Thürme saß Christian II. nach seiner Thronentsetzung 17 Jahre lang von 1532—49 gefangen, und starb nach 8 Jahren auf Kallundborg in Seeland, nachdem er drei andre Könige den Thron hatte besteigen sehen, auf dem er einst selbst gesessen. Christian II. ist jener König, der zum letztenmale die drei scandinavischen Kronen auf seinem Haupte vereinigte, der, von ursprünglich großartiger Anlage, durch seine vernachlässigte Erziehung, die Heftigkeit seines Karakters und üble Umgebung zu Gräueln fort-

gerissen, 1532 des Thrones entsetzt wurde, zum Theil wohl auch, weil er den Bauernstand auf Kosten des Adels und der Geistlichkeit hatte heben wollen. Am bekanntesten wurde er durch den Ruhm seines edlen Gegners, des großen Gustav Wasa.

Von Alsen aus gelangt man über Apenrade nach Sundewitt, einer Halbinsel, wie Schwansen und Angeln, aber von vorwaltend dänischem Land-Volk bewohnt. In der Nähe der Ueberfahrt von Alsen her liegt ein außerordentlich großer erratischer Granitblock, der 40 Schritte im Umfang hat. Wie die norddeutsche Ebene, wo man bekanntlich den Block gefunden hat, aus dem die Granitschale vor dem Berliner Museum gearbeitet wurde, ist das cimbrische Festland und die Eilande mit solchen Findlingen übersät, welche sich auch auf dem Grunde der Meerbusen und Engen finden. Sie liegen nicht bloß auf der Oberfläche, sondern stecken auch tief in der Erde. Da diese zerstreuten Blöcke das einzige feste Felsgestein des Landes sind, so spielen sie in der Haushaltung der Bewohner natürlich eine große Rolle. Die kleinen unter ihnen, die zahllos auf den Aeckern herumliegen und im Boden stecken, sind eher hinderlich als nützlich. Sie werden beständig von den Ackerleuten aufgelesen und bei Seite gelegt, um dem Getreide Raum zu schaffen. Der Pflug wühlt aber beständig neue hervor und die Arbeit des Ablesens, die auf manchen Aeckern schon seit Jahrhunderten dauert, scheint daher nie enden zu wollen. Desto nützlicher sind die großen Blöcke. Die Leute verwenden sie als Baustoff auf hundertfache Weise, indem sie alles, was besonders dauerhaft sein soll, daraus verfertigen, so Thürschwellen und Pfosten, oft auf cyklopische Weise, Grabmäler, Abweisssteine und Eckpfeiler. Obgleich dieses Material auch sehr gut zum Straßenbau sich eignet, so ist doch Schleswig noch verwahrloster in dieser Hinsicht als Holstein, von Jütland und den Inseln zu geschweigen. Nicht einmal die Hauptstraße über Schleswig, Flensburg, Apenrade ist durchweg gebauter Weg, ein neuer Beweis, wie stiefmütterlich von jeher die Herzogthümer behandelt wurden.

Je mehr man sich der Nordgrenze von Schleswig nähert, desto entschiedener wird der Zwiespalt der dänischen und deutschen Nationalität. Die herrschende Parthei ist aber die der Deutschen; denn deutsche

Bildung und Sprache walten in den Städten Apenrade und Hadersleben bei allen Gebildeten vor. Dänisch wird nur von den unteren Klassen und von den kleinern Bürgern dieser Städte im gemeinen Leben gesprochen. Die Bürgermeister und Rathsherren dieser Städte sind eifrige deutsche Patrioten. Auf der Westküste des Landes liegt die Stadt Ripen, die nicht zum schleswigischen Gebiet gehört, sondern ein jütischer Einschluß ist. Hier in einem Ort, wo alles Dänisch ist und spricht, hat nun die dänische Ereiferung ihren Hauptsitz aufgeschlagen und man ist nirgends unzufriedener mit allem schleswig-holsteinischen, als in Ripen. Im Norden in Jütland, so wie im Süden in Holstein sieht man die Sache schon ruhiger an. Die Stadt Apenrade, oder, wie ihr alter dänischer Name lautet: Aabenraa, liegt ebenso wie Schleswig, wie Flensburg und alle östlichen Städte der cimbrischen Halbinsel an der innern Spitze eines Fjords oder Meerbusens, der einen guten Hafen bildet. Die Stadt hat nach Flensburg die größte Schifffahrt im Herzogthum und eine bedeutende Schiffswerfte.

In dieser Gegend sind mehrere kleine Hügel von etwa 300 Fuß Höhe, welche über die flache Ebene einen weiten Ueberblick gewähren. Eine von diesen ist die oft genannte Skamlingsbank, wo jene aufregenden Versammlungen der scandinavischen Partei der Dänen gehalten wurden, bei denen jene Stichwörter Orla Lehmanns und Grundwigs von: Dänemark bis zur Eider, und den „deutschen Sklaven, die man wegen ihrer Breitschultrigkeit zu groben Arbeiten benutzen, denen man aber nöthigenfalls den Rücken mit dem Schwerdt kerben sollte", aufgekommen sind.

So wie man sich der hadersleber Föhrde naht, wird die Gegend wieder besonders hübsch. Die Hügel belauben sich, der Weg führt von der hohen Heide herunter zum Wasser und in der Tiefe, mitten zwischen Buchenwaldungen, auf beiden Seiten vom klaren Wasser umgeben, liegt um eine schöne große Hauptkirche gereiht, der freundliche Ort Hadersleben, die äußerste und nördlichste deutschsprechende Stadt auf der cimbrischen Halbinsel. Der allernördlichste, von Deutschen bevölkerte Ort ist die noch zwei Meilen der jütischen Grenze nähere Herrnhuterkolonie, der Flecken Christiansfelde. Die von

Hadersleben nach Norden hin nächste Stadt Kolding liegt schon in Jütland und ist vollkommen dänisch. Hier ist also der Ort, „wo allgemach des deutschen Volkes Well' erstirbt", welche nach Süden bis an die Felsen des Monterosa schlägt. Die Hauptkirche von Hadersleben, die Marienkirche, gehört mit den drei großen Domen von Ripen, Wiborg und Aarhuus zu den berühmtesten, ältesten und größten Kirchen, welche auf der cimbrischen Halbinsel stehen, und die Hadersleberer ist die nördlichste große Kirche, in welcher in deutscher Sprache gepredigt wird, ein würdiger Grenzstein des Deutschthums auf dieser Halbinsel.

Nachdem wir die Ostseite von Schleswig-Holstein mit ihren charakteristischen Fjorden bis zur Nordgrenze des Landes betrachtet, wenden wir uns, ebenfalls im Süden beginnend, zu der Westküste, mit den nicht weniger eigenthümlichen Inseln und Halligen. Diese Küste ist vom Meere in zahllosen Stürmen zerrissen und zwischen ihren Eilanden haben sich breite Arme eingewühlt, durch die nun Ebbe und Fluth mit großer Gewalt stürzen. Die größeren von ihnen sind durch Deiche und Dämme vor den Wogen geschützt, welche täglich neue Versuche machen, die letzten Reste ihres großen Raubes zu verschlingen. Bei der Ebbe tritt die See soweit zurück, daß ein meilenweiter weicher Schlammgrund bloß gelegt wird, der noch in seiner gekräuselten Oberfläche das Bild der Wogen darstellt, die ihn vor wenig Stunden überflutheten. Durch den Schlamm ziehen sich einzelne tiefe Rinnen und Senkungen, die nie wasserleer werden.

Es sind dies theils die Fortsetzungen der Flüsse und Bäche, welche in die Nordsee fallen, theils sind es Stromgänge, durch welche sich das Meer zurückzieht. Die größten derselben dienen zur Schifffahrt, zahllose kleinere aber winden sich durch den zur Ebbezeit bloßliegenden Meeresboden; besonders umschlingen sie die Inseln, Schlangenarmen gleich, mit denen der ewig lauernde Riese die nie vergessene Beute umstrickt hält. Diese Tiefen, welche dem einsamen Wanderer, der auf dem Meeresgrunde Krabben, Rochen oder einen von dem schnellen Abfluß der Wogen überraschten Seehund sucht, auch bei der hohlsten Ebbe unübersteigliche Gränzen setzen, verhindern die Verbindung der Inseln zu Lande selbst dann, wenn sie am erreichbarsten scheint. Nur

einzelne kleine Eilande erfreuen sich einer kurzen Gemeinschaft, aber wehe dem Wanderer, der dem tückischen Meere zu viel vertraut. Oft kehrt es vorzeitig und mit ungewöhnlicher Schnelligkeit zurück und führt als Verbündeten den Nebel mit sich, der plötzlich, wie mit Zauberei, Tag in Nacht verwandelt, die Sinne verwirrt und die Opfer dem sichern Tode überliefert. Der Schlicklaufer — so nennt man den, welcher die Ebbe zu größeren Wanderungen benutzt — sieht das heimische Gestade vor seinen Blicken verschwinden. Bald fühlt er die Fluth um seine Füße spielen; Entsetzen sträubt sein Haar, in Todesangst eilt er vorwärts, aber die schon ganz gefüllten Rinnen versperren ihm den Weg. Er wendet sich seitwärts, um sie zu umgehen; dadurch verliert er seine Richtung, und mit jedem Augenblick kriecht die Fluth höher an ihn hinan. Zoll für Zoll steigt sie gierig um seinen Leib, sein Geschrei verhallt in der weiten Wasserwüste, Niemand hört, Niemand erblickt ihn. In wahnsinniger Todesangst bewegt er sich fort und endlich verliert er den Boden, er strauchelt, fällt, kämpft, verschwindet und die Wogen rauschen über seinen erstickten Leichnam, denn ein tiefflutendes Meer ist da, wo noch vor Kurzem die Fußtapfen des Armen sichtbar waren.

Im Gegensatz der größern, durch Dünen und Deiche geschützten Inseln, werden die kleinen, flachen, Hallige genannt. Eine solche Hallig ist ein flaches Grasfeld, das kaum zwei bis drei Fuß höher liegt, als der gewöhnliche Stand des Meeres, und daher, weder durch Natur noch Kunst beschützt, sehr oft und besonders in den Wintermonaten wohl zweimal an einem Tage von der wogenden See überschwemmt wird.

Die größten Halligen betragen noch keine halbe Geviertmeile, die kleineren, oft nur von einer Haushaltung bewohnt, sind kaum ein paar tausend Fuß lang und breit. Manche, die ganz unbewohnt sind, dienen nur dazu, ein wenig Heu zu gewinnen, das aber oft, ehe es geborgen werden kann, von den Fluthen weggewaschen wird. Wo Häuser sind, stehen sie auf künstlichen Hügeln, Werften genannt, die meist nur so viel Raum bieten, daß ein schmaler Gang um die Hütte führt. Daher trifft man denn auch fast auf allen Halligen kein Stückchen Gartenland, keinen Strauch, keinen Baum, der ein schattiges

Plätzchen böte. Auf der Ebene, am Fuße der Werfte, sprießt keine nährende Frucht, kein frischblühendes Gewächs, die Ueberschwemmungen dulden es nicht. Die Hallig ist eine Wüste, die nur durch ihr fahles Grün, das von Schlammstellen und Wasserlöchern unterbrochen ist, andeutet, wie das genügsame Schaf hier spärliche Nahrung findet, aber kein anderes Hausthier, weder Roß noch Kuh. Statt frischer Quellen zeigen sich nur Einbrüche des Meeres in das zerrissene Ufer, Lachen, die das Weltmeer von seiner letzten Ueberschwemmung zurückgelassen. Um Trinkwasser zu gewinnen, wird ein Loch gegraben und mit Rasen ausgesetzt. Dieses Wasser dient den Schafen zur Tränke und ihren Herren zur Bereitung des Thees, ihres einzigen Labsals, obgleich es vom Meeressalz, mit dem der Boden durchdrungen ist, den widerlichsten Geschmack angenommen hat. Zuweilen bringt wohl ein Boot ein Fäßchen Trinkwasser vom Festlande mit und zu Zeiten der Dürre wird solche Zufuhr zur dringenden Nothwendigkeit. Nicht einmal reichlichen Fischfang bietet dieser traurige Aufenthalt, denn die Fische meiden das mit Schlamm getrübte Wasser um die Hallig. Doch glücklich wären ihre Bewohner, wenn hiermit das Bild vollständig wäre. Peitscht aber der Sturm die Wellen gegen ihren Strand, so wird das flache Land überdeckt und der Schaum des Meeres benetzt Fenster und Wände der Hütten. Ihre Strohdächer ragen als einzelne Punkte aus dem Wogengetümmel, und Niemand kann glauben, daß menschliche Wesen darunter wohnen; dennoch ist es so. Männer, Weiber, Greise und Kinder leben dort, die vielleicht ruhig um ihren Theetisch sitzen und kaum einen flüchtigen Blick auf den umdrängenden Ocean senden. Oft schon segelten Schiffe in solcher Zeit nächtlich über eine Hallig hin und die erstaunten Seeleute glaubten sich von Zauber umgeben, wenn sie auf einmal neben sich Lichtglanz durch die hellen Fenster einer Stube schimmern sahen, die, halb von den Wellen bedeckt, keinen andern Grund als diese zu haben schien.

Wenn aber Sturm sich mit Springfluth vereint, dann erreicht das Elend seine Spitze. Die Wasser steigen wohl zwanzig Fuß über ihren gewöhnlichen Stand, die Wogen werden zu Berg und Thal und das Meer sendet sie immer neu gegen die Werften, um diese zu zermalmen. Der

Erdhügel, welcher eine Zeit lang zitternd widerstand, gibt nach, ein Stück nach dem andern bricht ab und schießt hinunter. Die Pfosten des Hauses, welche so tief in die Werft gesenkt sind, als sie daraus hervorragen, werden entblößt, das Meer faßt sie, rüttelt sie. Der erschreckte Bewohner des Hauses rettet erst seine Schafe und seine besten Sachen auf den Boden, dann flieht er selbst nach und es ist hohe Zeit! Denn schon stürzen die Mauern ein, nur einzelne Ständer halten den schwankenden Dachboden. Die Wogen schalten in dem untern Raum des Hauses, sie werfen Schränke, Kisten, Betten, Wiegen im wilden Spiel durcheinander, schlagen sich einen freien Durchgang, um Alles herauszureißen auf den weiten Tummelplatz ihrer unbändigen Kraft, und die Stützpunkte des Daches werden immer weniger. Aengstlich lauscht das Ohr, ob nicht das Brausen des Sturmes abnehme, ängstlich pochen die Herzen bei jeder Erschütterung. In der Finsterniß der Nacht sieht keiner das entsetzensbleiche Gesicht des Andern, im Donnergeroll der Wogen, im Heulen des Orkans verhallt das Gebet und das bange Gestöhne. Die Bretter unter den Füßen der Geflüchteten werden von der drängenden Fluth gehoben, aus allen Fugen quellen die Wasser auf, das Dach ist durchlöchert vom Wogensturz. Endlich kracht ein Balken, der Dachboden senkt sich nach einer Seite, eine ungeheure Woge schäumt herauf, ein Fallen und Brechen mischt sich mit einem Schreckensschrei und verhallt im Geheul des Sturmes. Die Wogen werfen sich Trümmer und Leichen zu. Trotz dieser Gefahren und obgleich die Bewohner nichts sehen als das schlammige Meer, das fahle Gras, ihre schmutzigen Schafe und ihren Hund; obgleich sie mit dem Festland fast nur in die Berührung kommen, daß sie im Herbst ihre Schafe verkaufen und dafür ihre Wintervorräthe an Mehl, Kartoffeln, Speck und Zwiebeln einhandeln, und daß der Steuereinnehmer sie besucht, trotz alle dem haben die Bewohner selbst der kleinsten Hallige, auf denen nur eine Familie wohnt, die zärtlichste Anhänglichkeit an ihre Heimath und suchen ihren Aufenthaltsort möglichst auszuschmücken. Die Hütte ist reinlich und ordentlich gehalten, die Wände sind weiß glänzend, die Decke ist mit blauer Oelfarbe angestrichen, das Bett hinter einer Holzumfassung kajütenartig in der Wand, alles

Holzwerk auf's Aeußerste gehalten. Seit Jahrhunderten und Jahrtausenden wird auf diesen Inseln und Küsten immer derselbe Kampf mit dem empörten Meere gekämpft, das endlich doch die letzten dieser Eilande fortschwemmen wird. Noch gibt es 16 bewohnte Hallige, früher waren es weit mehr. Noch vor 200 Jahren gab es auf den friesischen Eilanden 70 Kirchen, jetzt sind nur noch 16 vorhanden.

Die fürchterlichen Fluthen, besonders die der letzten drei Jahrhunderte haben den Friesenstamm und sein Land vernichtet, und wenn man die vielen Schreckenstage überblickt, an denen Hunderttausende Menschen und Thiere starben, erscheint es fast als ein Wunder, daß noch immer ein Rest vorhanden ist. Mitunter zeigt sich dieses Nagen des Meeres auf eine eigenthümliche grausige Weise. So haben auf der Hallige Oland bei Föhr die Stürme ein Stück der Insel abgerissen und sich tief in den Kirchhof gewühlt und nun schlagen die Wogen an die Wohnungen der Todten, brechen die Särge auf und entblößen Gerippe und Leichen, die sie allmälig stückweise aus der Erde herauswaschen und verschlingen.

Die friesische Rüstigkeit und Genügsamkeit, dazu ihr Trieb auf's Meer zu gehen, wo sie seit alten Zeiten Ruhm durch ihre Trefflichkeit als Seeleute erworben haben, macht, daß auf manchen Halligen auch wohlhabende Familien zu finden sind. Viele junge Leute wanderten, besonders früher, nach Holland und ein großer Theil der holländischen Handelsflotte ward von Friesen befehligt und gesteuert. Hatten diese Schiffshauptleute Vermögen gesammelt, so zogen sie sich, nachdem sie alle Meere durchschifft, wie die Deutschen aus den einsamen Thälern des Monterosa, wenn sie in Süddeutschland oder der Schweiz reiche Handelsherren geworden, in ihre abgeschiedene Heimath zurück, um den Rest ihres Lebens in Ruhe zu verbringen. Diese Schiffer, welche die gebildete Klasse der Bevölkerung ausmachen, findet man besonders auf Sylt, Amrom, Föhr und es bildet ein Gespräch mit einem solchen Mann, der bald von Gefechten mit malayischen Seeräubern, bald von Stürmen am Cap Horn, von den Eisbergen des Grönländischen Meeres oder dem muntern Leben in Rio de Janeiro erzählt, einen seltsamen Gegensatz zu den engen Verhältnissen seines jetzigen Wohnortes.

Man rühmt an den Friesen ihren verständigen Sinn, ihre Freiheitsliebe, ihren feurigen Muth, wie ihr Geschick in allen Dingen. Große Körperschönheit ist nicht selten bei den Männern; schöner noch ist das weibliche Geschlecht, besonders da, wo der Friesenstamm sich am reinsten erhalten hat, in Sylt und Amrom. Die Marschen, welche durch Deiche dem Meer abgewonnen sind, bedingen den Charakter der Westküste der Herzogthümer. Marschland heißt der fette, schwarze Thonboden, auf dem jedes Samenkorn üppig aufschießt und reiche Früchte bringt. Von den Marschsäumen steigen kleine Hügelketten auf und lagern sich zwischen den grünen Tiefen. Dieser höhere, sandige Boden heißt Geest, ein Wort, das als giest und mit der Bedeutung unfruchtbar bis nach Livland getragen worden ist. Man theilt die Marsch in Urmarsch und Aftermarsch, nämlich in solche, die immer Marsch gewesen ist und in andere, welche dem Meeresgrund abgewonnen wurde durch den Fleiß der Menschen, die den angeschwemmten Boden mit Deichen umgaben und allerlei künstliche Einrichtungen trafen, das Meer von nun an davon abzuhalten. Oft trifft man tief ins Land hinein die Reste alter Deichumschließungen, welche anzeigen, wie viel Grund allmälig dem Meere abgewonnen wurde; oft aber läuft auch die Urmarsch bis an den Saum der See, darauf hinweisend, wie diese in ihrem ewig stürmenden Brausen kein Vorland absetzte und in dem täglichen doppelten Wechsel von Ebbe und Fluth immer nur bemüht ist, den unbeschirmten Boden abzureißen und fortzuwaschen. Noch unaufhaltsamer und verderblicher als das Meer wirkt der Sand ein, der zwar den Bewohnern keinen jähen Tod bereitet, aber um so sicherer allmälig allen Pflanzenwuchs vernichtet. Von den Dünen des Strandes aus schleicht er leise über die Feldmarken, weht im Nachtdunkel um Häuser und Kirchen, Mensch und Thier versinkt darin, wie im weichen, unergründlichen Moor und nach wenigen Jahren ragen die Spitzen der Thürme aus dem wunderbaren gelben Meere, auf dem der Fluch ewiger Unfruchtbarkeit ruht. So sind manche Dörfer verloren gegangen, weite, fruchtbare Felder, auf denen dichte Saaten reiften, wo jetzt das Schweigen des Grabes herrscht.

Die Marschen an der Westseite der Herzogthümer ruhen hinter den

Deichen, als baumlose ungeheure Grasflächen und Getreidefelder, zwischen denen die Menschen zerstreut in Höfen sich angesiedelt haben, die auf künstlichen Erdhügeln aus der grünen Tiefe emporsteigen. Dörfer, wie auf der Geest, gibt es nicht in den Marschen, dazu ist hier der Boden zu kostbar; die vereinzelten Besitzer bilden weitläuftige Kirchspielverbände. Das Meer hat seinen Raub keineswegs leichten Kaufs fahren lassen; vielmehr sind die Kosten der Deiche, welche nach jedem Sturme und jeder hohen Fluth Ausbesserungen bedürfen, außerordentlich groß und wären unerschwinglich, wenn nicht das ganze Land dazu beisteuerte, das in Deichverbände getheilt und zu gemeinsamer Hülfe verpflichtet ist. Jedes der Herzogthümer hat drei Deichverbände. Es sind gewisse Normen festgesetzt, bis zu welcher Höhe die Beschädigungen von dem betroffenen Kirchspiel allein getragen werden müssen und wann der Deichverband eintritt. Dennoch ist die Ausgabe schwer genug und an manchen Orten, z. B. auf Pelworm, so bedeutend, daß der Bodenertrag zum guten Theil für Deichkosten wieder darauf geht.

Im Ganzen besitzt Schleswig 37 geographische Meilen Dämme, Holstein 35 Meilen. Die Eiderstedter Marsch, 4 — 5 Geviertmeilen groß, hat allein 13 Meilen zu unterhalten und die Kosten einer Ruthe Deich betragen nach der verschiedenen Höhe und Stärke 100 — 200 Thaler. Wenn man von den hohen Seedeichen herunter, auf deren Kronen gewöhnlich die Fahrwege laufen, in die Marsch blickt, gewahrt man erst recht den eigenthümlichen und eintönigen Charakter derselben. Zwischen mächtigen Wällen liegt die grüne gesegnete Ebene tief unten, durchschnitten von zahllosen, breiteren und schmäleren Wassergräben, welche der Marschbewohner nur mit Hülfe seines beständigen Begleiters, des Springstocks, leicht überschreiten kann. Auf den Feldern zwischen diesen Gräben reifen alle Getreidearten, und auf dem saftigen Grün der Wiesen weiden Rinder- und Pferdeheerden. Dazwischen liegen zerstreut die Höfe, stattliche rothe Steinhäuser, von Bäumen und Gebüsch umgeben, welche durch die Dämme vor dem Sturm geschützt, hier wohl gedeihen und durch Gärten geziert, in denen Levkoyen und Nelken von den lebhaftesten Farben üppig wachsen. Wendet man den Blick nach der entgegengesetzten Seite des Dammes, so dehnt sich hier

im Gegensatz zur Idylle der Landseite das Meer aus, das mit schäumenden Wellen beständig feindselig den schützenden Damm benagt und bei hoher Fluth weit über die Höhe der Marschen anschwillt. Ein Wall von Erde und Rasen, höchstens 100 Fuß breit und 25 Fuß hoch, hält das vernichtende Element in Schranken und trennt zwei Welten. Die Deichbaukunst ist in neuerer Zeit bedeutend vervollkommnet worden. Die Seedeiche, oben steil abfallend, haben in der Mitte ein Knie und böschen sich dann sanft ab. Da wo wenig oder kein Vorland ist, daß die Wellen bricht, ist der Fuß der Deiche mit Strohseilen an Pflöcken umflochten, um Unterwühlung zu verhindern. An einzelnen Stellen aber, wo besondere Gefahr obwaltet, werden auch Steinwerke errichtet. Die ungeheuren Kosten der Deichbauten konnten nur durch jahrhundertelanges Streben und Erwerben aufgebracht werden und wenn man die gräßlichen Verwüstungen liest, welche die Sturmfluthen hier unzählige Male anrichteten, muß man über die Zähigkeit des menschlichen Fleißes und dessen Kühnheit erstaunen, der unverdrossen immer von Neuem die Deichbrüche stopfte und besserte, bis endlich das Werk größere Stärke gewann.

Unter die schrecklichsten Fluthen gehört die „große Mannstränke“ 1362, von der die ganze Nordwestküste Deutschlands betroffen wurde; ganze Landstrecken zwischen Elbe und Weser gingen verloren. Alle Deiche brachen, alle Marschen wurden überschwemmt, die Eider wurde dreimal so breit, als sie gewesen. Eiderstedt trennte sich gänzlich von Dietmarschen und in Nordfriesland allein verschwanden 30 Kirchspiele mit Land und Leuten gänzlich. Auch die Fluth vom 2. Nov. 1532 wird als Mannstränke bezeichnet. In der Allerheiligenfluth, am 1. Nov. 1570 kamen in den Marschen und auf den Eilanden 100,000 Menschen um; im Ganzen an den deutschen Küsten bis nach Jütland 400,000. In der einzigen Nacht vom 11. auf den 12. Oktbr. 1634 kamen 15000 Menschen um und alle Halligen verloren ihre Bevölkerung. Noch fürchterlicher war die vom 25. November 1686 und eine andere vom 15. November 1699. Das Wasser drang bis auf die hohe Geest, durch ganz Hamburg fuhr man mit Kähnen, große Schiffe wurden über die Deiche tief ins Land geworfen und in der Kirche zu

Kondern fing man Fische. Im 18. Jahrhundert hatte man dagegen weniger Unglück zu beklagen, weil man endlich mit aller Kraft die Deiche höher und stärker baute als bisher und mit größerem Gemeinsinn und mehr Ordnung dabei zu Werke ging. Drei entsetzliche Fluthen, am 25. Febr. 1718, am 11. Sept. 1756 und 7. Oktbr. 1756, durch die besonders Dietmarschen litt und einige Tausend Menschen verlor, waren doch nicht mit dem Elend früherer Zeiten zu vergleichen, sie dienten nur dazu, neue Anstrengungen zu größerer Sicherheit hervorzurufen.

In unserm Jahrhundert ist bis jetzt die Fluth vom 4. Febr. 1825 die höchste gewesen. Auf den Halligen tödtete sie 89 Menschen und beschädigte manche Marschen und Deiche. Sie war höher, als die von 1634, aber auch die Deiche waren seitdem 10 Fuß höher geworden. Mit großer Sorgfalt ist auch der Abfluß der innern Marschgewässer, die Schleusen mit ihren doppelten Fluththoren, die Gräben und ihr Zusammenhang geordnet. Aufseher und Deichgrafen wachen über jede Beschädigung der Wallwerke, deren geringste Verletzung sofort gebessert wird. Die oberste Deichbehörde bilden zwei Deichinspektoren, einer für Schleswig, einer für Holstein. Durch den Schutz der Dämme sind die Marschhofbesitzer jetzt meist begüterte Grundeigenthümer, die zugleich eine Bildung erhalten haben, welche sie über die Einfachheit des gewöhnlichen Landmanns erhebt. Der Gutsbesitzer in der Marsch ist ein Herr, der es nicht nöthig hat, im Schweiße seines Angesichts zu arbeiten. Für die schweren Arbeiten der Erndte kommen von der Geest viele Taglöhner, zu den Friesen in den schleswigischen Marschen hauptsächlich Jütländer aus den Seestrichen.

Dadurch erklärt sich ein Theil der Geringschätzung, die der deutsche Stamm im Allgemeinen gegen den dänischen hegt. Der deutsche Bauer auf seinem fruchtbaren freien Erbe weiß sich im Besitz von Geld und Gut, wenn er dagegen die Verhältnisse seinen Nachbarn bedenkt, überkommt ihn leicht ein Gefühl des Stolzes und der Ueberlegenheit; er dünkt sich besser, verständiger und von edlerer Abkunft. Der Jütländer vollends, der als Viehtreiber oder Taglöhner ins Land kommt, dessen Vaterland und Stamm als arm, schmutzig, einfältig und unwissend

verschrieen ist, scheint ihm durchaus nicht ebenbürtig. In den Marschen bestehen manche Vorrechte und eigenthümliche Einrichtungen, Gemeindeverfassungen von großer Freiheit und Selbstständigkeit, und sie sind dadurch im Vortheil gegen andere Landestheile, aber es macht sich in Folge dessen auch ein gewisser Separatismus geltend, der sich von gemeinsamen Bestrebungen oft starr abtrennt. Dietmarschen vor Allem weiß sich etwas auf seine alten Freibriefe, wonach nur eingeborne Dietmarschen Richter oder Voigte sein können, auch Eiderstedt, die Elbmarschen u. s. w. haben ihre eigene Verfassung. Die Bauern- oder Bondengerichte sind ein Rest der alten freien Zeit, wo das Volk sich selbst Recht sprach. Würden sie zweckmäßig und zeitgemäß umgestaltet, so würden Geschwornengerichte daraus hervorgehen. Jetzt haben sie freilich wenig zu bedeuten und nur an einigen Orten, z. B. in der Eidermarsch, zeigen sie sich wirksamer. Zwölf Bauern richten hier unter Vorsitz eines gelehrten Richters. Sie sind lebenslänglich gewählt, sprechen Recht in allen Civilstreitigkeiten und können in Criminalfällen bis zu Zuchthaus auf ein Jahr verurtheilen. Die ganze Verhandlung ist mündlich. Kein Prozeß kann aber in den schleswigischen Marschen begonnen werden, ohne vorher den Sühneversuch vor dem Schiedsgericht gemacht zu haben, wodurch viel Streit gütlich verglichen wird. Die Bondengerichte werden jährlich meist nur einmal gehalten, was allerdings zu selten ist. Die ganze Rechtsverfassung des Landes ist ebenso unvollkommen und alterthümlich, lückenhaft und verworren, da jede Stadt ein anderes Recht hat. Dennoch aber darf man nicht vergessen, daß der Rechtssinn des Volkes hier wach gehalten wird, daß ein unabhängiger Richterstand vorhanden ist und die Advokaten ganz und gar dem Volk zur Seite stehen.

Ebenso eigenthümlich und verschieden, wie die Rechtspflege, ist auch die Kirchspielverwaltung. Einen Adel gibt es nicht in den Marschen, sie sind ganz und durchaus freies Bauerland. Ihre Besitzer haben von jeher den Adel gehaßt, gegen ihn gekämpft, ihn oft geschlagen, seine Raubsucht und seinen Uebermuth gedemüthigt; ja die Dietmarschen rühmten sich einst, es gäbe keinen Fuß breit in ihrem Lande, wo nicht schon die Leiche eines Adeligen gelegen habe. Auch die Friesen

duldeten nie adelige Herrn über sich, dafür gibt es aber von jeher eine Bauernaristokratie, welche die Herrschaft an sich gerissen hat. Die besitzlose Klasse befindet sich übrigens materiell sehr wohl, denn im Sommer gibt es an den Dämmen, im Winter auf den Höfen gut bezahlte Arbeit zur Genüge.

Die Höfe sind von sehr verschiedener Größe, von 40—250 Demath, d. h. 80—500 Magdeburger Morgen. Sie sind hinlänglich groß, um ihren Besitzern reichliches Auskommen zu gewähren und doch zu klein, um ihnen ein unverhältnißmäßiges Uebergewicht zu sichern. Gerade diese Theilung des Landes in freie Höfe, auf denen ein kräftiger Bauernstand sich entwickeln konnte, hat die Eroberung und Unterwerfung des größten Theils der Marschen so lange verzögert. Friesen sowohl als Dietmarschen retteten aus dem Schiffbruch ihrer Selbstständigkeit ihr Bondrecht und ihre Privilegien, welche die Fürsten um so eher ihnen gewährten, als ein Gefühl der Achtung vor den tapfern und begüterten Männern vorwaltete. Sie huldigten der Krone und zahlten dieser Abgaben, adelige Herren erhielten sie nicht. Ihr freies Eigenthum blieb ihnen und so wurden sie kleine Vasallen, wie die Ritter im Osten des Landes größere waren. Noch gibt es viele Familien, welche seit Jahrhunderten auf ihrem Erbe sitzen.

Der Boden in den schleswigischen Marschen ist zwar theilbar, im Gegensatz zu den Höfen in den östlichen Landschaften, wo der Grundbesitz geschlossen und gesetzlich unveräußerlich ist, aber zu Theilungen kommt es dennoch selten, weil ganz natürlich jeder Familienvater den unzerstückelten Hof seinen Erben hinterlassen möchte und man sich nur von der äußersten Nothwendigkeit getrieben zu Verkleinerungen versteht. Jetzt, wo der Wohlstand sich so sehr erhöht hat, die Landeserzeugnisse sich verdoppelt haben, und deren Absatz so leicht ist, ist dies weit weniger der Fall.

Viele dieser Hofbesitzer, besonders in der Nähe der Städte, sind ganz städtisch eingerichtet und nehmen auch an dem geselligen Leben der Städte Theil, wozu sie ihre Bildung vollkommen berechtigt, da sie mehr Gutsbesitzer als Bauern sind. Am längsten bleibt immer der Hausherr der alten Einfachheit in Sitte und Tracht treu, während

Frau und Kinder eher zu viel, als zu wenig in Putz und Vergnügungen leisten. — Sind mehrere Söhne vorhanden, so erbt in den Schleswigischen Marschen der jüngste den Hof, die andern werden durch Heirathen oder sonst versorgt und durch Geld abgefunden, die Töchter wo möglich wieder mit Hofbesitzern verheirathet und so erhält sich der Bauernadel der Marschen aufrecht, in derselben Weise, wie in der Altmark, in manchen Theilen Schlesiens, Westphalens, Thüringens. Doch gibt es auch Bauernstämme, die ihre freien Höfe seit Jahrhunderten inne haben und Familien darunter, deren Vorfahren sie einst von Kaiser und Reich besaßen. Es sind diese durch ganz Deutschland zerstreuten Schulzen, Erb- und Lehnschulzen die Reste eines urfreien begüterten Bauernstandes, den erst der Bauernkrieg als Stand vernichtet hat. In ganz Deutschland hat der Boden kaum irgendwo so hohen Werth, als hier in den Marschen, so außerordentlich fruchtbar ist die Erde. Die Feldfrüchte und das Schlachtvieh sind die Hauptgegenstände der Landwirthschaft des Westens, die ersteren in Holstein, die letzteren in Schleswig vorwaltend. Dagegen, wie wir schon früher erwähnt, steht die Butterbereitung gegen die Ostküste zurück, denn die Marschbutter ist zu fett, um sich zur Versendung zu eignen, die Güter sind nicht bedeutend genug, um die Sache im Großen zu treiben und endlich ist der Marschbauer an leichtern Gewinn gewöhnt. In neuerer Zeit, wo die Ausfuhr von Schlachtvieh nach England so sehr sich gesteigert hat, sind viele Aecker in Weideland umgeschaffen worden. Eigentliche Viehzucht wird in den Marschen wenig getrieben, man zieht gewöhnlich nur das, was man an Jungvieh selbst braucht und selten hat ein Hof mehr als sechs bis acht Kühe, Pferdezucht ist vorzugsweise in den Holsteinischen Marschen heimisch, berühmt sind die großen Wagenpferde Dietmarschens, welche zu theuren Preisen meist nach Paris verkauft werden.

Die zahlreichen Schaaren fetter Rinder dagegen, welche jährlich zur Schlachtbank nach Hamburg und Altona ziehen, kommen aus Jütland und bilden den eigentlichen Verkehr zwischen dem Norden und Süden der Halbinsel. Es ist meist schwarzes, langgehörntes Vieh mit dickem Kopf und gestrecktem Leibe, das bis zum dritten Jahre in Jütland bleibt und dann auf den Hauptmarkt nach Husum geführt wird,

duldeten nie adelige Herrn über sich, dafür gibt es aber von jeher eine Bauernaristokratie, welche die Herrschaft an sich gerissen hat. Die besitzlose Klasse befindet sich übrigens materiell sehr wohl, denn im Sommer gibt es an den Dämmen, im Winter auf den Höfen gut bezahlte Arbeit zur Genüge.

Die Höfe sind von sehr verschiedener Größe, von 40—250 Demath, d. h. 80—500 Magdeburger Morgen. Sie sind hinlänglich groß, um ihren Besitzern reichliches Auskommen zu gewähren und doch zu klein, um ihnen ein unverhältnißmäßiges Uebergewicht zu sichern. Gerade diese Theilung des Landes in freie Höfe, auf denen ein kräftiger Bauernstand sich entwickeln konnte, hat die Eroberung und Unterwerfung des größten Theils der Marschen so lange verzögert. Friesen sowohl als Dietmarschen retteten aus dem Schiffbruch ihrer Selbstständigkeit ihr Bondrecht und ihre Privilegien, welche die Fürsten um so eher ihnen gewährten, als ein Gefühl der Achtung vor den tapfern und begüterten Männern vorwaltete. Sie huldigten der Krone und zahlten dieser Abgaben, adelige Herren erhielten sie nicht. Ihr freies Eigenthum blieb ihnen und so wurden sie kleine Vasallen, wie die Ritter im Osten des Landes größere waren. Noch gibt es viele Familien, welche seit Jahrhunderten auf ihrem Erbe sitzen.

Der Boden in den schleswigischen Marschen ist zwar theilbar, im Gegensatz zu den Höfen in den östlichen Landschaften, wo der Grundbesitz geschlossen und gesetzlich unveräußerlich ist, aber zu Theilungen kommt es dennoch selten, weil ganz natürlich jeder Familienvater den unzerstückelten Hof seinen Erben hinterlassen möchte und man sich nur von der äußersten Nothwendigkeit getrieben zu Verkleinerungen versteht. Jetzt, wo der Wohlstand sich so sehr erhöht hat, die Landeserzeugnisse sich verdoppelt haben, und deren Absatz so leicht ist, ist dies weit weniger der Fall.

Viele dieser Hofbesitzer, besonders in der Nähe der Städte, sind ganz städtisch eingerichtet und nehmen auch an dem geselligen Leben der Städte Theil, wozu sie ihre Bildung vollkommen berechtigt, da sie mehr Gutsbesitzer als Bauern sind. Am längsten bleibt immer der Hausherr der alten Einfachheit in Sitte und Tracht treu, während

Frau und Kinder eher zu viel, als zu wenig in Putz und Vergnügungen leisten. — Sind mehrere Söhne vorhanden, so erbt in den Schleswigischen Marschen der jüngste den Hof, die andern werden durch Heirathen oder sonst versorgt und durch Geld abgefunden, die Töchter wo möglich wieder mit Hofbesitzern verheirathet und so erhält sich der Bauernadel der Marschen aufrecht, in derselben Weise, wie in der Altmark, in manchen Theilen Schlesiens, Westphalens, Thüringens. Doch gibt es auch Bauernstämme, die ihre freien Höfe seit Jahrhunderten inne haben und Familien darunter, deren Vorfahren sie einst von Kaiser und Reich besaßen. Es sind diese durch ganz Deutschland zerstreuten Schulzen, Erb- und Lehnschulzen die Reste eines urfreien begüterten Bauernstandes, den erst der Bauernkrieg als Stand vernichtet hat. In ganz Deutschland hat der Boden kaum irgendwo so hohen Werth, als hier in den Marschen, so außerordentlich fruchtbar ist die Erde. Die Feldfrüchte und das Schlachtvieh sind die Hauptgegenstände der Landwirthschaft des Westens, die ersteren in Holstein, die letzteren in Schleswig vorwaltend. Dagegen, wie wir schon früher erwähnt, steht die Butterbereitung gegen die Ostküste zurück, denn die Marschbutter ist zu fett, um sich zur Versendung zu eignen, die Güter sind nicht bedeutend genug, um die Sache im Großen zu treiben und endlich ist der Marschbauer an leichtern Gewinn gewöhnt. In neuerer Zeit, wo die Ausfuhr von Schlachtvieh nach England so sehr sich gesteigert hat, sind viele Aecker in Weideland umgeschaffen worden. Eigentliche Viehzucht wird in den Marschen wenig getrieben, man zieht gewöhnlich nur das, was man an Jungvieh selbst braucht und selten hat ein Hof mehr als sechs bis acht Kühe, Pferdezucht ist vorzugsweise in den Holsteinischen Marschen heimisch, berühmt sind die großen Wagenpferde Dietmarschens, welche zu theuren Preisen meist nach Paris verkauft werden.

Die zahlreichen Schaaren fetter Rinder dagegen, welche jährlich zur Schlachtbank nach Hamburg und Altona ziehen, kommen aus Jütland und bilden den eigentlichen Verkehr zwischen dem Norden und Süden der Halbinsel. Es ist meist schwarzes, langgehörntes Vieh mit dickem Kopf und gestrecktem Leibe, das bis zum dritten Jahre in Jütland bleibt und dann auf den Hauptmarkt nach Husum geführt wird,

wo oft 10—12000 Stück zusammen sich finden, während der Gesammthandel auf 30—40,000 Häupter anzuschlagen ist. Entweder kaufen nun die Besitzer der Marschen selbst das Vieh, um es zu mästen, oder sie verpachten einige Wiesen zu diesem Behuf an Geestbewohner, welches letztere den sichereren, aber kleineren Gewinn gewährt. Das Fleisch des gemästeten Thieres geht endlich als Hamburger Rauchfleisch über die ganze Erde, und so ist für den Westen noch mehr als für den Osten Hamburg, nicht Kopenhagen der Ort, nachdem alle Blicke sich richten, die wahre Hauptstadt des Landes.

In früherer Zeit muß es unüberwindliche Schwierigkeiten gemacht haben, feindlich in diese weiten Wiesen einzudringen, die in Holstein 20 □Meilen, in Schleswig 18 einnehmen. Sie bildeten mit ihren zahllosen Gräben und schmalen, tiefen Wegen, ihren Schleußen, durch welche das Meer als Bundesgenoß herbeigerufen werden konnte und ihren vereinzelten festen Wohnungen auf den Hügeln sichere Schutzwehren der alten Freiheit, an denen die eisengepanzerten Reiterschaaren der Unterdrücker Jahrhunderte lang Schmach und Untergang fanden. Jetzt legt man durch Eiderstadt und Dietmarschen Landstraßen an, aber noch immer sind die Marschwege bei nassem Wetter und zur Winterzeit häufig grundlos und für Fuhrwerk gänzlich unbrauchbar. Wagen und Pferde versinken in dem aufgelösten Boden, und die Deichkronen bilden dann die Mittel zum Weiterkommen und die Leute in ihren Häusern auf den Werften sind mitten im Schlamm, abgeschnitten von der Welt, schlimmer wie auf Inseln, die ein Meer umfluthet. Ein solches Haus hat gewöhnlich die Form eines halben Kreuzes. Die lange Seite bildet die Wohnung des Besitzers, die kurze die Stallgebäude. Der rothe Backsteinbau erinnert an holländisches Wesen, ebenso wie die Taxuseinfassungen der Gartenbeete und die Sauberkeit der Gemächer. Gewöhnlich hängen je nach der Größe des Hauses, 2—3 Zimmer zusammen, das kühlste und größte dient dann zum Sommeraufenthalt, Wohn- und Gastgemach. Es enthält in gewaltigen, mit Messing beschlagenen Koffern oder auch in alten schönen Schränken von gebeiztem und gebohntem Holz, deren Schnitzwerk Zeugniß gibt, daß in früheren Zeiten Holzschneidekunst hier vorzüglich geübt wurde, den Leinen- und

Wettenschatz, den Putz der Frau und Töchter. Ueberall zeigt sich die wohlthuendste Reinlichkeit. Thüren, Fenster und Decken sind mit grünlicher Oelfarbe angestrichen, Blumentöpfe stehen an den großen hellen Fenstern, an den Wänden hängen Kupferstiche, selten fehlen Lehnsessel, Standuhren und ein Klavier. Der Theekessel ist von Morgens bis Abends fast ununterbrochen thätig, denn das Marschwasser ist nicht gut zu trinken und der Thee muß es ersetzen. Desto besser sind die Speisen, das feinste Weizenbrod, die frische Butter, Ueberfluß an allen Arten Fisch und Fleisch. Hier wohnen viele verständige, tüchtige Leute und man findet bei ihnen oft mehr Kenntniß, als man erwartet. Sie haben die Schulen in der Stadt besucht und mag es aus dem Deich- und Schleußenbau, der sie umgibt, herstammen oder ein eigenthümlicher Trieb dieses Küstenvolkes sein, das vielleicht eher Schiffe befaß, als Häuser: sie haben größtentheils Sinn für Mathematik, beschäftigen sich gern damit und machen zum Theil das Landmessereramen ohne Anstellung zu suchen. Auf ihren Gütern in Wohlstand lebend drücken Sorgen und schwere Arbeit sie nicht. Sie haben Zeit, sich um Dinge zu kümmern, die dem Menschen, der von früh bis spät um sein täglich Brod ringen muß, gewöhnlich fern bleiben. Ihre Kinder werden wohl erzogen, bilden sich durch Studien und Reisen und treiben dann nach ihrer Heimkehr oft großen Luxus. Aber der junge Herr aus der Marsch, der aus Paris zurückgekehrt ist und im seidenen Schlafrock und türkischer Pfeife auf dem Divan sitzt, ist seiner staatlichen Stellung nach nichts als ein Bauersohn, der die Muskete tragen, jedem Beamten Vorspanndienste leisten und sonst noch viele besondere Pflichten erfüllen muß. Vom Soldatendienst, der hier zu Lande einzig und allein dem Bauern aufgebürdet ist, kaufen sich die Reichen zwar los und nehmen einen Stellvertreter, aber solche und andere Lasten, die sie allein tragen müssen und welche ganz außer der Zeit sind, können nicht anders als Unwillen bei Männern erregen, deren Bildung die bestehenden Verhältnisse richtig zu beurtheilen vermag.

Dr. Stricker.

Die neuesten Entdeckungen in Australien.

Erster Artikel.

In den beiden letzten Jahren ist das Innere des australischen Festlandes mehr und sorgfältiger durchforscht worden, als in frühern Zeiten. Außer einzelnen Berichten im „asiatischen Journal," welche wir bereits mitgetheilt haben, sind über die Ergebnisse dieser Forschungen drei Schriften erschienen. Die erste, in einem Bande, betitelt: „Physische Beschreibung von Neusüdwales und Van-Diemensland," hat den Polen Strzelecki zum Verfasser. Sie erschien in London und ist versehen mit einer geologischen Karte. Das zweite Werk, in zwei Bänden, ist von dem Briten Eyre veröffentlicht in London unter dem Titel: „Expeditions-Tagebuch der Entdeckungen im Innern Australiens, und einer Reise über Land von Adelheid nach der Meerenge des Königs Georg, bewerkstelligt von südaustralischen Kolonisten; nebst einer Beschreibung der Sitten und Gebräuche der Eingebornen." Die dritte Schrift endlich, ebenfalls von einem Briten, Namens Stokes, bietet die von ihm gemachten „Entdeckungen in Australien," begleitet von einer ausführlichen Beschreibung der erforschten Küsten und Flüsse, während einer Reise des Schiffes „Beagle," in den Jahren 1837, 1838, 1839, 1840, 1841, 1842 und 1843.

Strzelecki ist aus dem Großherzogthum Posen gebürtig. Mit positiver Kenntniß der physischen Wissenschaften verbindet er eine große Beobachtungsgabe, nebst vieler Umsicht und Beharrlichkeit. Hervorgegangen aus der Schule Leopolds von Buch und Alexanders von Humboldt, hat er während zwölf Jahren alle Erdtheile bereist. Er ist in Nord- und Südamerika, in Westindien, den Südseeinseln, auf Neuseeland, in Neusüdwales, Van-Diemensland, den Javanesischen Inseln, in China, Ostindien und Aegypten gewesen. Seine oben bezeichnete Schrift bietet die Ergebnisse fünfjähriger Reisen, auf denen er 7000 englische Meilen (2333 Stunden) zu Fuß zurückgelegt.

Sein Buch ist keine eigentliche Reisebeschreibung, sondern ein wis

schaftliches Werk. Der Verfasser spricht darin nicht von sich und den ihm zugestoßenen Abenteuern, sondern nur von den Früchten seiner mühsamen Nachforschungen. Er hat sein Werk in 8 Abtheilungen geschieden. Die erste derselben bietet die Beschreibung der von ihm bewerkstelligten hydrografischen und topografischen Aufnahmen. Die zweite enthält die von ihm angestellten Beobachtungen über den Erdmagnetismus. In der dritten ist die Mineralogie und Geologie von Neusüdwales und Van-Diemensland beschrieben. In der vierten, fünften und sechsten Abtheilung findet man die Klimatologie, die versteinerte Flora und die gegenwärtige Flora, die versteinerte und die gegenwärtige Fauna der eben bezeichneten beiden Länder. Am Interessantesten für die meisten Leser sind die beiden letzten Abtheilungen. Die siebente handelt von den Eingebornen des Landes, und die achte von den Kolonisten, deren Einrichtungen, Ackerbau und Verbesserungen. Es sind in diesen beiden letzten Abtheilungen so viele neue Thatsachen enthalten, neben so vielen nützlichen Bemerkungen, daß man nur ihre Gedrängtheit und Kürze zu bedauern hat.

In dem ersten Bande seines Werkes stattet Eyre Bericht ab über eine von ihm 1840 und 1841 gemachte Reise, die mit großen Gefahren verbunden war. Er brach auf von der Kolonie Adelheid (am St. Vincent-Meerbusen, an der Südküste Australiens, unterm 35. Grade südlicher Breite), um sich nach der St. Georgsstraße, oder der Niederlassung am Schwanenflusse, an der Südwestküste desselben Erdtheiles, unterm 32. Grade südlicher Breite, zu begeben.

Auf dieser Reise lebte er länger als ein Jahr in den Hütten der Eingebornen. In seinem zweiten Bande gibt er eine merkwürdige Beschreibung von ihrem gesellschaftlichen Zustande, ihren Sitten und Gebräuchen, indem er zugleich die Folgen andeutet, welche die englische Kolonisirung für sie gehabt. Nach seiner 1841 erfolgten Rückkehr, wurde Eyre zum Ortsvorsteher von Moorunda, am Murrayfstrom, ernannt. Sein Verkehr mit den Eingebornen ist seitdem sehr häufig gewesen. Er hat mehrfache Reisen nach dem Innern Australiens unternommen, und sich durch seine Gerechtigkeitsliebe einen großen Einfluß auf die am Darlingflusse wohnenden Volksstämme verschafft. Dadurch

ist er denn auch in den Stand gesetzt worden, die Australier selbst genau zu studiren und sie zu beschreiben, wie sie wirklich sind.

Stokes hat sich begnügt, die Entdeckungen seiner Expedition möglichst genau zu beschreiben. Während sechs Jahren hat er mit seinem Schiffe mehrmals Australien umkreist, und gewisse bisher noch unbekannte Theile der Küsten dieses Festlandes mit jener Genauigkeit aufnehmen lassen, wodurch das britische Genieswesen so sehr sich auszeichnet. Er hat dadurch der geografischen Wissenschaft unschätzbare Dienste geleistet. Kein Schiff, welches hinfort die Reise nach dieser Weltgegend unternehmen will, kann sein Buch entbehren. Zu bedauern ist es nur, daß er eine Menge technischer Einzelnheiten in den Text und nicht in Anmerkungen gebracht. Dieser Umstand ist um so störender, wenn, in Mitte der anziehendsten Beschreibung, die Rede auf die Ermittlung einer Ortsposition, einer Entfernung, oder eines andern ähnlichen Gegenstandes kommt. In dieser Beziehung ist er äußerst methodisch und ermüdend. Er folgt genau den Ereignissen, wie sie sich zugetragen haben, und erlaubt sich nicht die mindeste Abweichung von dem regelmäßigen Gange derselben. Zur möglichst genauen Kenntniß seines Verfahrens wollen wir nur ein Beispiel anführen.

Unter sehr schwierigen Umständen wurde Stokes eines Tages lebensgefährlich verwundet. Nach einigen Worten über dies Ereigniß, unterbricht er sich plötzlich, um sehr weitläufig über die glänzenden Farben, das Perlgrau, Grün, Hellgelb, Scharlachroth und Dunkelgelb der Amandina Guldiä zu beschreiben, welche bei dieser Gelegenheit ihm zu Gesicht kam. Aber auch in dieser Eigenheit liegt ein besonderer Reiz, weil sie ein schlagender Beweis von der Wahrheit des Mitgetheilten ist. Der Verfasser erzählt ganz einfach, ohne Glossen und Bemerkungen, was er gesehen. Man fühlt, daß er eher zu starke als zu schwache Farben aufträgt. Scheint seine Beschreibung unvollständig, so war es die Wirklichkeit ebenfalls, oder die Einzelheiten sind aus dem Gedächtnisse des Beschreibers entschwunden. Im Uebrigen kann man buchstäblich glauben, was er sagt.

Die europäischen Reisenden, welche bisher Australien besuchten, haben dies Land, je nach ihren Vorurtheilen, ihrem Karakter, oder

ihrer Anschauungsweise, sehr verschiedentlich geschildert. Daher rühren die zahllosen Widersprüche, welche sich Geltung verschafft haben. So betrachtet man dies Land bald als ein ungeheures Gefängniß, einen menschlichen Tartarus, worin zallose Verurtheilte beschwerlichen Arbeiten in einer Atmosphäre stinkender Laster sich unterziehen müssen; bald als eine Gegend, wo auch die Deportirten mit Leichtigkeit sich bereichern können. Andere haben interessante Erinnerungen aus Botanibay mitgebracht und bedauern, nicht dort geblieben zu sein. Das Deportationssystem ist überhaupt das große Schlachtroß gewisser praktischer Politiker. Sitzen sie einmal darauf, so wollen sie nicht mehr herunter. Sie entwerfen ein so klägliches Gemälde von dem Verfall der britischen Strafkolonie, daß das Publikum ihnen am Ende Glauben schenkt. Für gewisse Reisende endlich ist Neusüdwales eine ungeheure Schäferei, aus welcher jährlich eine große Menge Wolle ausgeführt wird. Es gibt auch Naturforscher, die so viel Kupfer in Südaustralien gefunden haben wollen, daß man es ein „kupfernes Peru" nennen könnte. Alle diese Leute beschäftigen sich nur fast ausschließlich mit den Vortheilen oder den Mißbräuchen der Kolonisation.

Das Hauptverdienst in dem Buche des Kapitän Stokes ist seine Neuheit. Es sind darin die oben angedeuteten kleinlichen Grenzen ganz überschritten. Eine Menge verschiedenartiger Bilder bietet sich dem erstaunten Leser. Auf der Nordwestseite des Kontinents dehnen sich eben so große und so wüste Ebenen aus, wie die Lybiens. Gefährliche Sandbänke hindern der Küste sich zu nähern. Man fährt mehre hundert Seemeilen längs dieser Küste hin, ohne einen Hafen, einen Meerbusen, oder die Mündung eines Flusses zu bemerken. Nur in großen Zwischenräumen gewahrt man leichte Rauchsäulen, ziemlich tief im Innern des Landes, welche den Lagerplatz irgend einer umherirrenden Familie andeuten. Man gewinnt dadurch die Ueberzeugung, daß selbst in Gegenden, aus welchen der Hunger wilde Thiere vertreibt, wo die Vögel instinktartig sich nicht niederlassen, der Mensch dennoch zu existiren vermag.

Weiterhin erheben sich hohe, bewaldete Berge, deren Gipfel fast immer von Nebel oder Wolken umgürtet sind, und den Hintergrund

einer sehr tiefen Bucht bilden. Die hochgehende Flut bricht sich schäumend und mit Geräusch an ihren steil abgerissenen Felsen, über die sich schwarze, drohende Kuppen erheben. Eine zahllose Menge Inseln, Klippen und Sandbänke machen hier die Schifffahrt eben so beschwerlich als unsicher. Das Fahrzeug, welches sich in dies gefahrvolle Gewirr wagt, scheint die Trümmer eines ehemaligen Festlandes zu durchschneiden. Gewaltige Strömungen durchkreuzen und verschlingen sich auf eine so unregelmäßige Weise, daß die Geschicklichkeit der erfahrensten Steuermänner dadurch zu Schanden gemacht wird. Hier ist das Meer niemals ruhig, der Himmel nie heiter, die Luft nie still. Dieser Seestrich ist bereits der Schauplatz zahlloser Unglücksfälle gewesen.

Warum aber in der traurigen Bassstraße verweilen? Warum dringen wir nicht ein in die Thalgelände des Illawara, wo mächtige Farrenkrautbäume, wo eine ganz brasilianische Vegetation sich bietet? Warum besuchen wir nicht die reizende Alpengegend des Bezirks Manero; die an merikanische Prachtszenen erinnernde Moretonbucht; die bescheideneren Schönheiten des Leschenaultpasses; die von der Sonnenglut versengten Ebenen im Norden und die smaragdenen Wiesen im Süden; und alle die Flüsse mit saftig grünen Ufern, die ruhigen Buchten, welche der „Beagle" durchforscht hat? Warum werfen wir nicht einen Blick auf die vielen schönen Vögel, mit verschiedenartig buntem Gefieder, die sich auf fremdartigen Bäumen schaukeln, oder die Gewässer durchschneiden, bald großen Schneeballen, bald Goldklumpen ähnlich? . . . .

Haben wir Gefallen gefunden an so abwechselnden Szenen, so folgen wir dem Kapitän Stokes ein andermal gewiß nach Timor, oder nach der Westküste Australiens, nach den Flüssen Fitzroy, Adelheid und Victoria. Für heute begnügen wir uns, näher in seine Forschungen im Karpentariegolf einzutreten. Er verließ die Insel Booty am 26. Juni 1842, um den so wenig bekannten Meerbusen in seiner ganzen Ausdehnung zu durchschiffen. Nachdem der „Beagle" einige Zeit in der Van-Diemensstraße verweilt, und in dem von den Holländern besuchten Forscherhafen gerastet hatte, fuhr er längs der Küste hin. Stokes Hauptaugenmerk war darauf gerichtet, sich zu überzeugen, ob nicht

irgend ein Fluß in diesem Theile des Meerbusens seine Mündung habe.

Der Anblick der Küste ist sehr merkwürdig. So weit der Blick reicht, gewahrt man nichts als eine unfruchtbar scheinende, unbewohnte Ebene. Nur auf einzelnen Punkten bemerkt man, mit Hülfe des Fernrohrs, hier und da eine leichte Erhöhung. Unter solchen Umständen ist es keine Kleinigkeit, den Lauf eines Flusses zu entdecken. Dennoch gelang es, durch ein sinnreiches Verfahren, einen solchen aufzufinden. Die ganze ebene Gegend scheint erst vor Kurzem vom Meere verlassen worden zu sein. In dem Maße, als dies letzte sich zurückgezogen, hat sich die Ebene vergrößert und nur langsam mit magerem Pflanzenwuchs sich bekleidet. Auf solche Weise scheint allmälig, vielleicht in einer zu berechnenden Zeit, der ganze Meerbusen sich in trocknes Land verwandeln zu sollen. Der noch unter Wasser stehende Theil des Golfes ist sehr seicht, durchaus flach und mit Schlamm angefüllt. In großer Entfernung vom Ufer dehnt sich eine breite Schlammbank aus, auf der das Wasser nur einige Fuß, an vielen Stellen sogar nur einige Zoll tief ist. Diese Bank verhindert, selbst mit leichten Fahrzeugen, dem Festlande sich zu nähern.

Allein grade diese Schlammbank war es, die Stokes die Gewißheit gab, daß ein Fluß vorhanden sei, weil sie allein durch dessen Strömung entstanden sein könne. Bald zeigten sich einige Lücken in der Bank, durch die man in den Fluß zu gelangen vermochte. Durch eine Zusammenstellung der bei dieser Gelegenheit gemachten Beobachtungen, brachte es Stokes dahin, sich eine allgemeine Regel zu geben, welche seine weitere Nachforschungen in demselben Meerbusen sehr erleichterte. Die Flüsse, welche hier ins Meer gelangen, graben sich auf eine Strecke von 2 oder 3 englischen Meilen durch die Schlammbank einen Kanal längs des Ufers, und können nur dann gesehen werden, wenn man ihrer Strömung entgegen, bis zu dem Punkte gelangt, wo sie in anderer Richtung als jene, längs der Schlammbank verfolgte, aus dem Innern des Landes kommen. Dieser Umstand erklärt auch die vielen Untiefen, welche sich in der Bucht zeigen. Die Defasterstraße und die Flinders- und Albertsflüsse wurden auf solche Weise entdeckt. —

Die große Ehrfurcht, welche die Eingebornen Australiens für todte Menschen und die Orte, wo man die Leichname beigesetzt, haben, gab einem Kolonisten ein ganz eignes Mittel, gegen ihre Angriffe sich zu wahren. In einer Meierei, die am weitesten von dem Mittelpunkte der Kolonie entfernt war, wohnend, sah er sich den Angriffen der Wilden ausgesetzt und bat deshalb den Statthalter, ihm einige Soldaten zu seinem Schutze zu überlassen. Es wurden ihm zwei Mann geschickt. Bald nachher wurden diese Beiden nächtlich überfallen und, ohne sich vertheidigen zu können, von fünf Wilden ermordet. Diese wollten nun in das Haus dringen, um den Ansiedler und seine Kinder ebenfalls umzubringen. Nach einem verzweifelten Kampfe blieben die Europäer Sieger; die fünf Feinde mußten ihren Angriff mit dem Leben büßen. Der Kolonist hatte nun den glücklichen Gedanken, ihre Leichname in einer Gruft, nahe vor seiner Thür zu beerdigen. Seitdem ist er nie mehr beunruhigt worden, obgleich Rachsucht und Raubbegier mehr als einmal die Wilden hätten antreiben können, ihn zu überfallen. Sobald sie jene Gruft erblickten, zogen sie sich scheu, wie vor einem geheiligten Orte, zurück.

„Man macht sich einen durchaus falschen und ungerechten Begriff," sagt Eyre, „wenn man voraussetzt, daß es den Wilden an aller Empfindsamkeit gebreche. Ich habe Eltern zärtlich ihre Kinder umarmen und Thränen vergießen sehen, wenn dieselben nach einer langen Abwesenheit mit ihnen wieder zusammentrafen. Während meines Verweilens am Murraystrome nahm ich einen hübschen, recht verständigen Knaben in meinen Dienst. Einige Wochen nachher kam sein Vater, der genöthigt war, eine lange Reise zu machen, und holte ihn ab, um ihn mit sich zu nehmen. Auf der Reise starb der Knabe; der Mann kehrte allein zurück. Ich hatte ihn fast ein ganzes Jahr nicht gesehen, obgleich er mehrmals in die Nähe des von mir bewohnten Ortes kam. Eines Tages befand ich mich etwa eine Stunde von dem letztern auf der Jagd. Plötzlich begegnete ich, um den scharfen Vorsprung eines Hügels eilend, den vorbezeichneten Eingebornen. Kaum hatte er mich erblickt, so schossen seine Thränen hervor, und schwere Seufzer verhinderten ihn, ein einziges verständliches Wort zu sprechen. Mein Anblick

rief ihm den unersetzlichen Verlust, den er erlitten, schneidend ins Gedächtniß. Nur mit vieler Mühe beruhigte er sich auf dem Wege nach seiner Wohnung. Beim Anblick derselben erneuerte sich sein Schmerz und seine Thränen flossen noch stärker als zuvor."

Die Boote des „Beagle" schifften ebensowohl dem Albertsstrom entgegen, als dem Flinderfluße. An den Ufern des erstgenannten gewahrte Stokes Landschaften, die er einer umständlichen Beschreibung werth erachtet. Das Hauptergebniß dieser beschwerlichen Reise war jedoch die Entdeckung der Versprechungsebenen (Plains of Promise), welche der Albertfluß durchschneidet. Diese Ebenen scheinen von der Natur zur Anlegung einer blühenden Niederlassung vorausbestimmt. Der Boden ist fruchtbar, das Klima allem Anschein nach gesund und die eingeborne Bevölkerung so gering, daß sie nicht als hindernd betrachtet werden kann. Alle wünschenswerthen Bedingungen finden sich also in dieser vom Himmel begünstigten Gegend vereinigt. Stokes hofft, daß die britische Regierung, oder in deren Ermangelung eine englische Gesellschaft, bald Besitz von den Versprechungsebenen ergreifen und darauf eine Niederlassung gründen werde.

Nach der Meinung des ebengenannten Anführers, würde der obere Lauf des Albertflusses der zweckmäßigste Ausgangspunkt für eine zur Erforschung des Innern Australiens abzusendende Expedition sein. Mit vollem Rechte, bemerkt er, daß je weiter man auf diesem Flusse zu Berg gelange, um so mehr nähere man sich dem Mittelpunkte des großen Festlandes, in welches andere Reisende nicht gelangen konnten, weil sie ihre Unternehmungen von der Küste begannen, wohin sie zurückzukehren sich genöthigt sahen, nachdem sie unerhörte Mühseligkeiten und große Gefahren zu überstehen gehabt. Hätte ihnen auf dem Punkte, von dem sie umkehrten, nur ein Pferd oder ein Kamel zur Verfügung gestanden, vielleicht wäre es ihnen alsdann gelungen, in einigen Wochen das große Problem über das Vorhandensein oder Nichtvorhandensein eines Binnenmeeres zu lösen.

Nach der Meinung des Grafen Strzelecki, welche durch Eyres Beobachtungen bestätigt wird, unterscheiden sich die Eingebornen Australiens in fysischer Beziehung weder durch ihren Körperbau, noch

durch die Bildung ihres Schädels, noch durch ihren allgemeinen Knochenbau von andern wilden Stämmen, die ihre Nahrung den Naturerzeugnissen ihres Vaterlandes, durch die Mitwirkung geistiger und körperlicher Kräfte, entnehmen.

„Man hat bisher," sagt er, „einen großen Irrthum in der physischen Geografie begangen. Die wirklichen Elemente einer vernunftgemäßen Rangordnung der verschiedenen Menschengattungen, sind nicht die von ihrer äußern Gestalt gebotenen karakteristischen Züge. Es sind vielmehr die instinktgemäßen und sinnlichen Eigenschaften, welche jeder Rasse eigenthümlich sind, und in vollkommner Uebereinstimmung mit den örtlichen Umständen stehen, in denen diese Rasse sich versetzt findet. Denn es ist in der That der immerwährende Gebrauch dieser instinktgemäßen und sinnlichen Eigenschaften, welcher die äußeren Organe, je nach der Verschiedenheit der Umstände, auch verschiedenartig sich entwickeln und ausbilden läßt."

Nach Aufstellung dieses Grundsatzes entwirft Strzelecki ein ganz eigenthümliches Bild von den Eingebornen Australiens. Ihm zufolge haben sie einen lebhaften Geist, ein außerordentliches Gedächtniß und, wie alle nomadischen Wilden, sehr entwickelte Sinneskräfte. Sie sind unbekümmert, leichtsinnig, gutmüthig, treffliche Väter, obgleich sie aus Stolz oder Politik, wegen der bei ihnen bestehenden unbeschränkten Polygamie und der Unterwürfigkeit der Weiber, weder den Müttern noch ihren Kindern eine besondere Zuneigung bezeugen. Nach einer langen Abwesenheit setzen sie sich auf den Boden, blicken um sich und benehmen sich, als wenn sie nie entfernt gewesen wären.

Eyre schreibt ihnen ein gewisses Zartgefühl, wohlwollende Gesinnung und einen eingebornen Takt zu, welcher letzte sie verhindert, etwas zu thun, was einem Andern unangenehm sein, oder gar ihn beleidigen könnte. „Eines Tages," erzählt er, „tanzten mehre, wie gewöhnlich ganz nackte Wilde. Auf einmal bemerkte einer von ihnen eine sich nähernde weiße Frau. Davon benachrichtigt, warfen sich alle Anwesende sogleich hinter ein nahes Gesträuch, wo sie ihre Kleider verborgen hatten, zogen diese an und begannen dann den Tanz aufs Neue."

Die europäischen Ansiedler beschuldigen die Eingebornen der Feigheit; Eyre erklärt jedoch, daß sie eben so tapfer sind, als andere Menschen, wenn sie ihren Gegnern mit gleichen Waffen gegenüberstehen. Sie haben weder Feuergewehre, noch die kaltberechnende Grausamkeit der freigewordenen britischen Uebelthäter. Dagegen besitzen sie im höchsten Grade andere Eigenschaften, die hohen Muth anzeigen, und die den Eroberern ihres Vaterlandes oft fehlen, nämlich Ruhe, Dahingebung, Kaltblütigkeit und Geistesgegenwart unter den schwierigsten Umständen. Die Kriege zwischen den einzelnen Stämmen sind nie sehr blutig. Selten, wie groß auch die Zahl der Streiter sei, finden sich ein oder zwei Getödtete. Oft wohnen solchen Schlachten viele Zuschauer, namentlich Weiber und Kinder, bei, die in dem Streite nicht interessirt sind. Alle Männer sind genöthigt, Partei zu ergreifen und sich für ihren Stamm und ihre Angehörigen zu schlagen. Der Fall hat sich noch nie ereignet, daß von den Siegern Weiber oder Kinder umgebracht wurden.

Der australische Menschenschlag ist also nicht blutdürstig, wie alle andern wilden Völkerschaften. Es gilt bei ihm als Gesetz, daß gewisse Begehen, z. B. der Todtschlag eines Verwandten oder eines Freundes, nur durch Blutvergießen gerächt werden könne. Indeß sind die Australier darin schon weiter fortgeschritten als die Neuseeländer, oder als die Eingebornen Nordamerika's, indem sie nicht den Tod, sondern nur die Bestrafung des Schuldigen wollen. Dieser Letzte hat, nach an ihn gerichteten langen Reden und vielfachen Zeremonien, dem beleidigten Familienmitgliede seine linke Schulter zu bieten, wonach dieser ihm den Arm, ein wenig unterhalb der Achsel, mit einem Spieße durchbohrt. Sein Blut löscht die erlittene Beschimpfung auf immer aus, die Ehre des Beleidigten ist wieder hergestellt und keine weitere Rache zulässig.

Diese gesetzliche, oder durch den Gebrauch geheiligte, Bestimmung, welche den angebornen Instinkt wilder Rachsucht bändigt, verdient beachtet zu werden. Erwägt man mit Aufmerksamkeit die Gebräuche, Sprachen, Künste und Werkzeuge der Bewohner der südlichen Hemisfäre, so kommt man immer in Versuchung, sich zu fragen, „ob sich

hier nicht vielmehr die Ueberreste einer erstorbenen Gesittung, als die Keime einer entstehenden zeigen?" Geordnet nach ihren Verstandeseigenschaften und nach ihren verschiedenen Neigungen sich zu zivilisiren, stehen die Eingebornen Australiens wahrscheinlich hinter den Neuseeländern und den Bewohnern der Sandwichinseln, dagegen vor den Insulanern auf Tahiti. Sie haben, wie es scheint, weder die Karakterstärke der beiden ersten Menschenschläge, noch die schlaffen Sitten und die Sanftheit des dritten. Sie sind nicht, wie die Tahiter, durchaus verdorben, bevor sie sich zivilisiren. Sie finden nicht in allen Jahreszeiten ihre Existenzmittel in einer und derselben Gegend. Die Seltenheit des Wassers macht große Landstrecken in gewissen Jahreszeiten gänzlich unbewohnbar. Das herumstreifende Leben und seine unvermeidliche Folge, das Hinderniß, welches sich dadurch überall in den Steppen Asiens und in den Pampas Südamerikas, wie in den Ebenen Australiens den Fortschritten der Gesittung entgegenstellt (denn das Hirten- oder Nomadenleben vergönnt der menschlichen Verstandeskraft und der Gewerbthätigkeit nur die Vervollkommnung weniger und zwar immer derselben Gegenstände); das herumschweifende Leben wird den Eingebornen Australiens durch die Beschaffenheit ihres Landes selbst zur unvermeidlichen Bedingung gemacht.

Vergleicht man sie also mit andern Völkerschaften der südlichen Hemisfäre, die mehr gesittet und scharfsinniger sind, so darf man obiges Element der Barbarei nicht unbeachtet lassen. Sie haben weder Häuser noch Hütten, noch selbst Wigwams zu beständigen Wohnungen; denn keine Oertlichkeit kann ihnen das ganze Jahr hindurch die benöthigten Nahrungsmittel bieten; vielmehr können sie dieselben, je nach den Jahreszeiten, nur in weit von einander entfernten Gegenden finden. Indeß gebricht es den Australiern an Lebensmitteln nicht; sie haben daran im Gegentheil fast immer Ueberfluß.

Die meisten Bücher, welche bisher über Australien veröffentlicht worden, schildern die Eingebornen dieses Erdtheils als Menschen, die in Betreff ihres Verstandes und ihrer Gewohnheiten, unter allen andern Rassen stehen, die immer Hunger leiden und zur Fristung ihres elenden Lebens genöthigt sind, Eidechsen, widerliche Puppen, Schlan-

gen und Würmer zu essen. Aber genießen denn nicht auch wir, und zwar mit besonderer Vorliebe, Meerspinnen, Seekrebse, Austern und ähnliche Dinge, ohne daß ihre Aehnlichkeit mit gewöhnlichen Spinnen, mit gekochten Skorpionen und rohen Würmern uns den geringsten Abscheu einflößt? Von unsern fünf Sinnen ist der Geschmack nicht selten grade derjenige Sinn, welcher sich am meisten durch die Sehkraft täuschen läßt. In der Beschreibung seiner Reise längs der Südküste Australiens, drückt sich der britische Schiffshauptmann Grey folgendermaßen aus:

„Im Allgemeinen leben die Eingebornen gut. Zwar finden sie in einzelnen Bezirken und in gewissen Jahreszeiten nicht immer hinlängliche Nahrungsmittel; in diesem Falle aber ziehen sie weiter, und lassen sich auf einem andern Punkte nieder. Ein europäischer Reisender kann ebenso wohl als ein Eingeborner, der die Oertlichkeit nicht kennt, unter gewissen Breitegraden in Gefahr kommen, vor Hunger zu sterben, wenn ein Bewohner des Landes ihm nicht diejenigen Pflanzen und Wurzeln andeutet, die in Menge vorhanden sind und einen vortrefflichen Geschmack haben. Dieselbe Regel findet ihre Anwendung auch auf das Thierreich. So bietet unter andern die Staude oder das Bäumchen Xanthornia, im südlichen Theile des Festlandes, eine unerschöpfliche Menge wohlriechender Puppen, die ein Epikuräer mit Vergnügen genießt, wenn er einmal den Muth gehabt, sie zu versuchen."

Eyre gibt ein Verzeichniß der verschiedenen Gegenstände, aus denen die gewöhnliche Nahrung der Australier besteht, nämlich: Süßwasser- und Seefische oder Schleimthiere, von welchen beiden Arten es in den Flüssen wimmelt; ferner Süßwasser-Schildkröten, Frösche, Ratten, Mäuse, Eidechsen, verschiedene Arten Schlangen und kriechendes Gewürm, Puppen, Nachtschmetterlinge, weiße Ameisen, Insekten-Larven, Vogeleier, Känguru's, Beutelthiere, Eichhörnchen, Faulthiere, Wallabien, wilde Hunde, Wombaten, Enten, Gänse, Truthühner, Schwäne, Pelikane, Fasanen und andere Thiere; nächstdem noch eine große Menge Wurzeln und Gemüse.

„Die meisten dieser Dinge," sagt Eyre, „können von den Eingebornen nicht nur mit Leichtigkeit erlangt werden, sie sind auch, je

nach den Jahreszeiten, in so großer Menge vorhanden, daß sie für mehre Monate vielen Hunderten auf einem Punkte versammelter Eingebornen hinlängliche Lebensmittel bieten."

Darum, wenn Menschenfresserei wirklich bei einigen Stämmen besteht, was indeß noch nicht bewiesen ist, so liegt diesem barbarischen Gebrauche nur ein alter Aberglaube zu Grunde. Wenn die Australier Menschenfleisch braten und verzehren, so geschieht es weniger, um sich damit zu nähren, als um übernatürliche Eigenschaften zu erlangen, indem sie das Fleisch der Erschlagenen genießen und ihre Lanzenspitzen in Menschenfett tauchen. Gewöhnlich bedienen sie sich zu solchem Zwecke nur getödteter Gegner oder solcher Personen, die in Folge einer Krankheit gestorben sind.

Wie dem auch sei, die Netze und die verschiedenen Vorkehrungen, deren die Australier sich bedienen, um Fische oder andere Thiere zu fangen; die Geschicklichkeit, mit welcher sie die letzten aufzuspüren wissen; die Vorsicht, mit der sie zu gewissen Zeiten nach andern Gegenden wandern, um immer hinlängliche Nahrungsmittel zu haben; endlich ihre Waffen, Körbe und Nachen beweisen, daß es ihnen weder an Einsicht, noch an Geschicklichkeit gebricht.

Die Regierungsweise dieses Volkes scheint durchaus patriarchalisch zu sein. Die höchste Macht steht dem Vater in der Familie, den Aeltesten im Stamme zu. Kein Stamm hat jedoch ein beständiges Oberhaupt, und niemals haben sich mehre Stämme der Herrschaft eines Königs unterworfen. Ihre Angelegenheiten werden durch Zusammenkünfte und Besprechungen zwischen den Stämmen geordnet. Diese Zusammenkünfte sind häufig. Ein ganz eigenes gesellschaftliches Uebereinkommen besteht zwischen den verschiedenen Völkerschaften Australiens, obgleich sie von einander abweichende Sprachen reden, also sich nicht gegenseitig verstehen, nächstdem noch weite Länderstrecken sie trennen und die Verschiedenheit des Klimas ihnen auch verschiedenartige Lebensmittel bietet.

Bei allen Stämmen bemerkt man nämlich zwischen der Kindheit und dem reifen Alter fünf Staffeln oder Grade. Es ist förmlich den Individuen, welche zu einer oder der andern der fünf Kategorien gehören,

verboten, gewisse genau bezeichnete Lebensmittel zu genießen. So oft ein Individuum von einer Altersstaffel zur andern übergeht, versammelt sich sein Stamm zu einer Feierlichkeit. Erreicht der Mann die höchste Altersstaffel, so werden alle übrigen in einem Umkreise von 25 Stunden sich aufhaltenden Stämme zu der Zeremonie eingeladen. Strzelecki hat mehrmals sagen gehört, „daß es für einen Fremden gefährlich sein würde, dem Orte einer solchen großen Versammlung auf einige Stunden Weges nahe zu kommen.“ Diese gesellschaftliche Einrichtung, die ihre Begründung in keiner bürgerlichen oder religiösen Macht hat, sondern die sich nur als ein übertraglicher Gebrauch erhält, deutet wahrscheinlich das Dasein gesellschaftlicher Rangordnungen an, die einige Aehnlichkeit haben mit der Sonderung Indiens in Kasten, von denen einer jeden ihre besondere Speise angewiesen ist.

Literarische Zeitgeschichte.

Die Auszeichnung literarischer Berühmtheiten in England.

Als Lord Grey und seine Freunde das Staatsruder führten, und man mit der Reformbill, als mit einer großen politischen Neuigkeit sich beschäftigte, war auch die Rede davon, einen „welfischen Literatur-Verdienstorden“ zu creiren, und, durch Verleihung desselben, Wissenschaft und Literatur unter den offiziellen Schutz der Regierung zu stellen. Lord Brougham, welcher damals den Posten eines Lordkanzlers bekleidete, interessirte sich sehr für diese Angelegenheit. Er schrieb ihretwegen an den Dichter Southey, um zu erfahren, was dieser über die Sache denke. Des Letzten Antwort gibt Zeugniß von seinem gesunden Verstande und seinem Scharfblicke.

„Wenn die wundervolle Zeit kommen wird," schrieb er, „vielleicht aber wird sie Niemand unter uns erleben, dann werden die Regierungen in dem Vorhandensein einer Akademie, deren Mitglieder eine feste Jahresbesoldung erhalten, doch nicht das wahre Mittel gefunden haben, für den Fortbestand der Staatsanstalten eine gewisse Zahl Schriftsteller, erwählt unter denen, welche den meisten und verdientesten Einfluß ausüben, zu interessiren. Solche Bevorzugungen würden jedenfalls ebenso viele Belohnung, als Bindemittel für die damit Begabten werden, eine ebenso große Lockspeise für den Ehrgeiz derjenigen, welche sie zu erlangen hofften. Das Parlament brauchte nur jährlich 10,000 Pf. St. zuzugestehen zur Bildung von zehn Gnadengehalten, jedes von 500 Pfund, für die ältesten und verdienstvollsten Akademiker erster Klasse, ferner 25 Pensionen, jede von 200 Pfund, für jüngere, mehr untergeordnete Leute. Die letzten würden die natürlichen Kandidaten für die Gehalte der ersten Klasse, bei deren Erledigung, bilden, doch könnte man auch Andere, welche dieser hohen Gunstbezeugung sich würdig erwiesen, damit begaben. Der eigentliche Zweck der Maßregel, betrachtet unter dem politischen Gesichtspunkte, würde nicht etwa darin bestehen, ministerielle Zeitungs- und Flugblattschreiber zu begünstigen, sondern allein zu vermeiden, daß wirklich ausgezeichnete Talente nicht in den Fall kämen, einen verderblichen Weg zu verfolgen, indem man sie, als einen besonderen Stand im Staate, vor den Zufälligkeiten sicherte, welche augenblickliche Geldverlegenheit nach sich ziehen kann. Man wird ihnen dadurch auf die zweckmäßigste Weise das Mittel zur Hand geben, den bestehenden Zustand der Dinge nach Kräften zu vertheidigen, weil ihr persönliches Interesse davon abhängig gemacht worden."

Es war damals noch ein anderer Vorschlag, mit dem ersten in Beziehung, aufgestellt worden, nämlich die jährlichen Preise betreffend, welche den ausgezeichnetsten Schriftstellern zugestanden werden sollten. Southey äußerte sich darüber folgendermaßen:

„Was die Preise anbelangt, so würde ich sie lieber den Schulen und Gymnasien lassen. Diese Art Ehrenbezeugung hat eine gewisse Wichtigkeit für Gelehrte, weil auf solche Weise wissenschaftliche

Ueberlegenheit in andern Ländern belohnt wird. Bei uns haben einige Beispiele dieser Art dies Verfahren eingeführt. Niemand kann eine Krone zurückweisen, welche Newton's und Davy's Stirn geschmückt hat. Meines Erachtens schicken sich jedoch solche Belohnungen nicht für Schriftsteller, ausgenommen wenn sie reich genug sind, um keinen besonderen Werth auf Geld zu legen, oder wenn sie in einer Lage sich befinden, die solche Auszeichnung für sie wünschenswerth macht. Meinerseits würde ich, wenn wir einen Welfenorden hätten, es vorziehen, Whigbetin zu bleiben."

Sir Robert Peel theilte Southey's Ansichten, als er sich 1834 im Unterhause gegen Hume's Vorschlag erhob, Schriftstellern, Künstlern und Gelehrten ein Stückchen blaues Band zu schenken, um sie von den übrigen Bürgern zu unterscheiden. Er war überzeugt, daß die Literatur positiverer Unterstützung, eines mehr realen Sporns, als Bänder und Orden, bedürfe. „Der König," sagt irgendwo Goldsmith, „hat mich neuerdings zum Professor der alten Geschichte, an der von ihm gestifteten Maler-Akademie ernannt. Da dies Amt ohne Besoldung ist, habe ich darin mehr eine Art Huldigung für die Anstalt als eine mich betreffende Liberalität erblickt. Einem so armen Manne wie ich, ein unfruchtbares Ehrenamt zu ertheilen, ist dasselbe, als wenn man Jemand, der kein Hemde hat, mit Gold durchwirkte Manschetten schicken wollte."

Bei den Anfängen der Civilisation in England, als man noch zwischen ausländischen Kriegen und heimischen Turnieren sich bewegte, erblickt man den Namen Gottfried Chaucer, den Vater der englischen Dichtkunst, auf der Liste der Pensionäre Eduard's III. und Richard's II. Leider kann man voraussetzen, daß es seine literarischen Verdienste eben nicht waren, welche ihm die jährlichen Gaben des Schatzmeisters und den Krug Wein, den er aus dem königlichen Keller erhielt, zuwendeten.

Die großen Kriege von York und Lancaster verhinderten die Entwickelung der englischen Literatur. Caxton war jedoch glücklich genug, in dem Grafen Rivers einen mächtigen Gönner zu finden. Die nun folgende Ruhe kam auch den Dichtern zu Gute. Stefan Hawes, der

„Wenn die wundervolle Zeit kommen wird," schrieb er, „vielleicht aber wird sie Niemand unter uns erleben, dann werden die Regierungen in dem Vorhandensein einer Akademie, deren Mitglieder eine feste Jahresbesoldung erhalten, doch nicht das wahre Mittel gefunden haben, für den Fortbestand der Staatsanstalten eine gewisse Zahl Schriftsteller, erwählt unter denen, welche den meisten und verdientesten Einfluß ausüben, zu interessiren. Solche Bevorzugungen würden jedenfalls ebenso viele Belohnung, als Bindemittel für die damit Begabten werden, eine ebenso große Lockspeise für den Ehrgeiz derjenigen, welche sie zu erlangen hofften. Das Parlament brauchte nur jährlich 10,000 Pf. St. zuzugestehen zur Bildung von zehn Gnadengehalten, jedes von 500 Pfund, für die ältesten und verdienstvollsten Akademiker erster Klasse, ferner 25 Pensionen, jede von 200 Pfund, für jüngere, mehr untergeordnete Leute. Die letzten würden die natürlichen Kandidaten für die Gehalte der ersten Klasse, bei deren Erledigung, bilden, doch könnte man auch Andere, welche dieser hohen Gunstbezeugung sich würdig erwiesen, damit begaben. Der eigentliche Zweck der Maßregel, betrachtet unter dem politischen Gesichtspunkte, würde nicht etwa darin bestehen, ministerielle Zeitungs- und Flugblattschreiber zu begünstigen, sondern allein zu vermeiden, daß wirklich ausgezeichnete Talente nicht in den Fall kämen, einen verderblichen Weg zu verfolgen, indem man sie, als einen besonderen Stand im Staate, vor den Zufälligkeiten sicherte, welche augenblickliche Geldverlegenheit nach sich ziehen kann. Man wird ihnen dadurch auf die zweckmäßigste Weise das Mittel zur Hand geben, den bestehenden Zustand der Dinge nach Kräften zu vertheidigen, weil ihr persönliches Interesse davon abhängig gemacht worden."

Es war damals noch ein anderer Vorschlag, mit dem ersten in Beziehung, aufgestellt worden, nämlich die jährlichen Preise betreffend, welche den ausgezeichnetsten Schriftstellern zugestanden werden sollten. Southey äußerte sich darüber folgendermaßen:

„Was die Preise anbelangt, so würde ich sie lieber den Schulen und Gymnasien lassen. Diese Art Ehrenbezeugung hat eine gewisse Wichtigkeit für Gelehrte, weil auf solche Weise wissenschaftliche

Ueberlegenheit in andern Ländern belohnt wird. Bei uns haben einige Beispiele dieser Art dies Verfahren eingeführt. Niemand kann eine Krone zurückweisen, welche Newton's und Davy's Stirn geschmückt hat. Meines Erachtens schicken sich jedoch solche Belohnungen nicht für Schriftsteller, ausgenommen wenn sie reich genug sind, um keinen besonderen Werth auf Geld zu legen, oder wenn sie in einer Lage sich befinden, die solche Auszeichnung für sie wünschenswerth macht. Meinerseits würde ich, wenn wir einen Welfenorden hätten, es vorziehen, Ghibelin zu bleiben."

Sir Robert Peel theilte Southey's Ansichten, als er sich 1834 im Unterhause gegen Hume's Vorschlag erhob, Schriftstellern, Künstlern und Gelehrten ein Stückchen blaues Band zu schenken, um sie von den übrigen Bürgern zu unterscheiden. Er war überzeugt, daß die Literatur positiverer Unterstützung, eines mehr realen Sporns, als Bänder und Orden, bedürfe. „Der König," sagt irgendwo Goldsmith, „hat mich neuerdings zum Professor der alten Geschichte, an der von ihm gestifteten Maler-Akademie ernannt. Da dies Amt ohne Besoldung ist, habe ich darin mehr eine Art Huldigung für die Anstalt als eine mich betreffende Liberalität erblickt. Einem so armen Manne wie ich, ein unfruchtbares Ehrenamt zu ertheilen, ist dasselbe, als wenn man Jemand, der kein Hemde hat, mit Gold durchwirkte Manschetten schicken wollte."

Bei den Anfängen der Civilisation in England, als man noch zwischen ausländischen Kriegen und heimischen Turnieren sich bewegte, erblickt man den Namen Gottfried Chaucer, den Vater der englischen Dichtkunst, auf der Liste der Pensionäre Eduard's III. und Richard's II. Leider kann man voraussetzen, daß es seine literarischen Verdienste eben nicht waren, welche ihm die jährlichen Gaben des Schatzmeisters und den Krug Wein, den er aus dem königlichen Keller erhielt, zuwendeten.

Die großen Kriege von York und Lancaster verhinderten die Entwickelung der englischen Literatur. Caxton war jedoch glücklich genug, in dem Grafen Rivers einen mächtigen Gönner zu finden. Die nun folgende Ruhe kam auch den Dichtern zu Gute. Stefan Hawes, der

Verfasser des „Zeitvertreibs des Vergnügens (The Pastime of Pleasure),“ der das verbindende Glied zwischen Chaucer und Spenser bildet, erfreute sich des Schutzes der schönen und unglücklichen Elisabeth, Tochter Eduard's IV. und Gemahlin Heinrich's VII. Um dieselbe Zeit war auch der alte Epigrammenmacher Johann Heywood, Klavierspieler in dem Hause Heinrich's VII., wofür er 18 Pence (54 kr.) täglich erhielt. Unter Heinrich VIII., der wenig für Kunst und Wissenschaft that, wurde nur der schwerfällige und rohe Satyriker Skelton durch ein Gehalt begünstigt, und Erasmus auf eine etwas auszeichnende Weise aufgenommen. Dagegen ließ derselbe Monarch zwei wirklich geniale und überlegene Männer, Thomas Morus und den Grafen von Sourey, umbringen.

Die Königin Elisabeth war ebenso wenig freigebig in ihren klingenden Ermuthigungen, als in ehrenvollen Auszeichnungen. Raleigh und Sidney, Vere, Norris, Drake, Walsingham und Grenville waren die Einzigen, welche sie zu Rittern machte. Einige Dichter wurden auf andere Weise belohnt. Gascoigne und Churzhyard erfreuten sich so sehr des Vertrauens der Königin, daß sie dieselben mit Aufträgen nach andern Ländern sandte. Der Dichter Ronsard erhielt ein Geschenk van 40 französischen Thalern, und Thomas Preston, Verfasser eines Trauerspiels: „das Leben des Königs Kambyses,“ bekam eine Pension von 20 Pfund Sterling jährlich.

Den größten Skandal jener Zeit aber bot das Geschick Spensers. Dieser liebliche Dichter wurde nicht sowohl vergessen (denn man warf ihm ein Stück Land von den in Irland konfiszirten Gütern zu und später einen Gnadengehalt von 50 Pfund Sterling), als daß er durch den Umstand, daß man ihm die letzte wieder entzog und ihm hinsichtlich des ersten mehr Lasten aufbürdete, als er zu tragen vermochte, ein recht klägliches Ende absichtlich vorbereitete. Jonson behauptet, er sei vor Hunger gestorben, was Waller bestätigt, indem er sagt:

. . . . . to starve
That Spenser knew. [1])

[1]) Den Hunger, den Spenser gekannt . . . . . .

Ein anderer Dichter, dessen Name der Liste unglücklicher Berühmtheiten beigefügt werden kann, Otway, der Verfasser des geretteten Venedig," der ebenfalls im tiefsten Elende starb, sagte in einer seiner Dichtungen:

Tell them how Spenser starved, how
Cowley mourn'd,
How Butler's faith and service was return'd [a]).

Als die Stuarts den Thron Englands noch nicht bestiegen hatten, schienen sie für die Literatur günstig gestimmt. Der schottische Chaucer, Dunbar genoß, unter König Jakob IV., einen Gnadengehalt, der heutzutage unbedeutend scheinen würde, damals aber, bei der Wohlfeilheit der Lebensmittel, bedeutend war. Jakob VI. trat in solcher Beziehung in die Fußtapfen seiner Vorgänger, obgleich er den armen Raleigh zuerst lange einkerkern, dann schmachvoll hinrichten ließ. Dagegen überhäufte er Jonson mit Wohlthaten. Daniel erwarb sich die Königin Anna von Dänemark zur Patronin, mit der Aufgabe, sie und ihre Hofdamen bei den häufigen Bällen und Maskeraden durch seinen Geist zu unterhalten, und kleine Rollen zu schreiben, welche von der Königin als Sultanin, indische Prinzessin, oder Königin von Saba ꝛc. hergesagt wurden. Auch erblickt man Wotton unter den Gesandten desselben Monarchen, dessen Geheimschreiber der Dichter Ayton war.

Farmer hat ziemlich offen herausgestellt und Gifford hat nach ihm wiederholt, daß die Stellung eines dramatischen Schriftstellers, in der Zeit, wo Shakespeare lebte, eben nicht besonders ehrenvoll war. Das erklärt sich leicht. Die Dichter, welche für die Bühne schrieben, waren gewöhnlich zugleich Schauspieler, und diese letzten wurden lange für Landstreicher gehalten. Demungeachtet wurden grade solche Personen damals auf eine Weise ermuthigt, welche jetzt zu den Seltenheiten gehört. König Jakob hatte eine besondere Vorliebe für das englische Drama. Auf seinen Befehl wurde eine Truppe zusammengebracht, in der Männer wie

[a]) Wie Spenser starb, wie Cowley duldete,
Und wie Butlers Verdienste belohnt wurden.

Burbage, Shakespeare, Kemp, Heming, Condell, Lowen und Taylor figurirten. Er ließ sie oft vor sich spielen und bezahlte sie dafür mit Freigebigkeit. Allein obgleich er ihnen seinen direkten Schutz angedeihen ließ, wurde ihnen dadurch dennoch kein Monopol zu Theil. Jedesmal um Weihnachten hatten die Schauspieler der Königin, des Prinzen Heinrich, die des Prinzen Palatinus und die Seinigen das Recht, vor ihm zu spielen, bei welcher Gelegenheit diesen vier Truppen eine besondere Belohnung aus seiner Casette zu Theil wurde.

Eine gewisse Vorliebe für die Literatur scheint bei den Stuarts erblich gewesen zu sein. Denn Heinrich, Prinz von Wales, der in einem Alter von achtzehn Jahren, angeblich als Opfer der väterlichen Eifersucht, starb, begünstigte und unterstützte sechs Dichter, namentlich Owen, Drayton und Josua Sylvester. Jeder Verfasser, der ihm sein Buch vorlegte, wurde für diese Aufmerksamkeit durch ein entsprechendes Geschenk belohnt. Rowland Cotgrave, der gelehrte Verfasser des nach ihm genannten Wörterbuches, war von dem Prinzen mehrmals unterstützt worden, und der heitere Coryatt hatte seine Zuflucht nie vergebens zu ihm genommen.

Auch Heinrich's jüngerer Bruder (später Karl I.), ließ keinen Schriftsteller, insofern er nur irgend etwas Verdienstliches geleistet hatte, in seinen Gnadenbezeugungen unberücksichtigt. Ben Jonson war sein gekrönter Dichter, und nach diesem Davenant, Shirley und May legten ihm ihre Dramen im Manuscript vor, und er ließ sie vor dem Hofe aufführen. Da er selbst Dichter war, brachte er häufige Veränderungen an, die oft wirkliche Verbesserungen waren. Carnew war bei ihm Vorschneider, Quarles erhielt eine Pension, Denham und Waller befanden sich in seinem Hofstaate; Falkland, Fanshave und Suckling wurden ebenfalls in seiner nächsten Umgebung angestellt. Die alten Poeten fanden ebenfalls Berücksichtigung und der Name Chaucer erscheint mehrmals in den Briefen des Königs.

Unter der Republik wurde, wo nicht die Literatur im Allgemeinen, doch einige Schriftsteller von Cromwell begünstigt. Man kennt den Styl des mächtigen Beschützers und seine langen, übel zusammenhän-

genden Wortfügungen, in denen der Sinn absichtlich in Finsterniß sich verbergen zu wollen scheint. Ueberhaupt fehlte es Cromwell an Zeit, mit dem sich zu beschäftigen, was man Zierlichkeit der Sprache, oder Verfeinerung der Schreibart nennen könnte. Auch vermochte er nicht zu unterscheiden, welcher Schriftsteller der Regierung wirklich nützlich sein könne und belohnt zu werden verdiene. Dennoch war er nicht blind, weder für plastische Schönheiten noch für die Reize der Literatur. Er behielt sich für seine Gemächer die besten Gemälde aus Karls I. Sammlung vor, namentlich die Kartons von Rafael, die jetzt in den entferntesten Gallerien von Hampton-Court nur von wirklichen Kennern bewundert werden.

Gegen Ende seines Lebens beschäftigte sich Cromwell sogar, mit Davenant das englische Drama wieder zu heben. Der Tod unterbrach diese Bestrebungen, welche mit seinen Gewohnheiten und seinen puritanischen Ideen in offenem Widerspruch standen. Unter seiner Regierung wurde die Geschichte des langen Parlamentes, zwar unter dem Schutze, aber nicht unter dem Einflusse dieser Versammlung geschrieben von May. Man kann sie als eine der Wahrheit getreuesten und wohlgemeintesten Schilderungen betrachten. Milton und Marvell gehörten auch zu den Dichtern, deren Federn der Beschützer zu verwenden wußte. Symons und einige Andere haben sich über die politische Wichtigkeit der eben genannten drei Männer ziemlich getäuscht. Denn May, der kaum genannt wird, hatte mehr wirklichen Einfluß und mehr Macht, als der Verfasser des „verlornen Paradieses.“ Es verräth eine vollkommene Unkenntniß der damaligen Zeit und der in ihr lebenden Menschen, wenn man den Letzten als eine Art Minister der innern und auswärtigen Angelegenheiten darstellt, während er im Grunde nichts war, als ein untergeordneter, schlecht bezahlter Beamter, dessen ganze Aufgabe darin bestand, lateinische Protokolle ins Englische und englische Protokolle ins Lateinische zu übersetzen. Das ergibt sich augenscheinlich aus den Worten, in welchen Whitelocke von Milton spricht, und zwar das einzigemal, wo der Name dieses Dichters aus seiner Feder hervorgeht. Für Alle, die nicht blinde Bewunderer Miltons sind, ist es danach klar, daß der Beschützer, weit entfernt,

Jenen um Rath zu fragen, nicht ein einzigesmal so viel Wichtigkeit auf ihn legte, ihn um seine Meinung zu fragen. Welche Stellung er aber auch bei Cromwell einnehmen mochte, ist so viel gewiß, daß er allen Kredit nach der Rückkehr der Stuarts einbüßte. Nach seinen eigenen Ausdrücken begannen damit die üblen Tage und die unglücklichen Zeiten. „Als das verlorne Paradies zum erstenmal erschien," schrieb Swift an Sir Karl Wogan, „wollte Niemand Gefallen daran finden. Man las es, ohne es zu begreifen. Erst durch seine unbestreitbare Ueberlegenheit hat dies Gedicht sich nach und nach Geltung verschafft."

Miltons politische Meinungen verschlossen ihm nicht nur den Weg, auf dem er es zu etwas hätte bringen können, sie versetzten ihn auch in so große Vereinzelung, daß er beinahe ganz unbeachtet blieb. Seine religiösen Grundsätze hatten nächstdem noch das orthodoxe Publikum gegen ihn erbittert, während er andrerseits durch seine strenge und großartige Auffassung gegen die leichtsinnigen Sitten verstieß, welche unter der Restauration vorwaltend waren. Der Schwätzer Pepys würde gewiß jenes Gedicht besprochen haben, hätte es auf irgend eine Weise die öffentliche Aufmerksamkeit in Anspruch genommen; allein es ist im „Diary" seiner auf keine Weise Erwähnung gethan.

Karl II. hatte vertrauten Umgang mit den Dichtern, indeß kümmerte er sich wenig darum, ihnen unter die Arme zu greifen und ihre gesellschaftliche Lage zu verbessern. Vielmehr fütterte er sie mit glänzenden Versprechungen, in der Voraussetzung: „es sei das genug für Leute, welche eine so große Wichtigkeit auf Lobeserhebungen legen." Mit baaren Unterstützungen war er sehr geizig. Bei alledem setzte dieser „unbekümmerte König," wie einer seiner Günstlinge ihn nannte, die Literatur nicht geradezu hintan. Nach Howens Tode, wie später nach Davenant's Ableben, bezeichnete er selbst als zu krönenden Poeten und Historiografen der Krone einen der berühmtesten Männer, den gelehrten Johann Dryden. Kurz vor seinem Tode erhielt dieser Letzte noch ein kleines Amt beim Grenzzoll, oder vielmehr nur die Besoldung desselben. Diese letzte Wohlthat war eigentlich bloß eine Entschädigung, denn sie folgte unmittelbar nach der kleinlichen Rache, welche Rochester und die Herzogin von Portsmouth an dem Dichter

ausgeübt, wegen einiger satyrischen Verse, die er nicht gemacht hatte [1]).

Erwiesen ist es jedenfalls, daß Dryden auf Anregung des Königs mehre politische Satyren geschrieben, und man behauptet nicht ohne Grund, daß er nur dafür mehrfache Belohnungen erhalten. Diese Annahme wird durch den Umstand bekräftigt, daß Cowley in Vergessenheit starb, obgleich er dem König in die Verbannung gefolgt war. Auch der Verfasser des „Hudibras," Butler, wurde von dem König, obgleich derselbe jene Satyre immer bei sich hatte, und ganze Stellen auswendig hersagte, nicht besser behandelt. Sein trauriges Ende ist nur zu bekannt. Seit mehren Jahren hatte er mit der bittersten Noth gekämpft, als er seinen Geist in einer elenden Dachkammer aufgab. Goldsmith fragte deshalb mit Recht: „Ob das Gedicht, oder der Tod des Dichters, der größte Skandal jener Zeit gewesen sei?" Dies traurige Ende war denn auch einer der schlagendsten Gründe, welche Dryden geltend machte, um die vorerwähnte karge Besoldung zu erhalten.

Während der so kurzen Regierung Jakob's II. hatte der arme Nathaniel Lee es als eine besondere Gunst des Monarchen zu betrachten, daß er Eintritt in Bedlam erhielt. Otway dagegen, der nicht so glücklich war, wahnsinnig zu werden, schmachtete lange Jahre im Elend und kam, wie man sagt, nach der ersten vollständigen Mahlzeit um, durch welche ein wohlwollender Gönner ihn zu erfreuen sich bemühte.

König Wilhelm III. verstand eben so wenig von der englischen Poesie, als von dem Verdienste St. Evremond's. Nachdem Dryden aus politischen Gründen von seinem Amte, als gekrönter Dichter, entsetzt war, wurde Shadwell sein Nachfolger. Bei dieser Wahl ist der Einfluß des Oberkammerherrn, Grafen von Dorset, eines geistreichen Mannes, nicht zu verkennen. Es war das erste-, aber nicht das letzte-

---

[1]) Diese Verse gehörten zu einem Versuch über die Satyre, als dessen Verfasser Lord Mulgrave sich einige Zeit nachher bekannte, nachdem Dryden bereits eine derbe Tracht Prügel bekommen hatte. Eine ähnliche Belohnung war auch Voltaire und zwar eben so unverdient zugedacht.

mal, daß der Lorbeerkranz ein unwürdiges Haupt schmückte. Shadwell war gewissermaßen der poetische Aeltervater von Tate, Eusden und Pye. Der König, der sich in dieser Beziehung leiten ließ, machte den Verfasser des Königs Arthur zum Ritter, weshalb man sagte:

Wilhelm der Held und der heilige Märtyrer Charles
Haben Blackmore geadelt, pensionirt Quarles.

Der Reim begeht indeß eine Ungerechtigkeit, denn Quarles, wie langweilig er auch manchmal sein mochte, war dennoch ein guter Dichter, während Blackmore auf keine Weise Anspruch auf einen solchen Titel machen konnte.

Das Jahrhundert der Königin Anna ist in mehr als einer Beziehung denkwürdig in der Geschichte der englischen Literatur. Es wurden nämlich fast alle ausgezeichneten Schriftsteller durch ganz unerwartete Unterstützungen überrascht, Whigs und Tories schienen es recht eigentlich darauf angelegt zu haben, um jeden Preis die ausgezeichnetsten Talente und die schärfsten Federn für sich zu gewinnen. Die Schlacht bei Blenheim wurde von den Dichtern beider Parteien besungen. Der „Cato" von Addison wurde eine Art Manifest. Der große Whigpatron war Karl Montague, Graf von Halifax, der große Torypatron, Harley, Graf von Orford. Der Erste verschaffte Congrève eine reiche Sinekure und überhäufte Addison und Steele mit Geschenken. Pope lehnte es ab, in die politischen Streitigkeiten sich zu mischen und blickte mit stolzer, nichtachtender Untheilnahme darauf hinab. Dagegen war Swift einer der vorzüglichsten Rathgeber Harley's, und Prior sein Gesandter in Haag. Die Königin kümmerte sich persönlich nicht viel um dies literarische Getreibe, und nach Montague's Tode ließ die Whigpartei es ganz fallen. Weder Marlborough, noch sein Schwiegersohn, der Großschatzmeister Godolphin, verstanden Leute oder Fragen dieser Art zu behandeln. Alles beschränkte sich auf Seite der guten Königin, auf einige mehr oder weniger richtig angebrachte Mildthätigkeiten, unter andern zu Gunsten der Kinder Farquhars und der Wittwe des Schauspielers Betterton, welche letzte mit 100 Pf. St. in die Liste der Kronpensionäre eingetragen wurde.

Mit der Thronbesteigung des Hauses Hannover gelangten die Whigs noch einmal an das Staatsruder. Addison war einige Zeit Minister, Steele erhielt das Privilegium eines neuen Theaters, Rowe leistete den Eid als gekrönter Dichter, und seine Wittwe erhielt später eine Pension. Aber Addison bekleidete nicht lange seinen Posten, und Steele stürzte sich in große Geldverlegenheiten. Der König, der nicht einmal englisch sprach, nahm wenig Rücksicht auf die Literatur des von ihm beherrschten Volkes. Seine Günstlinge wurden mehr als einmal von Swift verspottet, und von St. John mit verächtlicher Ironie überschüttet. Addison war todt und Steele gänzlich demoralisirt. Der Vertheidigung dieser beiden großen Talente beraubt, wählten die Minister das beste Mittel: sie ließen die gegen sie gerichteten Angriffe, wie die, von denen sie herrührten, gänzlich unbeachtet. Einzig und allein Dr. Young wurde, durch seinen Gönner Dodington, dem Wohlwollen des Königs empfohlen. Dieser nahm den poetischen Vorfechter ohne weitere Prüfung an und ertheilte ihm ein Jahresgehalt von 200 Pfd. St.

Swift, der sich zurückgesetzt fühlte, sprach sich mit Bitterkeit über die Nichtachtung seiner Zeitgenossen für die wahre Literatur aus. „Congreve," sagte er, „schreibt den halben Tag Komödien und verwendet die andere Hälfte zur Bekleidung eines untergeordneten Amtes, während Montague, der sich für den Mäzen der Nation ausgibt, offene Tafel für Dichter hält, und sich nicht darum kümmert, in welcher Dachkammer sie Nachts schlafen [1])."

Halifax beschützte nicht allein die Söhne der Musen, sondern auch die Pfleger ernster Wissenschaften. Auf sein Verwenden wurde Newton zum Münzdirektor ernannt, weshalb Swift ihn ebenfalls begeiferte. Der eben Genannte, der gern Bischof werden wollte, mußte sich

---

[1]) Congreve spent in writing plays
And one poor office half his days;
While Montague, who claim'd the station
To be Maecenas of the nation,
For poets apen table kept,
But ne'er consider'd where they slept.

mit der Stelle eines Dekans von St. Patrick begnügen. Freilich durfte er sich nichts Besseres von einem Whigministerium erwarten.

Georg II. war ein strenger Nachahmer Jakob's I. hinsichtlich der Literatur. Sir Robert Walpole dagegen hatte viel Aehnlichkeit mit Godolfin, ein Umstand, der eben nicht günstig für die Literatur war, weil der König das untergeordnete Interesse derselben seiner Gemahlin und seinem Minister überließ. Dieser, mit entschiedener Verachtung für die Nachwelt, kümmerte sich nur um die Gegenwart, in der er jedoch kein wirkliches Verdienst belohnte. Er ließ Gay erst unbeachtet verkommen, verbannte ihn sodann; und Swift, dessen Verse ein unauslöschliches Brandmal auf Walpole's Stirn drückten, rief: „Der harmonische Cibber ergötzt mit seinen jährlichen Endreimen den geistreichen Hof, von dem Gay durch Ungnade verbannt worden, wo Pope nie seine edle Stirn zeigen wird, und wo der arme Young, unter Androhung, sein Gehalt zu verlieren, sich den Kopf zerbrechen muß, um einem Haufen armseliger Menschen poetischen Weihrauch zu streuen [1])."

Walpole, den man gewöhnlich den Dichterfeind (Bob the poet's Foe) nannte, schien ein besonderes Vergnügen darin zu finden, die Literatur hintanzusetzen und die Schriftsteller an den Bettelstab zu bringen. Sein Verfahren gegen Gay ist einer bitteren Verspottung nicht unähnlich. Des Königs Geliebte, Frau Howard, machte ihren Einfluß geltend, um dem Dichter eine Pension oder ein Amt zu verschaffen, was ihr jedoch lange nicht gelingen wollte. Endlich, als der Minister entweder mit der Dame in erklärte Feindschaft gerathen, oder ihren Wünschen nachgeben mußte, ernannte er ihren Schützling zum Kammerbeamten (Gentlemen-usher) der Prinzessin Louise, die erst zwei Jahre alt war. Als Swift davon Kenntniß erhielt, rief er mit

---

[1]) Harmonious Cibber entertains
The court with annual birthday strains;
Whence Gay was banish'd in disgrace;
Where Pope will newer shew his face;
Where Young must torture his invention,
To flatter knaves or lose his pension.

Unmündigen: „Sage uns, ob der Hof nicht ein besseres Amt für deine Muse wählen konnte, als das einer Kinderwärterin? Wahrlich, du hättest deine Freiheit noch wohlfeil verkauft, wenn du sie als Ritter des königlichen Kindes dahingegeben, um die unsichern Schritte desselben am Gängelband zu führen und neben seiner kleinen Schubkarre zu Fuß zu trottiren [1])."

Natürlich nahm Gay die ihm angebotene Stelle nicht an. Man darf voraussetzen, daß Walpole sich darauf Rechnung gemacht, denn nicht allein schadete er dadurch Gay persönlich, er reizte auch Swift und Bolingbroke, die er aufrichtig haßte. Der Verfasser der „Bettler-Oper," der „Fabeln" und der „Hirtengedichte" starb unpensionirt in dem Palaste des Herzogs von Queensberry, der ihn in der letzten Zeit gänzlich erhalten hatte.

Die Gemahlin Georg's II., die Königin Karoline, bewies gegen geistreiche Personen viel wahre oder erkünstelte Gleichstimmung. Sie hatte häufige Unterhaltungen mit Newton und briefwechselte mit Leibnitz. Die Wittwe des Dr. Clarke erhielt von ihr eine Pension. Savage, der sich selbst zu ihrem gekrönten Dichter aufgeworfen, wurde ebenfalls thatsächlich von ihr unterstützt, nach ihrem Tode dagegen auf der Liste ihrer Pensionäre gestrichen. Sie hatte in dem Garten zu Richmond einen Ruhmestempel erbauen lassen, und in demselben die Büsten von Locke, Newton, Wollaston und Clarke aufgestellt. Der Dichter Duck hatte dazu den Schlüssel. Dies Verfahren wurde von den Schöngeistern viel bespöttelt. Pope sagte: „die Königin nähme den Lebenden, was sie den Todten gebe," und Swift lobte den Geiz, der Köpfe bevorzugte, welche nicht mehr essen könnten.

Friedrich, Prinz von Wales, Vater Georg's III., war selbst ein wenig Litterat. Man schreibt ihm ein gereimtes Jagdlied in französischer

---

[1]) Say, had the court no better place to choose
For thee than make a dry-nurse of thy muse?
How cheaply hat they liberty been sold,
To squire a royal girl of who years old;
In leadings-strings her infant steps to guide;
Or with her go-cart amble side by side.

Sprache zu. Indeß bezeugte er seinen Mitbrüdern im Apoll nie besonderes Wohlwollen. Sein Kabinetssekretär, Lord Lyttleton, ebenfalls Dichter, konnte es nur mit Mühe dahin bringen, daß einige arme Schriftsteller auf die Pensionsliste des Prinzen eingeschrieben wurden. Unter denselben befanden sich Mallet, Hammond, West und Thomson. Die beiden ersten erhielten kleine Aemter, die beiden letzten jeder ein Gnadengehalt von 100 Pfd. Sterl.

Mit Georg's III. Thronbesteigung begann, sagt Boswell, eine neue Aera für verdienstvolle Männer, die unter der vorhergegangenen Regierung keines Zeichens königlicher Gunst sich zu erfreuen gehabt. Samuel Johnson und der Verfasser des „Douglas" erhielten ein jeder durch Lord Bute eine Pension von 300 Pfd. Sterling. Auch Beattie und Mallet wurden von der Krone bedacht. Reichliche Vortheile wurden später dem Dr. Shebbeare und Tom Sheridan zugewendet. Niemand konnte begreifen, aus welchem Grunde der letzte so begünstigt worden, und Johnson rief, „daß es jetzt wohl Zeit für ihn sei, seine Pension aufzugeben."

Burns, seinem Pfluge und seiner Familie entrissen, um ein Aemtchen auf der Akise zu erhalten, hatte in dieser niedern Stellung mit eben so vielen Sorgen als Entbehrungen zu kämpfen. Es hätte nur eines Wortes bedurft, um diesen wirklich originellen und überlegenen Dichter möglichst sicher zu stellen, aber dies Wort wurde nicht gesprochen. Der Minister Pitt lobte den schottischen Poeten bei jeder Gelegenheit, ohne etwas für ihn zu thun. Addington leitete einmal bei Tische das Gespräch auf Burns Genie und sein Verdienst. Pitt versprach, ihm eine Pension zuzuwenden, reichte sodann seinem Nachbar die Weinflasche und dachte nicht mehr an sein Versprechen, bis zu dem schmachvollen Tode des Unglücklichen. In ähnlicher Weise verfuhr man auch gegen Karl Dibdin. Seine Balladen und Seelieder werden jetzt noch mit Vorliebe von den britischen Theerjacken gesungen. Allein so lange der Dichter lebte, dachte Niemand daran, die nationale Schuld ihm zu bezahlen.

Lord Byron schrieb an Walter Scott: „Der Prinz Regent hat verlangt, daß ich auf einem Ball ihm vorgestellt werde, und nach

einigen sehr schmeichelhaften Worten über meine Schriften, Worte, die er mit besonderer Freundlichkeit seinen königlichen Lippen entfallen ließ, sprach er auch von Ihren unsterblichen Werken. Er gibt denselben vor denen aller früheren und gegenwärtigen Dichter den Vorzug und fragte mich, welches, meiner Meinung nach, Ihr Meisterwerk sei? Die Frage war schwer zu beantworten, indeß entschied ich mich dennoch für „Lai." Er hatte ungefähr dieselbe Meinung. Ueber Ihre andern Dichtungen sprechend, bemerkte ich, „daß Sie recht eigentlich der Dichter der Fürsten wären, denn diese seien nie vortheilhafter dargestellt worden, als z. B. in „Marmion" und in der „Seefrau." Er stimmte mir darin bei, legte jedoch eine besondere Wichtigkeit auf die Beschreibung Ihrer gleichzeitig poetischen und königlichen „Jakobe." Gleichzeitig unterhielt er mich von Homer und von Ihnen und schien mit beiden sehr vertraut."

Die Anekdote ist merkwürdig, so viel aber ist gewiß, daß der Prinz für Walter Scott immer eine besondere Vorliebe bezeugte. Er ließ ihm die Stelle eines gekrönten Dichters antragen, machte ihn zum Baronet und schenkte ihm eine reich mit Diamanten besetzte Dose, „als ein Zeichen der Achtung für sein Verdienst und sein Genie." Er schenkte ihm ferner für seine Bibliothek zu Abbotsford ein prächtiges Exemplar der „Alterthümer von Montfaucon," reich eingebunden in rothen Saffian und eine vollständige Ausgabe der Klassiker Variorum, verschaffte dem Sohne des berühmten Romantikers eine Stelle im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten und lud den Vater ein, so oft er wolle, ohne weitere Umstände zu ihm nach Carlthon-House zu kommen und mit ihm zu speisen. Bei solchen Gelegenheiten redete er ihn gewöhnlich nur mit seinem Vornamen an, beschwerte sich über die Unannehmlichkeiten seines hohen Ranges und deklamirte Verse von Thomas Moore, den er ihm beim Frühstück vorgestellt hatte. „An einem Tische, wo Thee, geröstetes Fleisch, Todesurtheile und eine Morgenzeitung im bunten Gemisch um den Platz sich stritten [1])."

[1]) The table spread with tea and toast,
Death-warrants and the Morning Post.

Ein anderesmal nöthigte er ihn, einen ganzen Tag mit ihm in Windsor zuzubringen. Walter Scott sagt über diesen Besuch: „Ich wurde mit jenem Gemisch von Höflichkeit und Güte aufgenommen, mit welchem der König mich immer auszuzeichnen geruhte.“ Wäre es nöthig, noch andere Beweise der Bevorzugung, welche Georg IV. der Literatur und den würdigsten Trägern derselben angedeihen ließ, mitzutheilen, so würde man sie in dem Jahresgeschenke finden, welches aus seiner Privatkasse der königlichen Literaturgesellschaft zukam. Bei dieser Gelegenheit müssen wir auch noch auf einen Brief aufmerksam machen, den derselbe König 1826 an Sir Wilhelm Knighton schrieb, und der in den „nachgelassenen Denkwürdigkeiten“ dieses Letzten enthalten ist:

„Eine gewisse mildthätige Neigung, von der ich manchmal heimgesucht werde, veranlaßt mich, bester Freund, Sie zu bitten, genaue Erkundigung einzuziehen, wie es eigentlich mit dem armen alten O'Keefe steht, der jetzt etwa neunzig Jahre alt und stockblind ist, wenn ich gut berichtet bin. Ich hab' ihn früher gesehen. Er mischte sich vor längerer Zeit in unsere Lustpartien und schwebt aus jener Vergangenheit meiner Erinnerung als einer der heitersten Kumpane vor. Sollte er wirklich verlassen und unglücklich sein, wie man mir gesagt, so haben Sie wohl die Güte, in meinem Namen mit Allem ihn zu versorgen, was ihn seiner dürftigen Stellung entnehmen kann. Es wäre das eine einmal zu gebende Summe, gefolgt von einer regelmäßigen Pension, kurz alles Erforderliche, damit er in Ruhe und Bequemlichkeit seinen langen Lebenslauf beschließen könne. Uebrigens wäre es vielleicht am Besten (aus Gründen, die ich Ihnen nicht zu erklären brauche), wenn diese Hilfsleistungen ihm durch unsern lustigen Freund Georg Colman zukämen, dessen gutes Herz uns dafür bürgt, daß er den Auftrag gern übernehmen, und, ich bin dessen gewiß, sehr erfreut sein wird, einem altersschwachen Kollegen, einem der ältesten Verehrer der thespischen Muse, zu Hülfe zu kommen. G. R.“

Kommen wir jetzt auf Sir Robert Peel, von dem wir wissen, wie er den Antrag Hume's aufnahm, ausgezeichneten britischen Schriftstellern und Künstlern irgend ein Ehrenzeichen zuzuwenden. Er be-

handelte die Sache als lächerlich und ungeeignet, hinzufügend, daß etwas Besseres, etwas mehr dem wirklichen Bedürfnisse Entsprechendes, die öffentliche Erkenntlichkeit bethätigen müsse. Als erster Minister strafte er sich nicht, wie so viele Andere, Lügen, und ertheilte während seinen beiden Ministerien von 1835 und 1841 folgende Pensionen: den Herren Southey, Wordsworth, Professor Faraday und der Gattin des Professors Airy, jedem 300 Pfd. Sterl.; dem Geschichtschreiber Fraser Tytler, den Dichter Alfred Tennyson, der Frau Somerville, der Wittwe des Astronomen Pond und der Lady Shee, jedem 200 Pfund; J. Montgommery 150, und der Wittwe des Thomas Hood 100 Pfd. Sterl.

Die Whigs sahen sich gewissermaßen gezwungen, das von ihren Gegnern gebotene Beispiel nachzuahmen, und Lord Melbourn gestand, vom April 1835 bis zum August 1841, nachstehende Pensionen zu: An Thomas Moore, Sir David Brewster und Lady Morgan, jedem 300 Pfund; dem Oberst Gurwood 200, dem Romantiker Banim und dem Fysiker Dalton (letzterem als Supplement) 150 Pfund, der Frau Somerville (als Supplement), der Miß Mitford und der Wittwe des Dr. M'Crie, jeder 100 Pfund. Man wird vielleicht erstaunen, daß Lady Morgan eine dreimal stärkere Pension erhielt, als Miß Mitford, deren Talent und literarisches Verdienst hinter dem der „edlen Dame" auf keine Weise zurückstand. Der Grund jener Bevorzugung war ohne Zweifel, daß die letzte des Wohlwollens eines der Mitglieder des Kabinets in einem hohen Grade sich erfreute. Dem Oberst Gurword wurde obige Pension zugestanden, weil er die „Depeschen des Feldmarschalls Herzog von Wellington" herausgegeben, welche angeblich ein helles Licht über die Waffenthaten der britischen Heere verbreiten sollen.

Sittliches, religiöses und politisches Leben der Völker.

Die Bewohner des algierischen Tell und der Sahara.

Erstes Sittenbild.

Frankreichs Besitzungen auf der Nordküste Afrika's, die Menge der Menschen und des Geldes, welche zur Erhaltung der französischen Herrschaft auf diesem langen Küstensaum verwendet werden, und der beharrliche Widerstand der Eingeborenen gegen diese Eroberung, bieten Stoff zu vielfachen Betrachtungen, die tiefer in das politische und gesellschaftliche Leben eingreifen, als man gewöhnlich glaubt. Die entschiedensten Freunde der Besitznahme Algeriens in Frankreich, sehen sich genöthigt zu gestehen, daß diese Besitznahme von 1830 bis auf den heutigen Tag wenig wirkliche Fortschritte gemacht, obgleich ein Heer selten mehr Unerschrockenheit, Ausdauer und Tapferkeit bewiesen, allen Entbehrungen und Gefahren zum Trotz, als das, welches Frankreich zur Eroberung dieses Landes verwendet hat.

Nicht glücklicher sind die Versuche ausgefallen, welche man in Betreff der Kolonisirung und Verwaltung Algeriens unternommen. Bisher haben alle bürgerlichen Interessen der unumgänglichen Nothwendigkeit, für die Unterhaltung der Truppen zu sorgen, aufgeopfert werden müssen. Ueberhaupt ist dort Alles gewissermaßen für einen beständigen Krieg, nicht für einen voraussichtlich ruhigen und friedlichen Zustand eingerichtet. Erklärt Marschall Bügeaud auch von Zeit zu

Zeit, daß er Abdel-Kader auf's Haupt geschlagen und die arabischen Stämme gezwungen habe, sich zu unterwerfen, zeigt sich der vernichtete Emir doch plötzlich wieder an der Spitze seiner unerschrockenen Krieger, und dringt aus dem Dschurdschura-Gebirge bis zu den Thoren Algiers vor.

Wenn sich die Ergebnisse eines großen Unternehmens so ungewiß herausstellen, wenn sie, wie der Fall sich schon mehreremals geboten, selbst so nachtheilig sind, so können weder militärische Operationen, noch die bürgerliche Verwaltung in dem eroberten Lande, die höhere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Es ist ein beständiges Hin- und Herwogen sich gegenseitig bekämpfender Elemente, die statt allmälig sich zu verschmelzen, unaufhörlich sich zurückstoßen. Es wäre daher ein eitles Unternehmen, einen Krieg beurtheilen zu wollen, der ohne Vortheil für die eine oder andere Partei ist. Dagegen ist es von besonderem Interesse, diejenigen Andeutungen zu sammeln, welche dieser Krieg gewährt, der im 19. Jahrhundert den Kampf zwischen dem Halbmond und dem Kreuze erneuern zu wollen scheint. Solche Andeutungen werden bis zu einem gewissen Punkte die Dunkelheit beseitigen, welche über die Geografiie dieses Theiles von Nord-Afrika noch verbreitet ist.

Beim Beginn ihres Zuges gegen Algier, im Jahre 1830, kannten die Franzosen den Karakter der in der Regentschaft Algier wohnenden Völker beinahe ebenso wenig, als Colomb die Bewohner Amerika's bei seiner ersten Reise kannte. Man wußte nur, daß ein türkischer Dey einen französischen Konsul beschimpft habe, und daß Frankreich jenen dafür züchtigen werde. Das Unternehmen gelang. Der Dey verschwand, nebst seinen Truppen, seiner Verwaltung, seinen Schätzen und allen Spuren der türkischen Eroberung. Nach der Einnahme der Stadt Algier waren die Franzosen Herren eines Landes, dessen Ausdehnung sie nicht einmal kannten. Sie befanden sich einem Volke gegenüber, dessen Fanatismus und Raubgier fast an's Fabelhafte grenzte.

Die eben erwähnte Unwissenheit scheint um so unbegreiflicher, wenn man bedenkt, daß die Küsten Algeriens nur zwei oder drei Tagereisen von denen Italiens und Frankreichs entfernt sind. Bis zum Jahre 1830 durften die sogenannten Barbareskenstaaten, auf einem

so leicht zu beaufsichtigenden Meere wie das mittelländische, ungestraft die abscheulichste Seeräuberei treiben. Algier vorzüglich war ein solches Piratennest. Das war Alles, was man davon wußte. Die Geografie dieses Landes wurde nur nach Leo dem Afrikaner, oder nach den einseitigen Angaben des Dr. Shaw studirt, welcher Letzte während einiger Zeit die Stelle eines Kaplans der britischen Faktorei zu Algier, vor mehr als hundert Jahren, bekleidet hatte. Die Werke der arabischen Erdbeschreiber, El Bekri, von Cordova und Edrisi, von Ceuta, waren in Europa wenig bekannt. Erst 1836 wurde eine Uebersetzung des Letzten durch die geografische Gesellschaft in Paris veranstaltet.

Um dieselbe Zeit besuchte Kapitän Lyon das Königreich Fez. England hatte früher schon in naher Beziehung zu Marokko gestanden; Erforschungsreisen waren gegen Timbuktu gerichtet gewesen. Allein die Hauptkette des Atlas, und das große Land jenseit, im Süden dieses Gebirges, welches man unter dem Namen Sahara bezeichnet, waren noch gänzlich unbekannt. Nichts Ungenaueres und Unvollständigeres, als die Angaben der Franzosen über diese Gegenden und ihre Bewohner bis zu dem Augenblicke, wo es ihnen gelang, über den Tell hinaus, bis ins Dattelland vorzudringen.

Die außerordentlichen Hülfsmittel, welche sich Abel-Kader zur Fortsetzung des Krieges boten, selbst nachdem er aus der Gegend verdrängt worden, die man als allein bewohnbar betrachtete; die große Menge und die Verschiedenheit der Völkerschaften des Innern, welche die Märkte und Häfen an der Küste besuchten; die vielen Wallfahrer, die in allen Richtungen durch das Land zogen, und die Fortschritte der Beziehungen mit einigen unabhängigen Stämmen in der Sahara, vermochten die französische Regierung, ihre Aufmerksamkeit ganz besonders diesen entlegenen Bezirken und deren unbekannten Bewohnern zuzuwenden.

Mehre unerschrockene, umsichtsvolle Officiere, welche sich mit der Sprache und den Sitten der Araber vertraut gemacht, unternahmen mit Erfolg Nachforschungen über die Topografie, den Handel und die Geschichte des vorbezeichneten Landes. Einige dieser Offiziere wurden 1839 der wissenschaftlichen Kommission beigesellt, welche die Re-

gierung nach Algier geschickt, um die Früchte der bereits angestellten Nachforschungen zu sammeln.

Dem Hauptmann vom Genie, Carette, ist es gelungen, eine Menge mündlicher Andeutungen über die verschiedenen Wege und Pfade südlich von Algerien und in der Regentschaft Tunis, die bisher nur den Arabern bekannt waren, zusammenzustellen und eine möglichst genaue Angabe der gegenseitigen Entfernungen beizufügen. Alle Stämme des Innern sind in den nördlichen Distrikten Algeriens vertreten durch einzelne Auswanderer, welche sich, um Handel zu treiben oder auf andere Weise Geld zu erwerben, hierher begeben haben. Seit undenklichen Zeiten sind Bewohner des Städtchens El Bordi, in der Oase Siban, die besten Schiffer zu Algier. Der erste Eingeborene, dessen sich der landende Europäer in diesem Hafen als Lastträger bedient, ist fast immer aus der Sahara gebürtig.

Von diesen Leuten hat man eine Menge Andeutungen über ihre Heimath erhalten, und dadurch eine Topografie gebildet, die ohne Zweifel noch sehr mangelhaft, andrerseits jedoch schon recht befriedigend ist. Die größte Schwierigkeit, genaue Angaben zusammenzubringen, besteht darin, daß die Araber kein Mittel kennen, weder den Verlauf der Zeit noch die Entfernungen genau zu berechnen. Bei einigen Stämmen der Sahara, welche eine große Wichtigkeit auf die Bewässerung ihrer Aecker legen, bedient man sich zur Bestimmung der Zeit, während welcher das Wasser durch die einzelnen Schleusen gelassen wird, einer unförmlichen Sanduhr, die jedoch mit anderen Sanduhren wenig oder keine Uebereinstimmung hat. Das war bis zur französischen Eroberung der einzige Zeitmesser. Bei den Arabern scheidet sich der Tag nach dem Sonnenlaufe, oder nach religiösen Verrichtungen, in acht Abschnitte, die von den Minareten herab durch Geschrei verkündet werden.

Dieselbe Ungewißheit waltet auch in Bestimmung der Entfernungen ob. Die arabischen Geografen rechnen immer noch nach römischen Meilen, und das Volk spricht ihnen nach, ohne von dieser Bestimmung sich einen ganz richtigen Begriff machen zu können, weil man dabei keinen Unterschied zwischen den Schritten eines Mannes und einer

Frau macht. Carette hat die Parasange (30 griechische Stadien), die übereinstimmend ist mit der altfranzösischen Lieue, oder Wegstunde, angenommen. Sie ist übereinstimmend mit 3 römischen Meilen. Demungeachtet ist die mathematische Geografie des Innern noch sehr unvollständig. Die von Carette in seinem Wegweser angedeuteten Straßen sind meistentheils Saumwege, die sich wenig von Fußpfaden unterscheiden. Selbst auf den breiten, von den Franzosen im nördlichen Afrika erbauten, Heerstraßen reitet oder geht ein Eingeborener, wie er es von Jugend auf gewohnt gewesen, hinter dem Andern. Die Fußwege im Innern sind jedoch beinahe von größerer Wichtigkeit, als jene Heerstraßen, weil seit Jahrhunderten aller Verkehr darauf betrieben worden.

Eine zweite noch beachtungswerthere Arbeit Carettes besteht in seinem Studium der Geografie Süd-Algeriens. Unter diesem Namen wird das große geheimnißvolle Land begriffen, welches alle Geografen bisher unter dem Namen Sahara, oder die große Wüste, bezeichnet haben. Carette hat mit möglichster Genauigkeit die natürlichen Grenzen dieses ungeheuren Landes beschrieben, ebenso die verschiedenen Becken, in welche es sich scheidet, und die zahlreichen Oasen, welche von selbstständigen, unabhängigen Völkerstämmen bewohnt werden. Die Sitten dieser letzten sind durchaus verschieden von jenen der Araber im Norden, und von denen der wilden Tuariken, in der eigentlichen Wüste, ebenso auch von denen der fetischanbetenden Neger. Durch den ebengenannten Forscher kennen wir endlich das große Verbindungsnetz im Innern der Sahara, durch welches in nächster Zukunft die Erzeugnisse des europäischen Gewerbfleißes nach Inner-Afrika gelangen können.

Der 3te Band des den „neuesten Nachforschungen über Algerien" gewidmeten Werkes, enthält die geschichtlichen und geografischen Angaben Pelliffiers. Dieser Schriftsteller prüft die von Portugiesen, Spaniern, Franzosen und den italienischen Republiken gemachten Versuche, zur Anlage einzelner Niederlassungen auf der Nordküste Afrikas. Wir werden Gelegenheit haben, auf diesen Punkt später zurückzukommen; für jetzt bemerken wir nur, daß alle diese Unternehmungen denselben Erfolg, oder vielmehr Nichterfolg gehabt. Durch ihre Landungen

auf der Barbareskenküste haben der h. Ludwig, Sebastian, Karl V. und Doria nur den Ruf des europäischen Ritterthums geschwächt, und ihr Leben selbst in einem hoffnungslosen Kampfe preisgegeben.

Die Geschichte der portugiesischen Niederlassungen in Marokko bietet die Anwendung der beiden Systeme, welche, bezüglich auf Algerien, mehrfach in Frankreich erörtert worden sind. Im Norden war diese Besitznahme beschränkt, was zur Folge hatte, daß die Plätze immer blockirt waren und der Verbreitung der Zivilisation keinen Vorschub leisten konnten. Im Süden war sie ausgedehnter, und schien einige Jahre glänzende Früchte zu versprechen. Leider führte sie nur zu Katastrofen, welche die Portugiesen entmuthigten, und sie veranlaßten, ihre Eroberung ganz aufzugeben. Nichtsdestoweniger hatten sie in dieser Gegend Alles gethan, was gewöhnliche Klugheit vorzuschreiben schien. Sie stellten arabische Häuptlinge an die Spitze der Eingeborenen und verwalteten sie in der Art, welche man als allein mit Erfolg auf sie anwendbar betrachtet. An Razias (um uns eines in neuester Zeit vielgebrauchten Wortes zu bedienen) wurde ebenfalls nicht gespart. Und warum gelang dies alles nicht?

Es wurden im Einzelnen Fehler begangen; aber sie waren gewissermaßen unvermeidlich. Man hätte glauben sollen, daß bei dem großen Einflusse der Häuptlinge, alle Gegenwirkungen hätten ersterben müssen. Dem war jedoch nicht also; man muß also annehmen, daß nicht untergeordnete sondern Haupturſachen vorhanden waren, in deren Folge das Unternehmen der Portugiesen mißlang. Was boten sie den Arabern zur Ausgleichung der von Religion und Rasse ihnen sich aufdringenden Abneigung? Die Beantwortung dieser Frage erklärt Alles. Die marokkanischen Stämme, welche sich unter den Schutz der Portugiesen begeben, um der Anarchie zu entgehen, fanden zwar eine augenblickliche Ruhe; aber nachdem die Macht der Scherife sich festgestellt, waren die größeren Vortheile auf ihrer Seite, indem Religion und Nationalität ein mächtiges Gegengewicht der Christenmacht wurden.

Die religiöse Unduldsamkeit, der Hauptbeweggrund der syrischen und afrikanischen Kreuzzüge, ließ kein festes Uebereinkommen mit Un-

gläubigen eingehen, und die empörenden Grausamkeiten, welche man in jenen Kriegen beging, wurden durch den vorherrschenden Aberglauben gerechtfertigt. Unter den gegenwärtigen Umständen findet man, auf Seite der Franzosen, keine Spur von religiösem Fanatismus, und dennoch haben, im Namen der Zivilisation und der Politik, die Eingeborenen alle Greuel der Verfolgung, nicht als Muselmänner, sondern als Araber erdulden müssen. Ihre Gebräuche und Vorurtheile sind auf die schnödeste Weise verletzt worden, was zur Folge gehabt, daß die Franzosen nicht ein Heer in offener Feldschlacht, sondern ein ganzes bewaffnetes Volk gegen sich haben. — So lange dieser Zustand der Dinge obwaltend bleibt, ist an eine friedliche Herrschaft des französischen Elementes in Algerien gar nicht zu denken.

Kommen wir jetzt zu den geografischen Ergebnissen, welche sich den Forschungen des Hauptmanns Carette und des Obersten Daumas entnehmen lassen. Die arabischen Geografen haben, seit den ältesten Zeiten, eine scharfe Scheidungslinie zwischen dem Tell und der Sahara gezogen. Es ist danach dem Dr. Shaw leicht geworden, die Grenzlinie zwischen beiden Gebieten anzudeuten. Das Wort Tell wird von dem lateinischen Worte Tellus abgeleitet. Es bezeichnet die kulturfähige Landstrecke zwischen dem Mittelmeer und der Sahara. Die Breite dieses Bezirkes läßt sich auf 16 bis 17 Stunden in den Provinzen Oran und Titteri und auf 40 Stunden in der Provinz Constantine berechnen. Das Atlasgebirg durchschneidet ihn mehrfach, und bildet durch seine einzelnen Zweige fruchtbare Becken, welche Korn und Gerste in großer Menge hervorbringen. Der Ackerbau wird hier von Eingebornen betrieben, welche indeß nicht in stehenden Dörfern, sondern unter Zelten wohnen. In dem benachbarten Gebirge hausen die Kabylen oder Berbern, die durch ihre Verstandeskraft oder Gewerbthätigkeit den Arabern in der Ebene überlegen sind.

„Die Gebirgskette," sagt Dr. Shaw, „welche hier und da die Sahara begränzt und in den Tell eindringt, ist wahrscheinlich die Astiris des Orvinus, welche in der Geschichte unter dem Namen Atlasberg angeführt ist. Zu bemerken ist jedoch, daß dieser Berg nicht überall die von den Alten ihm zugeschriebene außerordentliche Höhe

hat; in einzelnen Theilen kommt er kaum den größeren Bergen Großbritanniens gleich und steht hinter den Alpen oder dem Apennin weit zurück. Man denke sich ein gesenktes Amfitheater, eine Menge Hügel von 4, 5 oder 600 Klaftern Höhe mit strichweisen Waldungen und Fruchtbäumen, welche sich über einander erheben. Diesem ersten Theile des Bildes füge man steil abgerissene Felsen bei, welche sich über einander aufthürmen. Auf den davon gebildeten einzelnen Staffeln, oder auf dem Gipfel des Ganzen stelle man nun die Erdmauern von Kabylendörfern, und man kann sich einen ziemlich richtigen Begriff von dem Anblick des Atlas machen."

Die vorstehende Beschreibung ist im Ganzen sehr genau. In einigen Theilen des Tell bildet das Gebirg Hochebenen, die gleichzeitig zum Ackerbau und zur Viehzucht verwendet werden. Sie sind um so stärker bewohnt, je größer die Schwierigkeiten sind, welche ihre Zugänge bieten. Wie im Kaukasus sind sie furchtbare Festungen. Einige dieser oben abgeflachten Berge, namentlich der Dschebel-Aures und der Dschebel-Amur, ganz in der Nähe der Sahara, sind, nach der orografischen Karte Carettes, höher als die übrigen, obgleich keiner von beiden die Höhe von 6500 Fuß übersteigt.

Um sich einen möglichst richtigen Begriff von der Sahara zu machen, muß man vor Allem die seit undenklicher Zeit obwaltenden fantastischen Begriffe von dem Innern Nordafrika's hintanstellen. Die Sahara ist keineswegs, wie man glaubt, eine glühende Region, deren unübersehbare Ebenen und schreckliche Sandwüsten nur von Räuberhorden und wilden Thieren bevölkert werden. In der Wirklichkeit ist sie ein mächtiger Archipel von Oasen, der von Maurenstämmen bewohnt wird, welche in Gesittung weiter vorgeschritten sind, als die Araber des Tell. Man findet hier Palmenwälder, ummauerte und befestigte Städte nebst regelmäßigen Regierungen, welche größtentheils vom Volke selbst gewählt werden. Einige der eigenthümlichen Gewerbszweige dieser Völkerschaften sind bereits sehr vervollkommnet. Durch ihre Karawanen oder Handelszüge stehen sie in Verbindung mit dem Innern und dem Norden Afrika's, von Mogador bis zum rothen Meere.

Zwischen den Oasen dehnen sich breitere oder schmalere Sandstrecken aus; aber auch diese sind nicht ganz öde, sondern hin und wieder mit Pflanzen, Stauden und Gesträuchen bedeckt, die man theilweise zum Viehfutter verwenden kann. Der Anblick einer Oase ist um so reizender, je länger man durch die Sandwüste gewandert ist. Es zeigen sich hier Städte und Dörfer, von denen die letzteren immer von schönen Obsthainen umschlossen sind. Aus dem Grün derselben erhebt sich der hohe Palmbaum, der schönste und zierlichste aller Bäume, dessen Früchte noch höher geschätzt werden, als die der ebenfalls in Menge vorhandenen Granat-, Feigen- und Aprikosenbäume.

Nur in den Gebirgen des Tell sind Löwen und andere wilde Thiere, mit denen die Volkspoesie die afrikanischen Wüsteneien bevölkert. Sie dringen nie bis in die Ebenen der Sahara vor. Die räuberischen Tuariken schweifen am südlichen Saume dieses Landes umher. Sie überfallen manchmal die zwischen den Oasen und der Wüste gelegenen Bezirke, während sie in der Sahara selbst, deren Bevölkerung ihnen bald den Garaus machen würde, sich niemals sehen lassen.

Die Verbindung in der ebengenannten Ebene ist daher nach allen Seiten sicher und regelmäßig. Indeß muß man nicht glauben, daß ihre Bewohner durchaus friedfertige Leute seien; vielmehr kommt es zwischen den einzelnen Stämmen ziemlich oft zu gegenseitigen Reibungen, bald wegen der Besitznahme eines bestrittenen Gebietes, bald aus bloßer Rachsucht. Jedenfalls ist der gesellschaftliche Zustand bei ihnen befriedigender, als bei ihren nördlichen und südlichen Nachbarn. Es sind bei ihnen Uebertragungen aus grauer Vorzeit obwaltend, welche sie vor Barbarei bewahren und ihre Thatkraft stählen.

Die Bevölkerung von Fiafi, im Norden der Sahara, zwischen dem 29sten und 32sten Breitegrade, ist bei weitem zahlreicher, als die im Tell, obgleich die Sandstrecken zwischen den Oasen oft zwei bis drei Tagereisen breit sind. Darüber hinaus ist die Sandebene von Kifar, in der man nach der nassen Jahreszeit des Winters einige Weide für die Heerden findet. Noch mehr südlich ist der Talat, den das Dromedar und der arabische Reiter allein zu durchkreuzen vermögen.

Die ständige Bevölkerung jeder Oase der Sahara, welche in einer

größeren oder kleineren Ortschaft beisammen wohnt, beschäftigt sich theils mit der Pflege des Palmbaumes, theils mit verschiedenen Gewerbthätigkeitszweigen. Um den Hauptort, oder die Stadt, gruppiren sich mehrere Ksurs, oder Dörfer, von Hirten und Krämern bewohnt, die fast immer umherziehen und die Verbindung mit den benachbarten Oasen unterhalten.

Alles Getreide, dessen man in den Oasen bedarf, kommt aus dem Tell. Die Dattel, das einzige in der Sahara erzeugte eigentliche Nahrungsmittel, wird für die Gesundheit sehr nachtheilig, wenn man sie nicht mit anderer Speise vermischt. Ein Theil der Einwohner verfertigt verschiedene Handelsgegenstände, ein anderer führt sie aus, vorzüglich nach den nordischen Märkten. Es ist nichts Seltenes, in den Hafenstädten Algeriens und der Regentschaft Tunis, Eingeborene der Sahara zu finden, welche, nach einem mehrjährigen Aufenthalte an der Küste, nach ihrer Heimath zurückkehren.

Unter solchen Umständen müssen wohl diese Eingeborenen nach und nach eine größere Gesittung, nebst positiven Kenntnissen unter den Einwohnern der Sahara verbreiten, als dies im Tell der Fall ist, wo Unwissenheit und Barbarei gewissermaßen Bürgerrecht erlangt haben. Gelingt es den Franzosen, die Bewohner der Sahara durch ihr Interesse für sich zu gewinnen, so werden sie nach und nach, mit Geduld und Beharrlichkeit, auch einen größeren Einfluß als bisher auf die Ackerbau und Viehzucht treibenden Bewohner des Tell auszuüben vermögen. Carette beschreibt die in Rede stehenden Völkerschaften folgendermaßen:

„Im Innern Algeriens werden die Kaufmannsgüter von Süd gegen Nord, und in umgekehrter Richtung, durch reisende Stämme (Nedga) befördert, von Ost nach West, und in umgekehrter Richtung dagegen, vorzüglich durch Handelskarawanen (Gafla).

„Fast alle Stämme der Sahara bewegen sich im Laufe eines Jahres in der einen oder der andern Richtung. Dieser seit undenklichen Zeiten bestehende Gebrauch scheint auf die Beschaffenheit der Bodenerzeugnisse und des Klimas, wie der ersten Lebensbedürfnisse begründet. Die Bewegung wird in folgender Weise bewerkstelligt:

„Die Stämme bringen den Winter und Frühling in den Steppen der Sahara zu, weil sie während dieser Zeit hier Wasser und Futter für ihre Heerden finden. Indeß verweilen sie an jedem Orte nur drei oder vier Tage, nämlich so lange, bis das sich das vorfindende Futter verzehrt ist, wonach sie ihre Zelte zusammenlegen und weiterziehen.

„Gegen Frühlings Ende begeben sie sich nach den Städten der Sahara, wo indeß die zu versendenden Waaren gesammelt und eingepackt worden. Sie beladen ihre Kameele vorzüglich mit Datteln und Wollenzeugen, ziehen gegen Norden und nehmen ihre Weiber Kinder, Hunde, Heerden und Zelte mit sich. Denn mit Anbruch des Sommers beginnen die Quellen in der Sahara auszutrocknen, während zu gleicher Zeit das Getreide im Tell reift, weshalb jene Nomaden hier eintreffen, wenn das Korn am billigsten ist. Sie bringen den Sommer im Tell zu, wo in dieser Jahreszeit Ueberfluß und Handel vorherrschen. Die Saharabewohner tauschen ihre Datteln und Wollenzeuge gegen Getreide, rohe Wolle, Schafe und Butter aus. Nach der Erndte bleiben die Felder einige Zeit unbebaut. Die Heerden werden nun auf dieselben getrieben und finden reichliche Nahrung.

„Mit dem Ende des Sommers kehrt die Karawane, reichlich mit Lebensmitteln versorgt, jubelnd nach ihrer Heimath zurück. Es werden nur kleine Tagreisen gemacht, weil man die Heerden Schritt um Schritt weiden läßt. So gelangt man erst um die Mitte des Oktobers, also gerade zu der Zeit, wo die Datteln reif sind, nach der Sahara. Die Einbringung dieser Früchte erfordert einen Monat. In dem darauf folgenden Monate wird ein Theil derselben gegen Korn, Gerste und rohe Wolle, manchmal in größerer Menge als das erste Mal, vertauscht. Ist man mit allen diesen Verrichtungen zu Ende, so ziehen die Männer, mit Zurücklassung der Weiber, Kinder und Greise, welche den Winter hindurch Wollenzeuge verfertigen, allein mit ihren Heerden in die Steppen, aus denen sie, wie bereits gesagt, zu Ende des Frühlings zurückkehren.

„Das ist im Allgemeinen die Hauptbewegung der Völkerschaften und des Handels von Süd gegen Nord. Allein auch hier finden einige

Ausnahmen statt, die später, nebst den Ursachen welche sie veranlassen, anzudeuten sind.

„Die den Tell bewohnenden Völkerstämme sind solchen jährlichen Hin- und Herwanderungen nicht unterworfen. Sie bleiben stets innerhalb der Grenzen ihres Gebietes, und wenn sie hier zeitweise von einem Orte zum andern sich begeben, so geschieht es nur in dem Bedürfniß ihres Ackerbaues und ihrer Viehzucht. Ihre Zelte sind da aufgeschlagen, wo es zunächst ihre Arbeiten erfordern. Die Zeit der Erndte wird soviel als möglich geheim gehalten, um nicht den Ertrag derselben durch irgend eine räuberische Razia zu verlieren. Aus diesem Doppelgrunde können die Bewohner des Tell keine festen Wohnsitze haben, sondern müssen sich mit Zelten begnügen, die sich leicht abbrechen und nach einem andern Orte versetzen lassen. Seit mehreren Jahrhunderten, sowohl von ihren Nachbaren, den Kabylen, als von den Regierungen, welche sich die Oberherrschaft über sie angemaßt, beraubt, finden sie ihre Sicherheit nur in schneller Flucht und werden sich schwerlich entschließen, feste Wohnplätze zu gründen, weil sie dadurch den vorbezeichneten Feinden die besten Mittel zu bieten glauben, ungestraft sie auszubeuten.

„Die Schnelligkeit ihrer Bewegungen, die Ungewißheit, welche über ihre Aufenthaltsorte obwaltet waren bisher ihre einzigen und besten Sicherungsmittel; wie sollten sie sich entschließen können, diese aufzugeben?

„Anders ist das Verhältniß in der Sahara. Dort ist der Ackerbau so gut als nicht bestehend; dem Palmbaum verdankt man Alles, sowohl die erste Nahrung als das Mittel, die übrigen Bedürfnisse sich anzuschaffen. Wenn die schnell reifende Aehre das Nomadenleben im Tell zu begünstigen scheint, ladet der Palmbaum dagegen zu längerem Verweilen ein. Um nicht zu verwildern, verlangt er beharrliche Pflege, und diese kann ihm nicht anders zugewendet werden, als daß sich stehende Wohnungen in seiner Nähe befinden. Das Dasein der Städte und Dörfer in der Sahara ist also nicht zufällig, sondern auf die Natur der Sache selbst begründet.

„Neben den Palmenbaumpflanzungen dehnen sich nicht kultivir-

fähige Ebenen aus, welche zeitweise treffliche Viehweiden bilden. Daher rührt es, daß der Gärtner (wenn man den Saharabewohner so nennen will) gleichzeitig genöthigt war, Hirte zu werden. Diese Ebenen, welche kein Korn zu erzeugen vermögen, tragen andrerseit Luxusfrüchte, welche sich mit Vortheil gegen das, was hier fehlt, austauschen lassen. So erklärt sich, weshalb diese Südlands-Bewohner gleichzeitig ein sitzendes Leben als Gärtner, ein Nomadenleben als Hirten und ein Reiseleben als Krämer zu führen genöthigt sind. Nur eine Doppelbevölkerung konnte so entgegengesetzten Anforderungen Genüge leisten, und diesen Anforderungen wird durch die gegenseitigen Beziehungen zwischen der Sahara und dem Tell entsprochen.

„Die Verschiedenheit zwischen den Stämmen des Tell und denen der Sahara ist auffallend. Die des ersten scheint wie über einen Leisten geschlagen, da sie sitzendes und nomadisches Leben gleichzeitig übt. In der Sahara dagegen führt ein Theil ein stets sitzendes, ein anderer dagegen ein immerwährend nomadisches Leben. Die beiden Bevölkerungstheile haben auch ganz verschiedene Beschäftigungen. Den Einen, welche in den Städten wohnen, liegt die Erbauung der Häuser, die Pflege des Palmbaumes und die Verfertigung der Wollenzeuge ob; die Andern haben für das Vieh und den Transport der Waaren zu sorgen. Dieser Verschiedenheit der Verrichtungen ungeachtet, waltet eine so große Uebereinstimmung zwischen den beiden Bevölkerungstheilen ob, daß man sie als unzertrennbar betrachten muß. Die Städte-Bewohner — Gärtner und Wollenweber — sind gleichzeitig Vieheigenthümer, weil sie Hirten in den Dörfern finden. Ihrerseit sind die Hirten auch Grundeigenthümer in den Städten, weil sich ihnen hier Pächter bieten. Der Nomade ist also nicht blos Beauftragter, er ist auch Produzent. Der Stadtbewohner bleibt nicht immer in seinen vier Pfählen; er nimmt auch, wenn es ihm entsprechend scheint, Antheil an einer Karavane, um die Erzeugnisse seines Gewerbfleißes unmittelbar auszutauschen.

„Die Landbewohner übernehmen zum Transport gewöhnlich nur solche Waaren, die wenig Sorgfalt erfordern, also vorzüglich Datteln, Getreide und rohe Wolle. Ist es aber um die Fortschaffung werthvol-

lerer Gegenstände, z. B. feiner Stoffe, Seidenzeuge, Gewürze und wohlriechender Essenzen zu thun, so machen sich die Kaufleute aus den Städten damit selbst auf den Weg.

„Hat der Nomade durch mehrjährigen vorbezeichneten Betrieb sich ein kleines Vermögen erworben, so kauft er ein Haus und einen Garten in der Stadt. Andrerseit erwirbt sich der Gärtner, so bald er etwas erübrigt hat, ein Schaf oder ein anderes Stück Vieh, das er einem Hirten anvertrauet. Unter allen Stämmen der Sahara gibt es nur zwei, die nicht durch Grundeigenthum an den Boden sich gefesselt haben.

„Die Uebereinstimmung der Interessen, welche eine so große Näherung zwischen den beiden Völkerschaften der Sahara bewerkstelligt hat, macht diese den Bewohnern des Tell, wie die letzten den Einwohnern der Sahara noch unentbehrlicher. Die eine kann ohne die andere gewissermaßen nicht bestehen. In der Sahara bezieht man vom Tell das unentbehrliche Getreide, und im Tell von der Sahara die nothwendigsten Stoffe und Früchte, welche durch eine lange Gewohnheit unentbehrlich geworden sind.

„Aus diesem Umstande erklärt sich, warum die Franzosen, sobald sie über den Tell hinaus gegen Süd vordringen, überall auf Völkerschaften stoßen, die ihnen freundschaftlich entgegenkommen, weil diese wissen, daß der Besitz des Küstenlandes die fremden Eroberer zu Herren ihres Geschickes gemacht hat. Das wußten sie, während die Franzosen zu ihrem größten Schaden davon keine Ahnung hatten."

Sobald man in die Zone der Oasen gelangt, beweisen zahlreiche Ruinen das Dasein einer alten Zivilisation. Die Natur dieses Landstriches hat keine Aenderung erlitten; sie war für die alten Eroberer, was sie für die neuen ist: ein zwar in zwei Theile gesondertes, aber unzertrennliches Ganzes, ein Kopf und ein Körper, zwischen denen eine beständige Wechselwirkung besteht, ein gesellschaftliches Athmen, in Folge dessen ein Theil durch den andern lebt.

Ist es einmal festgestellt, daß eine dringende Nothwendigkeit alljährlich den beweglichen Theil der Bevölkerung der algierischen Oasen nach dem Ackerbau treibenden Lande drängt, so werden die Punkte, die

zu denen diese Ebbe und Fluth reicht, Thätigkeitspunkte, deren Wichtigkeit unbestreitbar ist. Denn an diese Punkte verknüpfen sich durch zahllose Fäden die Interessen des Süden mit denen des Norden. Von dort aus kann man also das südliche Algerien am sichersten beherrschen.

Die seit so vielen Jahrhunderten zwischen den Bewohnern der Sahara und denen des Tell bestehenden Beziehungen haben, wie Alles, was das muselmännische Afrika bietet, den Karakter eigenthümlicher Institutionen und religiöser Verbrüderung. Zur Zeit der arabischen Eroberung, im 7. Jahrhundert, bemächtigten sich die beiden Häuptlinge des muselmännischen Heeres, Sidi Okba und Sidi Abd Allah, verschiedener Theile dieser Gegend. Ihre Nachkommen widmeten sich der Lebensweise, welche die Oertlichkeit ihnen vorschrieb. Ihre Ueberträgungen aber haben sich unverletzt erhalten, und eine der mächtigsten religiösen Gesellschaften, die Sidi Hamet Sidgani's schirmt sie mit aller Macht. Demungeachtet bemerkt man eine große Unähnlichkeit sowohl im Karakter als in Sitten und Gebräuchen zwischen den Stämmen im Innern und denen an der Küste. Carette beschreibt diesen Gegensatz folgendermaßen:

„Die zivilisirteste und am leichtesten noch mehr zu zivilisirende Gegend Algeriens ist die Sahara. Die Gewohnheiten der Pünktlichkeit sind hier am meisten verbreitet; auch findet man hier die meiste Einsicht, Geselligkeit und Thätigkeit. Obgleich die Kenntniß der Sonnenmonate für den Ackerbau unumgänglich nothwendig scheint, wissen die Bewohner des Tell doch weniger davon, als die der Sahara. In dem ersten werden alle Arbeiten gemeinsam betrieben; die Priester geben das Zeichen zur Bestellung der Felder, wie zur Erndte. Der Bauer, im beständigen Umgang mit den Marabuten, erkundigt sich weder nach dem K'tober noch nach dem Maju. Unternähme er es, seinen Pflug oder seine Sichel früher in Bewegung zu setzen, als der heilige Stamm, so würde ihm des Himmels Seegen vorenthalten bleiben. Das weiß, oder das glaubt er. Ihm ist es genügend und er wartet, ohne sich die geringste Mühe zu geben, seiner Unwissenheit sich zu entreißen, weil diese Unwissenheit mit seinem Glauben eng verbunden ist. In der Sahara, wo die Kultur einen mehr individuellen Karakter hat, bestimmt jeder

Eigenthümer selbst die Ordnung seiner Arbeiten; die Eintheilung des Jahres ist ihm also auch besser bekannt.

„Mehrere Oertlichkeiten werden zeitweise von ansteckenden Krankheiten heimgesucht. Im Tell bezeichnet man diese Epidemien nach der Jahreszeit; in der Sahara ist die Benennung bestimmter und dem Monate entsprechend. So ist z. B. der Oktober zu Tuggurt für die Fremden sehr gefährlich. Die Krankheit, von der sie befallen werden, wird deshalb K'tobrlia genannt. Im Tell erzeugt die Unwissenheit eine abergläubische Schlaffheit, die jedoch mit Verzichtleistung nichts gemein hat. Man thut durchaus nichts, um den Zeitweisen Krankheiten vorzubeugen. Diese Krankheiten, ja der Tod selbst, werden mit einer Gleichgültigkeit, die etwas Thierisches hat, erwartet. In der Sahara findet man dagegen mehr Vorsicht; die Behörde benachrichtigt alle Fremden von der bei der Näherung des verhängnißvollen Monates sie bedrohenden Gefahr und ladet sie ein, sich nach der Oase Wadsuf zu begeben, welche als die gesündeste betrachtet wird.

„Es giebt in der Sahara eine Menge Städte und Dörfer, deren Gebäude keine besondere Kenntniß der Baukunst verrathen. Die Nothwendigkeit ein etwas sichereres und bequemereres Obdach als ein Zelt zu haben, scheint allein zu Rath gezogen worden zu sein.

„Der Bewohner des Tell kennt wenig mehr, als den Weg von seinem Zelte zum nächsten Markt, während der Einwohner der Sahara von Natur Reisender und Beobachter ist. Der Erstere berechnet die Entfernung nur nach Tagereisen, also auf eine ungewisse und schwankende Weise; der Andere hat die römische Meile beibehalten, was einen sicherern Maaßstab giebt.

„Der Tellbewohner schert seine Heerde und verkauft die Wolle an den Bewohner der Sahara, der sie in Stoffe verwandelt. Die Zelte selbst, unter denen im Tell alle Familien sich bergen, werden größtentheils in der Sahara verfertigt. Mit einem Worte: der Saharabewohner ist arbeitsam, kräftig, thätig und geschickt, während der Tellbewohner träg, linkisch und unwissend ist. Was würde aus den Franzosen in Algerien geworden sein, wenn sie hier (im Tell) die arbeitsamen und treuen Auvergnaten der Sahara gefunden hätten. Sie waren es, welche

ihnen hülfreich die Hand boten. Wer hat nicht schon in Algier die Geschicklichkeit, die Stärke und den Muth der Lastträger bewundert? Unter ihrer Bürde fast erliegend, mit Schweiß übergossen, vertheilen sie ganze Waarenberge unter sich, und mit 3 bis 4 Zentnern auf den Schultern, durcheilen sie, Einer dicht hinter dem Andern, das Labyrinth der engen, winkligen und höckrigen Straßen der Stadt, mit der Schnelligkeit eines im Trabe laufenden Pferdes.

„Unter diesen Lastträgern findet man nicht einen einzigen Bewohner des Tell. Diese fürchten sich vor Algier, und betreten es selten oder nie, während die Bewohner der Oasen in Menge sich dahin begeben. Gleich nach der Einnahme dieser Stadt fanden sie sich zahlreich ein, bei dem Sieger um Arbeit und Brod sich bewerbend. Sie führen ein äußerst mühsames und mäßiges Leben, sparen, soviel als sie können, und kehren mit dem Errungenen in ihre Heimath zurück, um sich dort ein Häuschen und einen Garten zu kaufen. Man darf also wohl fragen, wo in Algerien die Zivilisation vorwaltend sei, ob im Norden oder im Süden?

„Jedenfalls muß man, bei der Beantwortung dieser Frage, eine Ausnahme zu Gunsten der Kabylen machen. Haben diese unerschrockenen Gebirgsbewohner bis jetzt, den Franzosen gegenüber, eine feindselige Haltung bewahrt, so dient ihnen ihre wilde Unabhängigkeitsliebe zur Entschuldigung. Ihre Thätigkeit, Geschicklichkeit und Arbeitsliebe beweisen, daß sie für die Zivilisation nicht immer unzugänglich bleiben werden. Sie sind Gärtner, Maurer und Waffenschmiede. Das maurische Algier wurde durch sie erbaut. In ihren Schmieden werden die schönen Säbel verfertigt, welche man Fisza nennt. Sie weben auch Wollenzeuge. Eine letzte Gewerbthätigkeit, die mehr ihrer Geschicklichkeit als ihrer Moralität zur Ehre gereicht, besteht darin, daß sie falsches Geld schlagen. Es giebt viele aus ihren Münzen hervorgegangene Fünffrankenthaler, die den echten so gut nachgeahmt sind, daß man sie nur mit Mühe davon unterscheiden kann.

„Bei allem dem sind die Kabylen viel umgeselliger als die Saharabewohner. Ihr Benehmen gegen Andere zeugt nicht allein von Starrsinn und Uebelwollen, sondern auch von Zurückstoßung und Wildheit.

All' ihr Streben ist materiellen Arbeiten und Genüssen zugewendet. Außer der Feile, dem Hammer und der Säge kennen sie nichts als ihr Feuergewehr. Die eben genannten Werkzeuge verstehen sie jedoch gut zu gebrauchen und unter einsichtsvoller Leitung würden sie bald treffliche Mechaniker werden.

„Bei den Saharabewohnern ist nicht allein der Karakter milder und geselliger; auch ihre Verstandeskraft ist höheren Dingen zugewendet und ihre Einbildungskraft lebendiger. Sie sprechen immer mit Feuer und in malerischen Ausdrücken. Ihre Anspielungen und Bilder sind höchst treffend. Dieser natürliche Hang zur Poesie würde nur einer etwas sorgfältigeren Erziehung bedürfen, um sich aufs Schönste zu entwickeln. Bei der gemeinschaftlichen Unwissenheit der algerischen Völkerschaften, sind die Saharabewohner die einzigen, bei denen ein reges Streben nach Aufklärung und Verbesserung ihres gesellschaftlichen Zustandes vorherrschend ist. Ein instinktartiger Trieb, eine geheimnißvolle Macht zieht sie vorzüglich zu zwei Wissenschaften hin, in denen sie in der Folge große Fortschritte machen werden, nämlich zur Astronomie und zur Geographie. Nichts hat größeren Reiz für sie, als Reisebeschreibungen und die Schilderung der stufenweisen Entdeckungen am Himmelsgewölbe."

Gebiet der Reisen.

Ein Ausflug an das Mittelmeer im Herbste des Jahres 1846.

Von Dr. F. W. Ghillany.

Fünftes Kapitel. Basel. Bevölkerungsabnahme. Missvergnügtheit. Münsterkirche. Gedenktafel des Erasmus. Concilienſaal. Ursprung des Namens Basel. Weg nach Solothurn.

Basel ist in der jüngsten Zeit in der öffentlichen Meinung einigermaßen in Mißkredit gerathen. Kommt man aber zum ersten Male in diese Stadt, wie ich, so übersieht man wohl die paar letzten Jahre, hinter denen sich so viele Jahrhunderte eines regen und entschiedenen Strebens für die geistigen Interessen, für Wissenschaft und bürgerliche Freiheit aufreihen. In Basel wurden Euler, Bernoulli, Grynäus, die beiden Buxtorff, Wettstein und viele andere namhafte Gelehrte, wurden Künstler wie Hans Holbein, Thurneisen, die Meriane geboren; und wer erinnert sich nicht schon aus der Schule der Basler Ausgaben der alten Klassiker und jener berühmten Druckernamen eines Hans Frobenius, Hans Amerbach, Nikolaus Bischof? Schon in den ältesten Zeiten sehen wir diese Stadt für das mehr und mehr durchbrechende Licht in religiösen und politischen Dingen in die Schranken treten. Bereits in einem Documente vom Jahre 1289 muß der Baseler Bischof die Bürger concives anreden; so frühe entwickelte sich das Bürgerthum hier dem Clerus und Adel gegenüber. Die Stadt trotzte dem päpstlichen Banne, der sie im Jahre 1333

wegen ihrer Anhänglichkeit an Kaiser Ludwig, den Bayer, traf und blieb dem Kaiser treu bis zu seinem Tode. Eine alte Nachricht sagt, die Baseler Bürger hätten den päpstlichen Abgeordneten, der den Bann verkündigen sollte, in den Rhein ertränkt; darin stimmen die Chroniken überein, daß die Bürger den Mönchsorden, welche das Interdict halten wollten, erklärten: „Sie sollten lesen und singen — oder aus der Stadt springen!" Als nun nach Ludwigs Tod Kaiser Karl IV. und der Bischof von Bamberg im Jahre 1384 in der Stadt erschienen, und letzterer als päpstlicher Legat die Bürgerschaft, wenn sie ihr Vergehen bereue, von dem Bann lossprechen wollte, da erklärte der Bürgermeister Konrad von Bärenfels: die Baseler Bürger hätten nichts zu bereuen; sie seien ihrem rechtmäßigen Kaiser treu gewesen und würden immer denjenigen Kaiser anhängen, den die Mehrzahl der Kurfürsten gewählt habe, ohne auf die Einsprache des Papstes zu achten — und nichts destoweniger wurden sie, ohne daß ihnen eine besondere Buße auferlegt worden wäre, vom Banne frei gesprochen. Schon im Jahre 1167 hatte die Stadt, mit ihrem Bischof, in treuer Anhänglichkeit an Kaiser Friedrich I., zehn Jahre hindurch einem päpstlichen Banne trotz geboten.

Durch die Einverleibung in die Eidgenossenschaft im Jahre 1501 erhielt das democratische Element eine bedeutende Stütze; im Jahre 1516 wurde die sogenannte adelige Stube den übrigen Zünften gleich gestellt und beschlossen, daß fürder der Bürgermeister auch aus letzteren gewählt werden könne. Die Reformation fand gleich anfangs hier lebhaften Anklang. Schon im Jahre 1519 wurden in Basel einige Schriften Luthers gedruckt. Der Senat gestattete zwar 1527 Religionsfreiheit, gab aber keine entschiedene Erklärung; da erhob sich die Bürgerschaft im Jahre 1529 mit den Waffen in der Hand, nahm die Bilder aus den Kirchen, verbrannte sie auf öffentlichen Plätzen, erklärte die Messen für abgeschafft und machte dem Rath die Anzeige, daß sie jetzt das selbst ausgeführt habe, womit er seit zehn Jahren gezögert. Seitdem war der Protestantismus hier herrschend.

Die Stadt ist die neueren Jahrhunderte herauf an der Grenze zwischen Frankreich und Deutschland häufig in's Gedränge gekommen,

hat aber ihren Wohlstand gleichwohl erhalten. Mit ähnlicher Gesinnungstüchtigkeit trat sie noch einmal im Jahre 1824 in den Vordergrund der Geschichte, wo sie der heiligen Allianz standhaft die Auslieferung der deutschen Professoren verweigerte, die sie aufgenommen hatte, nachdem diese ihrer politischen Gesinnung wegen in Deutschland gewissermaßen geächtet worden waren. Mit dem Jahre 1830 aber sinkt ihr Stern herab. Die Regierung weigerte sich, den Landbewohnern gleiche Repräsentation mit den Stadtbürgern zu geben; es kam zu einem jener kleinen Kantonskriege, wie wir sie heut zu Tage alljährlich in der Schweiz erleben; die Stadt schlug zwar den Angriff des Landvolkes zurück, aber in Folge dieser Weigerung trennten sich im Jahre 1832, von der Tagsatzung unterstützt, 46 Gemeinden von derselben. Seitdem glaubte die Basler Regierung sich entschieden auf die Seite der Stabilität stellen zu müssen; ja man weiß, daß die protestantische Stadt selbst die Jesuiten in der Schweiz mit stützen half! Gewiß, sie hat den üblen Klang verdient, mit dem ihr Name seit dieser Zeit in Deutschland cursirt! In den jüngsten Tagen scheinen sich die Verhältnisse in ihrem Inneren zum Besseren wenden zu wollen. Es war klug von der Regierung, daß sie freiwillig auf eine freisinnigere Gestaltung der Verfassung einging; der Stimme der Zeit Gehör zu geben, ist gewiß immer auch für die Regierungen selbst vortheilhafter, als ein hartnäckiges Verweigern der Anerkennung des Zeitgeistes bis auf den Moment hin, wo er sich gewaltsam Bahn bricht.

Der Tag war trübe und regnerisch. Ich wanderte unter meinem Regenschirm in den Straßen umher, ziemlich gedrückt durch das üble Wetter. Ueberall zeigte sich viel Verkehr, wiewohl die Stadt kaum noch die Hälfte ihrer früheren Bevölkerung hat. Man zählt gegenwärtig 24,000 Einwohner; zu Zeiten des Concils hatte die Stadt 40,000. Wenn man als Ursachen dieser Bevölkerungsabnahme die häufigen Erdbeben [1]) angibt, denen Basel unterworfen war, oder die Pest, die

[1]) In den Jahren 1346 und 1356, wo ein großer Theil der Stadt, auch ein Theil der Münsterkirche und die Pfalz einstürzten; nur etwa hundert Häuser blieben stehen; 1374, 1416, 1428, 1433, 1535.

im Jahre 1684 nicht weniger als 14000 Menschen, denn im Jahre 1564 wiederum 7000 hinweggerafft hat; so möchte man gleichwohl im Irrthum sein; denn die Erdbeben haben die Leute sicher nicht abgeschreckt, und jene großen Seuchen entvölkerten auch die großen Städte des übrigen Deutschlands, ohne daß die Spuren bis auf den heutigen Tag bemerklich geblieben wären. Der alleinige Grund liegt darin, daß man seit alten Zeiten den Fremden die Aufnahme sehr erschwerte. Im Jahre 1718 wurde der förmliche Beschluß gefaßt, keinem Fremden mehr das Bürgerrecht zu geben; seitdem sind mehre hundert Geschlechter völlig ausgestorben; wodurch man sich denn endlich im Jahre 1816 veranlaßt fand, die Bestimmung zu treffen, daß Schweizer für 1200 Franken, Ausländer für 1500 Franken das Bürgerrecht sollten erwerben können, bis die Bürgerschaft wieder auf 10,000 Seelen angewachsen sei.

Seinen Reichthum dagegen hat Basel zusammengehalten; er erbte sich auf die übrigbleibenden Familien fort. Das Aeußere der Straßen wie der Einwohner trägt das Gepräge des Wohlstandes, und die Stadt kann ein Beispiel geben, wie sich denn doch der Mammon mit der christlichen Selbstzerknirschung zu vertragen weiß; denn sie ist fromm, eine Perle in Zion, besitzt ja bekanntlich auch eine Missionsanstalt. O es muß so angenehm sein, dieses Gefühl der Heidenbekehrung, wenn man so gemächlich als Basler Rentier bei seiner Flasche guten Weines zu Hause sitzt und für einige Franken Jahresbeitrag jährlich Heiden taufen lassen kann, für die ein armer Teufel nach dem andern an die Westküste von Afrika läuft, um sich dort in dem ungewohnten Klima nach einem halben Jahre „von dem Herrn abrufen" zu lassen! Wie glücklich mögen sie sich fühlen diese Guineaneger und Hottentotten, die ächte Confessionem Augustanam Caesari exhibitam in comitiis Augustanis anno 1530, nebst Confessione Helvetica et Gallicana zu besitzen und nicht etwa gar einem katholischen Missionär in die Hände gefallen zu sein, der ihnen mit seinen Canonibus et decretis Concilii Tridentini irdische Ruhe und ewiges Heil geraubt hätte!

Es ist mir vor einiger Zeit ein recht gut geschriebenes Büchlein in

die Hände gekommen, betitelt: „Die Schattenseiten der Bibelverbreitung.“ Der ungenannte Verfasser (es ist in Bellevue bei Constanz erschienen) hat sich das Basler Missionswesen in der Nähe angesehen. Er wünscht den Herren Vorständen der Missionsanstalt, daß sie sich doch auch einmal vom Geiste möchten ergreifen lassen und in eigener Person als Heidenbekehrer auftreten; denn es sei wohl leicht, die großentheils von armen Dienstboten in den Conventikeln durch ganz Deutschland zusammengepreßten Beiträge in Empfang zu nehmen, zu summiren, hübsche Besoldungen daraus zu vertheilen und damit einige hungrige und verlassene Brüder in Christo zu Heidenbekehrern anzuwerben: aber selbst mit den salbungsreichen Sprüchen sich auf den Weg machen, vom Sopha und aus der dampfenden Küche hinweg in den Sand der Wüste: das sei eine Probe des Glaubens! Die Herren Directoren hatten ebenwieder in ihrem Jahresberichte ein großes Lamento aufgeschlagen, daß der Menschenverkauf an der afrikanischen Küste nicht aufhören wolle; die Christenheit möge doch nicht müde werden, Beiträge zu sammeln, damit die christliche Religion die gefühllose Natur dieser armseligen Menschen veredle. Und wer sind denn die, fragt der Verfasser genannter Schrift, welche die Menschen an jener Küste kaufen? Das sind ja eben Christen! Bessert zuerst die Christen! Würden diese nicht kaufen, so könnten die Anderen nicht verkaufen!

Das Missionswesen, wie es bisher getrieben wurde, verdient keine Unterstützung. Würde man jenen unkultivirten Völkern der anderen Welttheile einfache Lehren über Gott und menschliche Bestimmung bringen, würde man sie mit nützlichen Einrichtungen bekannt machen und vor Allem Schulen zu gründen suchen, worin sie in jenen Dingen belehrt würden, die ihren Zustand verbessern können: so wäre dies ein ehrenwerthes, jedem Menschenfreund zur Theilnahme verpflichtendes Unternehmen. Wie aber die Sachen jetzt getrieben werden, ist die Kultur eine Nebensache, Hauptzweck aber, für die Verstärkung dieser oder jener Confession Menschen zu fangen; und so überschüttet man denn die armen Leute gleich anfangs mit einer Masse unverständlichen Zeuges, von dem wir uns selbst wieder frei machen möchten, und bringt mit

demselben, wenn anders etwas hängen bleibt, zugleich auch das alte jüdische Gift des Seligkeitsmonopols, der Glaubenstyrannei, der Verfolgungs- und Verketzerungswuth. Bald werden die protestantischen und katholischen Missionäre mit ihren gewonnenen Anhängern kleine Religionskriege aufführen; Vorspiele haben wir schon da und dort erlebt: wem muß nicht schon bei der Erinnerung an die Pritchard'sche Geschichte alle Lust am Missionswesen vergehen?

Ich ging auf den Dom zu, um mir hier den Concilienſaal zeigen zu lassen. Das Gebäude liegt hoch; zwei gothische Thürme sehen in die Straßen herein und führen darauf zu. Näher gekommen, findet man es nicht mehr imposant, namentlich wenn man den Straßburger Münster in so frischem Andenken hat. Die Höhe der Thürme ist, in Vergleich zu jener des Straßburger Thurmes, sehr gering, die Kirche selbst nicht hoch, wenn auch geräumig. Die rothe Farbe der Außenseite läßt nichts gut; von Kunst in den Verzierungen bemerkt man wenig. Das Hauptinteresse an dem Gebäude liegt in seinem Alter; es wurde schon im Jahr 1010 auf Veranlassung des Kaisers Heinrich II. aufgeführt. Angebaut ist ein großer Hof, von einem bedeckten Gange mit vielen Grabmälern umschlossen; das Innere des Hofes ist gleichfalls ein Begräbnißplatz. Man befindet sich hier überall über Leichen. Ich rannte um die Kirche herum in der Absicht, eine angebaute oder seitwärts stehende Meßnerswohnung zu entdecken, um mir aufschließen zu lassen, gerieth aber in dieses Viereck des Todes. Keine lebende Seele war hier; über Todten auch eine Todtenstille; nur den Regen hörte man auf die Leichensteine des Hofes fallen. Ich blieb ein paar Minuten, wanderte langsam über die auf ihren Grabsteinen in halberhabener Arbeit ausgearbeiteten Ritter- und Frauenfiguren hin; auch zur Seite hatte ich solche Bilder, oft mit langen Inschriften. Nur Reiche und Edle scheinen die Auszeichnung dieser bedeckten Halle zu erhalten; draußen unter dem nassen Grase lag wohl gewöhnlicheres Volk. — Sie sind alle in dem Glauben gestorben, dachte ich, daß sie der Glaube selig machen werde, der Glaube an die versöhnende Kraft eines Todesurtheiles, das einst die Römer vor Jerusalem vollzogen. —

Der Platz um die Kirche ist mit Linden bepflanzt. Hinter dem

Schiff der Kirche ist ein Plateau, Pfalz genannt; hier steht eine sehr alte Linde. Man blickt von diesem hohen Standpunkt auf den Rhein hinab, der dicht unten vorüberströmt, und über einen Theil der Stadt hin. Der Regen goß fortwährend in Strömen, Niemand zeigte sich auf der Straße; die umgränzenden Häuser schienen öffentliche Gebäude zu sein; man sah keine Bewohner an Fenstern oder Thüren. Endlich war ich so glücklich, einen vorübergehenden Herrn zu erhaschen, der mir die Wohnung des Meßners, eine gute Strecke seitwärts, zeigte. Man beschied mich hier, daß die Magd mit einigen Fremden bereits in der Kirche sei; ich möchte an dieser oder jener Thüre klopfen. Ich machte die Runde ringsum und pochte überall; endlich öffnete sich eine Pforte und ein gutes täppisches Mädchen lud mich ein, einzutreten. Drei reisende Franzosen waren bereits hier, die zusammen etwa zehn Wörter deutsch sprachen. Sie wollten Alles sehr genau wissen, machten sich auch, was sonst gerade nicht französische Sitte ist, in ein Buch Bemerkungen; das Mädchen aber verstand gar nicht französisch, sprach dagegen viel deutsch, wovon die Franzosen um so weniger Etwas verstehen konnten, da sie den echten Schweizerdialekt der Magd kaum mehr als deutsche Sprache zu erkennen vermochten. So wollen es aber die Schweizer auch haben; es soll eine besondere Schweizersprache geben, die nicht deutsch ist. Der Papst ist so gefällig, bei dem Jahresfest der Zöglinge der Propaganda in Rom unter den Reden in fremden Zungen auch eine in schweizerischer Sprache halten zu lassen! Ich saß einst in Schaffhausen an der table d'hôte neben einer Gesellschaft von Schweizern und der Wirth, der seinen Platz oben an der Tafel zwischen uns genommen hatte, sprach mit mir im hochdeutschen, mit den Schweizern im Schweizerdialekt. Er war sehr verwundert, daß ich auch die „schweizerische Sprache" verstehe, da ich doch noch nicht in der Schweiz gewesen sei!

Der Gesellschaft hier in der Kirche kam ich sehr erwünscht; die Magd hielt einige Täfelchen in der Hand, worauf in deutscher, französischer und englischer Sprache mit ein paar Worten stand, daß man diese oder jene Merkwürdigkeit vor sich habe. Das genügte jedoch den Franzosen nicht; sie wollten Erläuterungen haben. Einer preßte ein paar deutsche Worte heraus, die anderen sprachen französisch dazwischen,

die Magd bot ein Täfelchen nach dem anderen dar und explicirte gut schweizerisch nach Kräften — keine Partei verstand die andere. Aber ich erhielt selbst einen ziemlich schwierigen Stand; denn die Herren wandten sich jetzt an mich und stellten, wie in der Regel Leute dieses Schlages, Fragen an mich, die ich als Fremder, der diesen Sehenswürdigkeiten hier nicht nachstudirt hatte, auch nicht zu beantworten wissen konnte. Wir kamen an das Grabmal der Kaiserin Anna. — Was ist das? — Es ist das Grabmal der Kaiserin Anna, Gemahlin des Kaisers Rudolf von Habsburg. — Wodurch ist diese Frau berühmt geworden? — Berühmt geworden? frugte ich bedenklich. — Jetzt sollten meine Erläuterungen beginnen; denn so viel, daß hier Anna, Gemahlin des Kaisers Rudolf, begraben liege, stand auf dem Täfelchen auch. Meine Herren, sagte ich, die Geschichte dieser Frau ist mir nicht näher bekannt; wir haben in Deutschland mit dem Studium der Geschichte der Kaiser und Könige, der Großherzoge, Kurfürsten und Herzoge genug zu schaffen und überlassen billig die Frauen, wenn sie nicht gerade in die Geschichte besonders eingreifen, ihrem Schicksal. Die Frau ruht hier gut; dabei können wir uns begnügen. Ich denke auch, sie liegt nicht hier, weil sie eine berühmte Frau, sondern weil sie eben die Gemahlin des Kaisers gewesen.

Nun ging es zu dem Grabe des Erasmus. An einer Säule der Kirche ist eine große Tafel von rothem Marmor angebracht, welche die Grabstätte dieses Gelehrten bezeichnet. Eine lange Inschrift von vergoldeten Goldbuchstaben verbreitet sich über sein Lob. Darüber zeigt sich in halberhabener Arbeit ein höchst fataler Kopf, das Gesicht eines gemüthlosen, bösartigen Mannes, dem der Wind die langen Haare zurückweht. Er trägt die Unterschrift „Terminus!“ Der Künstler ist um diese Idee nicht zu beneiden! Das Bild des Terminus in Rom war ein roher Stein; auch hier wäre ein solcher noch immer besser gewesen, als diese Fratze.

Erasmus ist in seinen Denkmälern nicht glücklich. Sein Standbild auf dem Markt in Rotterdam wollte mir ebensowenig gefallen. Dort hat er eine Stellung, wie wenn er davon laufen wollte, trägt aber gleichwohl ein aufgeschlagenes Buch in Händen, in welchem er liest,

und ist gerade mit dem Umwenden eines Blattes beschäftigt. Hinter ihm thürmt sich ein Berg auf, an dem man bei näherer Ansicht bemerkt, daß er die Schleppe seines Mantels vorstellen soll. Es läßt so sonderbar, daß der Mann hier unter freiem Himmel bei Regen, Wind und Schnee immerfort liest und mit dem Umschlagen seines Blattes nie zu Stande kommt. Bei meiner Anwesenheit war gerade Markttag, was den Contrast zwischen dem zurückgezogenen Stubengelehrten und seinen Studien hier auf öffentlichem Markte noch erhöhte. Er stickte zwischen einem Heere von Bretter- und Leinwandbuden, über die er, eifrig lesend, bis an die Brust hervorragte, indeß unter ihm der Verkehr sein geräuschvolles Wesen trieb.

Meine französischen Begleiter erwarteten nun nichts Geringeres, als daß ich ihnen die lange lateinische Inschrift entziffern sollte, damit sie ihre Bemerkungen machen könnten. Das war aber keine geringe Aufgabe; denn ich sehe nicht scharf und das frühere Gold der Buchstaben war fast schon gänzlich dem Alter unterlegen. Aber meine gutmüthige Natur, oder, um aufrichtiger zu sprechen, die Besorgniß, die Franzosen möchten glauben, dieser Deutsche hier verstehe nicht Lateinisch, ließen mich doch an das Werk gehen. Ich begann also: Desiderio Erasmo Roterodamo, viro omnibus modis maxime, cujus incomparabilem in omni disciplinarum genere eruditionem. — — Meine Herren, diese Inschrift ist sehr unleserlich und unglücklicher Weise auch sehr lang! Wir wissen ja ohnedies alle mehr von Erasmus, als auf dieser Tafel gesagt werden kann — aber warten sie, da kommen einige Namen — Bonifacius Amerbachius, Hieronymus Frobenius, Nicolaus Episcopius, haeredes et nuncupati suprimae suae voluntatis vindices, Patrono optimo ..... hoc saxum posuere. Nun ja, diese drei Herren, seine Erben, haben ihm diese Tafel gesetzt, um den Platz zu bezeichnen, wo er begraben ist. Wir wären gewiß auch so dankbar gewesen! Mortuus est 4 Eidus Jul. jam Septuagenarius anno a Christo nato 1536.

Wir stiegen nun eine Treppe hinauf, um in den Concilienssaal zu gelangen. Der Saal bildet ein längliches Viereck, ist klein, ohne alle Verzierungen in Holz oder Stein, wie sie die mittelalterlichen Säle

doch sonst in der Regel aufzuzeigen haben, und sieht öde und vernachlässigt aus. Seine vier Spitzbogenfenster gehen nach dem Rhein hinaus, man sieht den Fluß in einer ansehnlichen Tiefe unten vorüberströmen; er konnte die hier versammelten Väter täglich erinnern, daß er vor noch nicht zwanzig Jahren die Asche des in Constanz verbrannten Huß und Hieronimus vorübergeführt hatte. An der Ecke beim Eingange rechts ist vermittelst eines gothischen Steingeländers ein Verschluß angebracht, wodurch diese Ecke eine Art Katheder bildet; dorthinein scheinen sich die jeweiligen Redner gestellt zu haben.

Hier also, in diesem kleinen Raume, waren jene thatkräftigen Männer versammelt, die den Papst Eugen IV. ein Mal um das andere Mal vor ihren Richterstuhl luden, indem sie behaupteten, daß ein Concilium über dem Papst stehe und zuletzt absetzten; hier donnerten die hussitischen Redner Rokyczana und der fürchterliche Procopius selbst. Eben erst hatte der Churfürst von Brandenburg (im August 1431) ein Kreuzheer deutscher Reichstruppen gegen die Böhmen geführt; 90,000 Mann zu Fuß, 40,000 Reiter und 150 Kanonen. Procopius war ihm nur mit 50,000 Mann Fußvolk und 5000 Reitern entgegen gezogen und hatte das deutsche Heer völlig geschlagen, worauf er mit seinen Hussiten in Sachsen und Schlesien eingefallen war und Breslau erobert hatte. Da hielt man es für das Beste, mit den wüthenden Ketzern in Güte zu verhandeln und lud sie ein, zur Ausgleichung der religiösen Differenzen Bevollmächtigte auf das am 14. Dezember 1431 eröffnete Concil zu Basel zu schicken. Am 6. Januar des Jahres 1433 erschienen dann acht hussitische Abgeordnete, aber diesmal nicht mehr so allein und verlassen, wie Huß in Constanz, sondern begleitet von 300 böhmischen Rittern, unter ihnen auch der hussitische Heerführer Procopius selbst. Man disputirte hier in diesem Saale mit den Hussiten fünfzig Tage lang; auch Procopius betrat die Rednerbühne und donnerte gegen die Bettelorden, die er für eine Brut des Teufels erklärt. Endlich zogen die Böhmen unüberredet und unverrichteter Sache ab. Das Concil schickte ihnen zehn Theologen nach Prag nach, wo sodann am 30. Nov. 1433 die sogenannten Compactaten zu Stande kamen, worüber die Hussiten nun selbst in

zwei Parteien zerfielen und sich entzweiten. Procopius, ihre Heerführer der strengen Taboriten, fiel nach mörderischem Kampfe in der Schlacht gegen die Utraquisten bei Böhmischbrod am 30. Mai 1434.

Wahnsinn dieser Menschen! Man ringte sich auch hier für den echten Glauben, für das wahre Christenthum, für dieselbe Religion, welche die Liebe des Nächsten als höchstes Gebot aufstellt! Die siegenden Utraquisten sperrten tausend Gefangene Taboriten zu Pilsen in eine Scheune und steckten dieselbe sodann in Brand; die Gefangenen, welche man leben ließ, vertheilte man unter sich als Leibeigene! — Alles im Eifer für den echten christlichen Glauben und in majorem Dei gloriam.

Mit der Ableitung des Namens ihrer Stadt sind die Basler in einiger Verlegenheit; sie schwanken zwischen nichts Geringerem, als zwischen Himmel und Hölle. Die alten Chronisten wollen, daß einmal hier ein Basilisk gehaust habe, von welchem die Stadt ihren Namen bekommen, und man sieht auf alten Bildern das Stadtwappen — den Schifferstachel am Bischofsstab; denn die alten Basler sollen des heiligen römischen Reichs Fischer gewesen sein — auch wirklich von zwei Basilisken gehalten. Andere wollen, daß in uralter Zeit eine große Eiche einen Götzen Basil hier gestanden. Christlichere Gemüther dagegen behaupten, der Name komme von der Basilica, die nach der Zerstörung von Augst (Augusta Rauracorum) hieher verlegt worden sei, oder von dem heiligen Pantalus, ersten Bischof der Rauraker, der die 11,000 Jungfrauen auf ihrer Rückreise aus Italien nach Köln begleitet hat. Wir müssen die Entscheidung hierüber dem geneigten Leser und den Baslern überlassen, gestatten immerhin auch noch einige weitere Conjecturen; denn das Gebiet solcher Namenserklärungen ist groß, obwohl zuletzt in der Regel doch nicht viel dabei herauskommt. Wollen wir das Verdienst berücksichtigen, so müssen wir dem heil. Pantalus, dem Schutzpatron des Bisthums Basel, die Ehre zugestehen; denn es war gewiß keine Kleinigkeit, 11,000 Jungfrauen aus Italien nach Köln führen!

Wir scheiden aus der guten Stadt. Sie war sonst der übrigen Welt immer eine Stunde voraus, jetzt geht sie wieder gleichen Schritt mit

ihr; ja wenn es auf die bisher regierenden Herren ankäme, so blieben sie lieber um eine Stunde zurück! Die Basler Uhren hatten nämlich bis auf die neueren Zeiten herauf — ich weiß nicht bis zu welchem Jahre? die Eigenthümlichkeit, daß sie eine Stunde früher gingen, als die anderer Städte; so daß es in Basel bereits ein Uhr war, wenn das übrige Europa Mittag hatte. Und merkwürdiger Weise kann man nicht herausbringen, auf welchem geschichtlichen Grunde diese sonderbare Abweichung beruht! die Einen sagen, man habe durch eine plötzliche Veränderung der Uhren den Ausbruch einer Verschwörung vereitelt, Andere, es seyen dadurch einmal die belagernden Feinde irre geführet worden, wieder Andere, man habe die Väter des Conciliums zu einem recht zeitigen Eintreffen auf diese Weise veranlassen wollen. Die letzte Erklärung ist offenbar die schwächste. Sey dem, wie ihm wolle; wenn wir uns beim Abschied noch einmal den Bischofsstab im Stadtwappen ansehen, so müssen wir allerdings gestehen, daß die Bürger von Basel gegen hierarchische Uebergriffe seit undenklichen Zeiten einen guten Schritt vorwärts führten. Zuerst war der Bischof Herr der Stadt; nach und nach wurden ihm immer mehr Rechte theils abgekauft, theils abgenöthigt; endlich mußte er bei der Reformation ganz aus der Stadt weichen und seinen Sitz nach Solothurn verlegen. Sie haben ihrem Bischofe sogar die Hälfte ihrer Stadt (Kleinbasel) auf dem anderen Rheinufer im Jahre 1392 um die Summe von 29,800 Gulden förmlich abgekauft!

Wir wandern nach dem Posthofe, um den schönen Weg nach Solothurn anzutreten. Ein ungeheures Gebäude von Postwagen steht hier — zum ersten Mal einer jener Colosse, wie sie in Frankreich üblich sind, wo auch das Dach noch Gepäck und Passagiere aufnimmt. Hier war Alles sehr modern und bequem eingerichtet, weit besser, als in Frankreich. Es war im eigentlichen Sinne eine Chaise mit zwei Stockwerken; man hatte in der zweiten Etage auch seine Coupe's, anständig und schön gepolstert. Ich war sehr erfreut, als man mir meinen Platz in der zweiten Etage vorne heraus anwies; denn die Aussicht war hier frei — und die Gegend, durch welche wir kommen sollten, gehört zu den anmuthigsten der Schweiz. Die Damen bringt man natürlich, so weit nur immer

möglich, im ersten Stockwerke unter, um sie des fatalen Steigens zu überheben, das in der That auch für einen Mann weder bequem noch angenehm ist; denn man hat sich vermittels eines Riemens an einzelnen eisernen Tritten emporzuarbeiten, die einen tüchtigen Schritt verlangen und namentlich beim Herabsteigen nicht so leicht zu treffen sind. Das Innere des Wagens hatten zwei englische Familien eingenommen, die gemeinschaftlich reisten, freundliche Leute; im Coupe saß ein deutscher Familienvater, schon ziemlich bejahrt, mit Frau und Tochter. Er schien ein Geistlicher oder Beamter zu seyn; sein Gesicht wandte sich alle Augenblicke bedenklich nach dem Himmel heraus, ob denn der Regen noch nicht aufhören wollte? Ich tröstete und machte Hoffnungen, obgleich ich nicht den entferntesten Beweis für eine Aenderung des Wetters hatte.

Man weiß wie das ist. So eine Reise kostet Geld. Monate, vielleicht Jahre lang spricht man vorher davon; der Vater legt monatlich nach Kräften ein Sümmchen zurück, um die Kosten aufzubringen. Endlich kommt der ersehnte Augenblick. Mit den besten Aussichten langt man an der Schweizergrenze an. Schon die erste Nacht belehrt Einen, daß es hier nicht wohlfeil zu leben sey, daß der Genuß der Natur, den sie selbst allerdings mit vollen Händen umsonst gibt, gleichwohl viel Geld koste und daß man recht genießen müsse, um nicht mit einigem Reuegefühl auf die einer nützlicheren Verwendung entzogenen Hunderte zurückblicken zu müssen. Nun aber, wie man eben in die Thäler eintritt beginnt es zu regnen, regnet unaufhörlich und unerbittlich fort, wohl ist Jupiter für halbe, ja für ganze Tage gnädig; aber die Berggipfel, selbst die nächsten, sind umhüllt, es lohnt sich nicht, auf einen Berg zu steigen; denn es ist keine Fernsicht möglich. Man reist weiter und weiter, in der Hoffnung es werde sich endlich geben; man wartet wohl auch am Rigi einen oder zwei Tage — umsonst! Zuletzt hat man ein artiges Sümmchen verreist und von der Schweiz Nichts gesehen, als die Gasthäuser. — Und ein solches trauriges Reiseschicksal gehört nicht etwa zu den Seltenheiten: es trifft gewiß ein Zehntheil der Reisenden in diesem Lande!

Der Himmel schien sich diesmal erbitten zu lassen; er klärte sich

auf, nur die Berggipfel blieben bedeckt, die Wolken zogen sich in Massen dahin. Da wurden denn auch die Züge des guten Alten unter mir von Stunde zu Stunde heiterer. Es war in der That auch ein Glück zu nennen, daß sich mit seinem Eintritt in die Schweiz das Wetter aufhellen sollte, nachdem es in diesem Lande seit ein paar Wochen unaufhörlich geregnet hatte. Mir selbst war diese Wendung des Himmels zum Besseren natürlich auch nicht wenig erfreulich; obgleich ich die Schweiz schon früher bereist, also wenigstens eine Vorstellung von den Eisgipfeln der Hochalpen bereits hatte und diesmal den westlichen Theil dieses Landes nur in Eile durchfliegen wollte, um in das südliche Frankreich zu gelangen. Der Himmel blieb auch wirklich fortan heiter; aber zu so großen Hoffnungen sein freundliches Ansehen berechtigte — die Gipfel der Berner Hochalpen konnte ich doch nirgends auf dem ganzen Wege von hier nach Genf wahrnehmen; obgleich ich, wie ich später erzählen werde, deßhalb einen Berg bestieg, wo man die ganze Kette vor sich sehen sollte — sie waren immer in einen feindseligen Dunst gehüllt.

Was übrigens den eben erwähnten theueren Aufenthalt in der Schweiz anlangt; so braucht man heut zu Tage davor nicht mehr zu erschrecken. Die Schweizer Gastwirthe sind allerdings nur um Weniges in ihren Rechnungen gnädiger geworden, als früher. Dagegen haben sich die Deutschen beeifert, ihnen nachzukommen. Man lebt in den Gasthöfen der Schweiz heut zu Tage nicht theuerer, als in denen Norddeutschlands, erhält aber in der Schweiz Alles weit reichlicher und besser. Der Fremde muß nur immer table d'hôte speisen, denn er erspart durchaus nichts, wenn er etwa nur Suppe und Braten essen wollte. Daß man in jenen einzeln gelegenen Wirthshäusern auf den Höhen des Gebirgs, wohin halbe Tage weit die Lebensmittel mühsam getragen werden müssen, etwas höher bezahlt, wird jeder billig Denkende in der Ordnung finden.

Meine erhabene Gesellschaft im Coupé bestand aus dem Conducteur und einem deutschen Herrn, der zu seinem Vergnügen reiste. Er schien unverheirathet, jedenfalls begütert zu seyn, gehörte zu den wenigen glücklichen Deutschen, die es bezüglich des Reisens völlig den Eng-

ländern gleichthun können, indem sie durch kein Geschäft gebunden und mit hinreichenden Renten versehen, ihren Aufenthaltsort das Jahr hindurch nach Belieben wechseln. Er erzählte mir, daß er mehre Jahre in Italien und in Frankreich gelebt habe, den diesjährigen Herbst in der Schweiz zubringen wolle und im Spätherbst sich nach Neapel hinabziehen werde, um den Winter unter jenem milden Himmelsstriche hinzubringen. Auch in England war er gewesen; in seinen Reiseeinrichtungen hatte er völlig den englischen Comfort nachgeahmt. Wie aus seiner Unterhaltung hervorging, war er nicht blindlings in die Welt hineingereist, sondern hatte überall aufmerksam beobachtet und Belehrung gesucht. Man bemerkte recht wohl, daß er einen gelehrten Bildungsgang durchgemacht hatte, den er später, in glücklichen finanziellen Verhältnissen, nicht nöthig fand im Staatsdienste auszubeuten. Wir unterhielten uns recht angenehm zusammen; wer er aber gewesen? — ich konnte es nicht herausbringen, wiewohl ich im Gespräche mehrmals verborgene Gänge anlegte, um unbemerkt in seinen Heimathsort einzudringen. Er sprach von allen größeren Städten Deutschlands wie dort zu Hause, auch von Nürnberg; in der That, er war zurückhaltend genug, in seinem Incognito selbst dann noch zu verharren, nachdem ich selbst, in Erwartung vollkommener Reciprocität, seinen Winkelzügen in dieser Beziehung bereits freiwillig die festen Thore der Stadt Nürnberg geöffnet hatte.

Es ist wirklich auffallend, wie schnell man, sowie einmal Basel im Rücken ist, auch an der Natur bemerkt, daß man sich in der Schweiz befinde. Die ganze Gegend erhält einen völlig abweichenden Character — man ist in einem fruchtbaren Gebirgslande. Kein Stoppelfeld wird mehr sichtbar, das ganze Thal ist mit saftigen Wiesen bedeckt, die sich auch eine gute Strecke die Berge hinanziehen; auch die einzelnen Felder, die zum Vorschein kommen, haben, sämmtlich mit Gemüse angebaut, ein grünes Kleid.

Wir fuhren anfangs durch Wiesenstrecken hin, über welche einzelne Nußbäume zerstreut waren, dann kamen Weingärten. Zur Linken floß der Rhein, hoch angelaufen, jeden Augenblick bereit, über die Ufer zu treten; an manchen Stellen hatte er auch bereits von den angrenzen-

den Wiesen Besitz genommen. Einzelne Viehherden mit ihrem klangvollen Geläute gaben Zeugniß, daß man den Schweizerboden betreten und erinnerten lebhaft an die Hochalpen. Bald wandten wir uns von dem Rhein rechts ab und gelangten in das neuerer Zeit so oft genannte Städtchen Liestal (der Name heißt eigentlich Lichtstall; man findet ihn in älterer Zeit „Liechtstall" geschrieben). Das war nun, als Heimath des Generals Buser, ein nicht uninteressanter Punct. Der Ort ist klein, besteht fast nur aus einer einzigen breiten und kurzen Straße; wenn man zu dem einen Thore hinein fährt, so sieht man auch schon wieder zu dem anderen hinaus. Doch sind die Häuser nicht unansehnlich; das Städtchen sieht reinlich und wohlhabend aus. Ich sah die Leute mit einigem Interesse hier an. Wenn sie auch in neuester Zeit den Mund immer etwas voll genommen haben, so waren sie doch gegen die aristokratische Stadt Basel in ihrem guten Rechte, und man kann sich eines Gefühles der Achtung nicht entschlagen, wenn man bedenkt, daß dieser kleine Ort dem starken Basel den Krieg verkündigte. Wir hielten nur einige Minuten, um die Pferde zu wechseln, gerade Zeit genug, die drei großen Schweizer zu betrachten, die an dem Thorthurm angemalt waren, durch den wir wieder hinausfahren sollten.

Da war es denn gut, daß ich neben dem Conducteur saß, um einige Nachrichten über die Verhältnisse des Städtchens einzuziehen. Dieser, ein nicht ununterrichteter Mann, meinte, die Trennung des alten Cantons Basel werde nicht lange mehr dauern; beide Theile würden mit der Zeit Etwas nachgeben und man werde sich wieder vereinigen. General Buser, erzählte er, sey jetzt gestorben; er habe eine große rothe Nase gehabt, da er einem guten Glas Wein nicht feind gewesen, und weil er sehr an der Gicht gelitten, sey er an einem Krückenstock gegangen. Sein Titel General rühre daher, daß er wegen seines Gichtleidens zu den Volksversammlungen immer geritten sey; mit dem Kriegshandwerk habe er Nichts zu schaffen gehabt, sey seines Geschäftes vielmehr ein Metzger gewesen, daneben aber auch Großrath, und habe denn in der That auch — wie wir wissen — in den Angelegenheiten von Basel-Land das große Wort geführt.

Wir zogen uns jetzt in ein liebliches Thal hinein, das sich bis nach

Solothurn erstreckt. Ich muß gestehen, daß diese Gegend zu den anmuthigsten gehört, die ich in der Schweiz gesehen habe; wiewohl in Reisebeschreibungen wenig darüber gesagt wird. Das ganze Thal war ein Wiesgrund, mit manchfaltigen Partien von Obstbäumen geschmückt. Mitten hindurch zog sich die vortreffliche Chaussee, die zu beiden Seiten mit Nußbäumen bepflanzt ist. Die saftig grünen Weiden drangen eine gute Strecke an den Bergen zur Linken und Rechten hinauf, dann folgten höher hinan Fichten und Laubwald, der streifenweise in den Furchen zwischen den Bergen tiefer in das Thal herabstieg, und über die Waldungen in der Höhe strebten da und dort nackte Felsenspitzen empor. Das Ganze hatte allerdings nicht den großartigen Charakter der Hochgebirge, vor dem sich der kleine Mensch unter dem drückenden Gefühle seiner Ohnmacht und Vergänglichkeit nachdenklich schweigend in den Staub beugt, bot dagegen in seiner Anmuth etwas außerordentlich Erheiterndes und Ermunterndes. Ueberall begegneten wir kleinen Gruppen jener mächtigen Schweizerkühe, denen die Natur wohl unter allen Thieren das beste Loos bereitet hat. Ihre Lebensaufgabe besteht in nichts Anderem, als hier in dieser reichen Natur nach Herzenslust im besten Futter zu grasen. Das Fuhrwerk auf der Straße schien ihnen eine gewisse Unterhaltung zu gewähren; sie sahen, ohne im geringsten scheu zu werden, unseren Wagen ein paar Minuten aufmerksam an, dann setzten sie ihre Tagesarbeit wieder fort.

Jede Windung des Thales brachte einen neuen Reiz der Ansichten; ganz besonders aber fesselte das Auge der Anblick des Fleckens und der Ruine Waldenburg. Hinter dem hochgespitzten glänzenden Zinndache des Kirchthurmes erhob sich das graue Gestein eines mächtigen Berges, an dem sich grüne Furchen von Waldbäumen und Buschwerk herabzogen, zur Linken und Rechten war die Ansicht von minder hohen Bergen begrenzt, deren Gipfel mit Laub gekrönt waren; der Flecken selbst lag mitten im grünen, mit Obstbäumen besäeten Grunde. Man sollte nicht glauben, wie oft ein an sich ganz unscheinbarer Umstand den Reiz einer Gegend so sehr erhöhen kann. So war es denn hier wirklich dieses hohe, silberglänzende Dach des Kirchthurmes, in der Mitte der Ansicht, was diese Partie vor anderen ähnlichen so sehr hervorhob. Die Berge

dieſes Thales zeigen auch mehre recht artig herüberblickende Burgruinen, von denen die von Falkenſtein die Aufmerkſamkeit vornehmlich in Anſpruch nimmt. Ihr gelbes Geſtein auf grünem Hintergrunde winkt ſo anziehend auf den Reiſenden herab, daß man wohl Luſt bekäme, hinaufzuſteigen. Sie bietet in ihrer Ausdehnung und mit ihren verſchiedenartigen Thürmen ein vollſtändiges Bild einer verfallenen Burg; man möchte glauben, ſie ſey durch Kunſt erſt neu erbaut.

In Balsthal wurde Mittag gehalten. Die Geſellſchaft des Eilwagens verſammelte ſich um die Wirthstafel, Engländer, Schweizer und Deutſche. Man ſprach über das Wetter, daß ſich ſo ſchön geſtaltet habe, und machte ſich die beſten Hoffnungen. Der Wirth, ein hagerer, bejahrter Mann, ſervirte mit ſeinen Töchtern ohne ein Wort zu ſprechen. Er hatte etwas ſo ernſt Feierliches in ſeinem Weſen, daß es einem faſt ängſtlich zu Muthe wurde. Vielleicht hat ihn Unglück niedergebeugt! Ich fühlte im Stillen Theilnahme und Mitleid mit ihm, ohne zu wiſſen, ob er deſſen begehrte oder bedürfte. Dabei war er ängſtlich aufmerkſam, daß Alles wohl von Statten gehe, gab jeden Augenblick Winke und Zeichen mit der Hand, die ſeine Töchter eben ſo ſtumm und ernſt befolgten — wir wurden nach und nach ſelbſt Alle ſchweigſam; es ſchien als wären dieſe Wände nicht gewohnt, laut ſprechen oder vollends gar einen Scherz zu hören! das Eſſen war gut, wenn auch nicht reich, und koſtete nur zwei franzöſiſche Franken. Das war denn wieder ein Grund mehr, dieſer geiſterhaften Familie ſeine Theilnahme zu ſchenken. Es ſchien, als wollte ſie ſich in ihrem Unglücke durch Billigkeit auszeichnen. Ich konnte die Leute eine gute Strecke Weges nicht aus dem Sinn bringen. — Und vielleicht beruhte zuletzt dieſes ganze trappiſtenartige Benehmen nur auf einer Caprice des Alten, der in einer ſolchen ſchweigſamen und ernſten Haltung das Ideal eines Wirthes fand! Der Eindruck war aber gleichwohl zu ernſt, machte zu ſehr auf eine delicate Theilnahme und Rückſicht für die Betheiligten Anſpruch, als daß ich mich hätte aufgefordert fühlen können, den Conducteur um Aufklärung zu erſuchen.

Näher gegen Solothurn erweiterte ſich das Thal. Die ſich neigende Sonne ließ das Grün der Matten und Wälder in der manch-

Schiff der Kirche ist ein Plateau, Pfalz genannt; hier steht eine sehr alte Linde. Man blickt von diesem hohen Standpunkt auf den Rhein hinab, der dicht unten vorüberströmt, und über einen Theil der Stadt hin. Der Regen goß fortwährend in Strömen, Niemand zeigte sich auf der Straße; die umgränzenden Häuser schienen öffentliche Gebäude zu sein; man sah keine Bewohner an Fenstern oder Thüren. Endlich war ich so glücklich, einen vorübergehenden Herrn zu erhaschen, der mir die Wohnung des Meßners, eine gute Strecke seitwärts, zeigte. Man beschied mich hier, daß die Magd mit einigen Fremden bereits in der Kirche sei; ich möchte an dieser oder jener Thüre klopfen. Ich machte die Runde ringsum und pochte überall; endlich öffnete sich eine Pforte und ein gutes kappisches Mädchen ließ mich ein, einzutreten. Drei reisende Franzosen waren bereits hier, die zusammen etwa zehn Wörter deutsch sprachen. Sie wollten Alles sehr genau wissen, machten sich auch, was sonst gerade nicht französische Sitte ist, in ein Buch Bemerkungen; das Mädchen aber verstand gar nicht französisch, sprach dagegen viel deutsch, wovon die Franzosen um so weniger Etwas verstehen konnten, da sie den echten Schweizerdialekt der Magd kaum mehr als deutsche Sprache zu erkennen vermochten. Sie wollen es aber die Schweizer auch haben; es soll eine besondere Schweizersprache geben, die nicht deutsch ist. Der Papst ist so gefällig, bei dem Jahresfest der Zöglinge der Propaganda in Rom unter den Reden in fremden Zungen auch eine in schweizerischer Sprache halten zu lassen! Ich saß einst in Schaffhausen an der table d'hôte neben einer Gesellschaft von Schweizern und der Wirth, der seinen Platz eben an der Tafel zwischen uns genommen hatte, sprach mit mir im hochdeutschen, mit den Schweizern im Schweizerdialekt. Er war sehr verwundert, daß ich auch die „schweizerische Sprache" verstehe, da ich doch noch nicht in der Schweiz gewesen sei!

Der Gesellschaft hier in der Kirche kam ich sehr erwünscht; die Magd hielt einige Täfelchen in der Hand, worauf in deutscher, französischer und englischer Sprache mit ein paar Worten stand, daß man diese oder jene Merkwürdigkeit vor sich habe. Das genügte jedoch den Franzosen nicht; sie wollten Erläuterungen haben. Einer preßte ein paar deutsche Worte heraus, die anderen sprachen französisch dazwischen,

die Magd bot ein Täfelchen nach dem anderen dar und explicirte gut schweizerisch nach Kräften — keine Partei verstand die andere. Aber ich erhielt selbst einen ziemlich schwierigen Stand; denn die Herren wandten sich jetzt an mich und stellten, wie in der Regel Leute dieses Schlages, Fragen an mich, die ich als Fremder, der diesen Sehenswürdigkeiten hier nicht nachstudirt hatte, auch nicht zu beantworten wissen konnte. Wir kamen an das Grabmal der Kaiserin Anna. — Was ist das? — Es ist das Grabmal der Kaiserin Anna, Gemahlin des Kaisers Rudolf von Habsburg. — Wodurch ist diese Frau berühmt geworden? — Berühmt geworden? fragte ich bedenklich. — Jetzt sollten meine Erläuterungen beginnen; denn so viel, daß hier Anna, Gemahlin des Kaisers Rudolf, begraben liege, stand auf dem Täfelchen auch. Meine Herren, sagte ich, die Geschichte dieser Frau ist mir nicht näher bekannt; wir haben in Deutschland mit dem Studium der Geschichte der Kaiser und Könige, der Großherzoge, Kurfürsten und Herzoge genug zu schaffen und überlassen billig die Frauen, wenn sie nicht gerade in die Geschichte besonders eingreifen, ihrem Schicksal. Die Frau ruht hier gut; dabei können wir uns begnügen. Ich denke auch, sie liegt nicht hier, weil sie eine berühmte Frau, sondern weil sie eben die Gemahlin des Kaisers gewesen.

Nun ging es zu dem Grabe des Erasmus. An einer Säule der Kirche ist eine große Tafel von rothem Marmor angebracht, welche die Grabstätte dieses Gelehrten bezeichnet. Eine lange Inschrift von verwitterten Goldbuchstaben verbreitet sich über sein Lob. Darüber zeigt sich in halberhabener Arbeit ein höchst fataler Kopf, das Gesicht eines gemüthlosen, bösartigen Mannes, dem der Wind die langen Haare zurückweht. Er trägt die Unterschrift „Terminus!“ Der Künstler ist um diese Idee nicht zu beneiden! Das Bild des Terminus in Rom war ein roher Stein; auch hier wäre ein solcher noch immer besser gewesen, als diese Fratze.

Erasmus ist in seinen Denkmälern nicht glücklich. Sein Standbild auf dem Markt in Rotterdam wollte mir ebensowenig gefallen. Dort hat er eine Stellung, wie wenn er davon laufen wollte, trägt aber gleichwohl ein aufgeschlagenes Buch in Händen, in welchem er liest,

und ist gerade mit dem Umwenden eines Blattes beschäftigt. Hinter ihm thürmt sich ein Berg auf, an dem man bei näherer Ansicht bemerkt, daß er die Schleppe seines Mantels vorstellen soll. Es läßt so sonderbar, daß der Mann hier unter freiem Himmel bei Regen, Wind und Schnee immerfort liest und mit dem Umschlagen seines Blattes nie zu Stande kommt. Bei meiner Anwesenheit war gerade Markttag, was dem Contrast zwischen dem zurückgezogenen Stubengelehrten und seinen Studien hier auf öffentlichem Markte noch erhöhte. Er steckte zwischen einem Heere von Bretter- und Leinwandbuden, über die er, eifrig lesend, bis an die Brust hervorragte, indeß unter ihm der Verkehr sein geräuschvolles Wesen trieb.

Meine französischen Begleiter erwarteten nun nichts Geringeres, als daß ich ihnen die lange lateinische Inschrift entziffern sollte, damit sie ihre Bemerkungen machen könnten. Das war aber keine geringe Aufgabe; denn ich sehe nicht scharf und das frühere Gold der Buchstaben war fast schon gänzlich dem Alter unterlegen. Aber meine gutmüthige Natur, oder, um aufrichtiger zu sprechen, die Besorgniß, die Franzosen möchten glauben, dieser Deutsche hier verstehe nicht Lateinisch, ließen mich doch an das Werk gehen. Ich begann also: Desiderio Erasmo Roterodamo, viro omnibus modis maxime, cujus incomparabilem in omni disciplinarum genere eruditionem. — — Meine Herren, diese Inschrift ist sehr unleserlich und unglücklicher Weise auch sehr lang! Wir wissen ja ohnedies alle mehr von Erasmus, als auf dieser Tafel gesagt werden kann — aber warten sie, da kommen einige Namen — Bonifacius Amerbachius, Hieronymus Frobenius, Nicolaus Episcopius, haeredes et nunsupati suprimae suae voluntatis vindices, Patrono optimo ..... hoc saxum posuere. Nun ja, diese drei Herren, seine Erben, haben ihm diese Tafel gesetzt, um den Platz zu bezeichnen, wo er begraben ist. Wir wären gewiß auch so dankbar gewesen! Mortuus est 4 Eidus Jul. jam Septuagenarius anno a Christo nato 1536.

Wir stiegen nun eine Treppe hinauf, um in den Conciliensaal zu gelangen. Der Saal bildet ein längliches Viereck, ist klein, ohne alle Verzierungen in Holz oder Stein, wie sie die mittelalterlichen Säle

doch sonst in der Regel aufzuzeigen haben, und sieht öde und vernachlässigt aus. Seine vier Spitzbogenfenster gehen nach dem Rhein hinaus, man sieht den Fluß in einer ansehnlichen Tiefe unten vorüberströmen; er konnte die hier versammelten Väter täglich erinnern, daß er vor noch nicht zwanzig Jahren die Asche des in Constanz verbrannten Huß und Hieronimus vorübergeführt hatte. An der Ecke beim Eingange rechts ist vermittelst eines gothischen Steingeländers ein Verschluß angebracht, wodurch diese Ecke eine Art Katheder bildet; dorthinein scheinen sich die jeweiligen Redner gestellt zu haben.

Hier also, in diesem kleinen Raume, waren jene thatkräftigen Männer versammelt, die den Papst Eugen IV. ein Mal um das andere Mal vor ihren Richterstuhl luden, indem sie behaupteten, daß ein Concilium über dem Papst stehe und zuletzt absetzten; hier donnerten die hussitischen Redner Rokyczana und der fürchterliche Procopius selbst. Eben erst hatte der Churfürst von Brandenburg (im August 1431) ein Kreuzheer deutscher Reichstruppen gegen die Böhmen geführt; 90,000 Mann zu Fuß, 40,000 Reiter und 150 Kanonen. Procopius war ihm nur mit 50,000 Mann Fußvolk und 5000 Reitern entgegen gezogen und hatte das deutsche Heer völlig geschlagen, worauf er mit seinen Hussiten in Sachsen und Schlesien eingefallen war und Breslau erobert hatte. Da hielt man es für das Beste, mit den wüthenden Ketzern in Güte zu verhandeln und lud sie ein, zur Ausgleichung der religiösen Differenzen Bevollmächtigte auf das am 14. Dezember 1431 eröffnete Concil zu Basel zu schicken. Am 6. Januar des Jahres 1433 erschienen dann acht hussitische Abgeordnete, aber diesmal nicht mehr so allein und verlassen, wie Huß in Constanz, sondern begleitet von 300 böhmischen Rittern, unter ihnen auch der hussitische Heerführer Procopius selbst. Man disputirte hier in diesem Saale mit den Hussiten fünfzig Tage lang; auch Procopius betrat die Rednerbühne und donnerte gegen die Bettelorden, die er für eine Brut des Teufels erklärt. Endlich zogen die Böhmen unüberredet und unverrichteter Sache ab. Das Concil schickte ihnen zehn Theologen nach Prag nach, wo sodann am 30. Nov. 1433 die sogenannten Compactaten zu Stande kamen, worüber die Hussiten nun selbst in

zwei Parteien zerfielen und sich aufrieben. Procopius, ihren Heerführer der strengen Taboriten, fiel nach wüthendem Kampfe in der Schlacht gegen die Utraquisten bei Böhmischbrod am 30. Mai 1434.

Wahnsinn dieser Menschen! Man mündete sich auch hier für den echten Glauben, für das wahre Christenthum, für dieselbe Religion, welche die Liebe des Nächsten als höchstes Gebot aufstellt! Die siegenden Utraquisten sperrten tausend Gefangene Taboriten zu Polsen in eine Scheune und steckten dieselbe sodann in Brand; die Gefangenen, welche man leben ließ, vertheilte man unter sich als Leibeigene! — Alles im Eifer für den echten christlichen Glauben und in majorem Dei gloriam.

Mit der Ableitung des Namens ihrer Stadt sind die Basler in einiger Verlegenheit; sie schwanken zwischen nichts Geringerem, als zwischen Himmel und Hölle. Die alten Chroniker wollen, daß einmal hier ein Basilisk gehaust habe, von welchem die Stadt ihren Namen bekommen, und man sieht auf alten Bildern das Stadtwappen — den Schifferkachel am Bischofsstab; denn die alten Basler sollen des heiligen römischen Reichs Fischer gewesen sein — auch wirklich von zwei Basilisken gehalten. Andere wollen, daß in uralter Zeit eine große Eiche eines Götzen Basil hier gestanden. Christlichere Gemüther dagegen behaupten, der Name komme von der Basilica, die nach der Zerstörung von Augst (Augusta Rauracorum) hieher verlegt worden sei, oder von dem heiligen Pantalus, ersten Bischof der Rauraker, der die 11,000 Jungfrauen auf ihrer Rückreise aus Italien nach Köln begleitet hat. Wir müssen die Entscheidung hierüber dem geneigten Leser und den Baslern überlassen, gestatten immerhin auch noch einige weitere Conjecturen; denn das Gebiet solcher Namenserklärungen ist groß, obwohl zuletzt in der Regel doch nicht viel dabei herauskommt. Wollen wir das Verdienst berücksichtigen, so müssen wir dem heil. Pantalus, dem Schutzpatron des Bisthums Basel, die Ehre zugestehen; denn es war gewiß keine Kleinigkeit, 11,000 Jungfrauen aus Italien nach Köln führen!

Wir scheiden aus der guten Stadt. Sie war sonst der übrigen Welt immer eine Stunde voraus, jetzt geht sie wieder gleichen Schritt mit

ihre; ja wenn es auf die bisherregierenden Herren ankäme, so blieben sie lieber um eine Stunde zurück! Die Basler Uhren hatten nämlich bis auf die neueren Zeiten herauf — ich weiß nicht bis zu welchem Jahre? die Eigenthümlichkeit, daß sie eine Stunde früher gingen, als die anderer Städte; so daß es in Basel bereits ein Uhr war, wenn das übrige Europa Mittag hatte. Und merkwürdiger Weise kann man nicht herausbringen, auf welchem geschichtlichen Grunde diese sonderbare Abweichung beruht! die Einen sagen, man habe durch eine plötzliche Veränderung der Uhren den Ausbruch einer Verschwörung vereitelt, Andere, es seyen dadurch einmal die belagernden Feinde irre geführt worden, wieder Andere, man habe die Väter des Conciliums zu einem rechtzeitigen Eintreffen auf diese Weise veranlassen wollen. Die letzte Erklärung ist offenbar die schwächste. Sey dem, wie ihm wolle; wenn wir uns beim Abschied noch einmal den Bischofsstab im Stadtwappen ansehen, so müssen wir allerdings gestehen, daß die Bürger von Basel gegen hierarchische Uebergriffe seit undenklichen Zeiten einen guten Schritt vorwärts führten. Zuerst war der Bischof Herr der Stadt; nach und nach wurden ihm immer mehr Rechte theils abgekauft, theils abgenöthigt; endlich mußte er bei der Reformation ganz aus der Stadt weichen und seinen Sitz nach Solothurn verlegen. Sie haben ihrem Bischofe sogar die Hälfte ihrer Stadt (Kleinbasel) auf dem anderen Rheinufer im Jahre 1392 um die Summe von 29,800 Gulden förmlich abgekauft!

Wir wandern nach dem Posthofe, um den schönen Weg nach Solothurn anzutreten. Ein ungeheures Gebäude von Postwagen steht hier — zum ersten Mal einer jener Colosse, wie sie in Frankreich üblich sind, wo auch das Dach noch Gepäck und Passagiere aufnimmt. Hier war Alles sehr modern und bequem eingerichtet, weit besser, als in Frankreich. Es war im eigentlichen Sinne eine Chaise mit zwei Stockwerken; man hatte in der zweiten Etage auch seine Coupe's, anständig und schön gepolstert. Ich war sehr erfreut, als man mir meinen Platz in der zweiten Etage vorne heraus anwies; denn die Aussicht war hier frei — und die Gegend, durch welche wir kommen sollten, gehört zu den anmuthigsten der Schweiz. Die Damen bringt man natürlich, so weit nur immer

möglich, im ersten Stockwerke unter, um sie des fatalen Steigens zu überheben, das in der That auch für einen Mann weder bequem noch angenehm ist; denn man hat sich vermittels eines Riemens an einzelnen eisernen Tritten emporzuarbeiten, die einen tüchtigen Schritt verlangen und namentlich beim Herabsteigen nicht so leicht zu treffen sind. Das Innere des Wagens hatten zwei englische Familien eingenommen, die gemeinschaftlich reisten, freundliche Leute; im Coupe saß ein deutscher Familienvater, schon ziemlich bejahrt, mit Frau und Tochter. Er schien ein Geistlicher oder Beamter zu seyn; sein Gesicht wandte sich alle Augenblicke bedenklich nach dem Himmel heraus, ob denn der Regen noch nicht aufhören wollte? Ich tröstete und machte Hoffnungen, obgleich ich nicht den entferntesten Beweis für eine Aenderung des Wetters hatte.

Man weiß wie das ist. So eine Reise kostet Geld. Monate, vielleicht Jahre lang spricht man vorher davon; der Vater legt monatlich nach Kräften ein Sümmchen zurück, um die Kosten aufzubringen. Endlich kommt der ersehnte Augenblick. Mit den besten Aussichten langt man an der Schweizergrenze an. Schon die erste Nacht belehrt Einen, daß es hier nicht wohlfeil zu leben sey, daß der Genuß der Natur, den sie selbst allerdings mit vollen Händen umsonst gibt, gleichwohl viel Geld koste und daß man recht genießen müsse, um nicht mit einigem Reuegefühl auf die einer nützlicheren Verwendung entzogenen Hunderte zurückblicken zu müssen. Nun aber, wie man eben in die Thäler eintritt beginnt es zu regnen, regnet unaufhörlich und unerbittlich fort, wohl ist Jupiter für halbe, ja für ganze Tage gnädig; aber die Berggipfel, selbst die nächsten, sind umhüllt, es lohnt sich nicht, auf einen Berg zu steigen; denn es ist keine Fernsicht möglich. Man reist weiter und weiter, in der Hoffnung es werde sich endlich geben; man wartet wohl auch am Rigi einen oder zwei Tage — umsonst! Zuletzt hat man ein artiges Sümmchen verreist und von der Schweiz Nichts gesehen, als die Gasthäuser. — Und ein solches trauriges Reiseschicksal gehört nicht etwa zu den Seltenheiten: es trifft gewiß ein Zehntheil der Reisenden in diesem Lande!

Der Himmel schien sich diesmal erbitten zu lassen; er klärte sich

auf, nur die Berggipfel blieben bedeckt, die Wolken zogen sich in Massen dahin. Da wurden denn auch die Züge des guten Alten unter mir von Stunde zu Stunde heiterer. Es war in der That auch ein Glück zu nennen, daß sich mit seinem Eintritt in die Schweiz das Wetter aufhellen sollte, nachdem es in diesem Lande seit ein paar Wochen unaufhörlich geregnet hatte. Mir selbst war diese Wendung des Himmels zum Besseren natürlich auch nicht wenig erfreulich; obgleich ich die Schweiz schon früher bereist, also wenigstens eine Vorstellung von den Eisgipfeln der Hochalpen bereits hatte und diesmal den westlichen Theil dieses Landes nur in Eile durchfliegen wollte, um in das südliche Frankreich zu gelangen. Der Himmel blieb auch wirklich fortan heiter; aber zu so großen Hoffnungen sein freundliches Ansehen berechtigte — die Gipfel der Berner Hochalpen konnte ich doch nirgends auf dem ganzen Wege von hier nach Genf wahrnehmen; obgleich ich, wie ich später erzählen werde, deßhalb einen Berg bestieg, wo man die ganze Kette vor sich sehen sollte — sie waren immer in einen feindseligen Dunst gehüllt.

Was übrigens den eben erwähnten theueren Aufenthalt in der Schweiz anlangt; so braucht man heut zu Tage davor nicht mehr zu erschrecken. Die Schweizer Gastwirthe sind allerdings nur um Weniges in ihren Rechnungen gnädiger geworden, als früher. Dagegen haben sich die Deutschen beeifert, ihnen nachzukommen. Man lebt in den Gasthöfen der Schweiz heut zu Tage nicht theuerer, als in denen Norddeutschlands, erhält aber in der Schweiz Alles weit reichlicher und besser. Der Fremde muß nur immer table d'hôte speisen, denn er erspart durchaus nichts, wenn er etwa nur Suppe und Braten essen wollte. Daß man in jenen einzeln gelegenen Wirthshäusern auf den Höhen des Gebirgs, wohin halbe Tage weit die Lebensmittel mühsam getragen werden müssen, etwas höher bezahlt, wird jeder billig Denkende in der Ordnung finden.

Meine erhabene Gesellschaft im Coupé bestand aus dem Conducteur und einem deutschen Herrn, der zu seinem Vergnügen reiste. Er schien unverheirathet, jedenfalls begütert zu seyn, gehörte zu den wenigen glücklichen Deutschen, die es bezüglich des Reisens völlig den Eng-

ländern gleichthun können, indem sie durch kein Geschäft gebunden und mit hinreichenden Renten versehen, ihren Aufenthaltsort das Jahr hindurch nach Belieben wechseln. Er erzählte mir, daß er mehre Jahre in Italien und in Frankreich gelebt habe, den diesjährigen Herbst in der Schweiz zubringen wolle und im Spätherbst sich nach Neapel hinabziehen werde, um den Winter unter jenem milden Himmelsstriche hinzubringen. Auch in England war er gewesen; in seinen Reiseeinrichtungen hatte er völlig den englischen Comfort nachgeahmt. Wie aus seiner Unterhaltung hervorging, war er nicht blindlings in die Welt hineingereist, sondern hatte überall aufmerksam beobachtet und Belehrung gesucht. Man bemerkte recht wohl, daß er einen gelehrten Bildungsgang durchgemacht hatte, den er später, in glücklichen finanziellen Verhältnissen, nicht nöthig fand im Staatsdienste auszubeuten. Wir unterhielten uns recht angenehm zusammen; wer er aber gewesen? — ich konnte es nicht herausbringen, wiewohl ich im Gespräche mehrmals verborgene Gänge anlegte, um unbemerkt in seinen Heimathsort einzudringen. Er sprach von allen größeren Städten Deutschlands wie dort zu Hause, auch von Nürnberg; in der That, er war zurückhaltend genug, in seinem Incognito selbst dann noch zu verharren, nachdem ich selbst, in Erwartung vollkommener Reciprocität, seinen Winkelzügen in dieser Beziehung bereits freiwillig die festen Thore der Stadt Nürnberg geöffnet hatte.

Es ist wirklich auffallend, wie schnell man, sowie einmal Basel im Rücken ist, auch an der Natur bemerkt, daß man sich in der Schweiz befinde. Die ganze Gegend erhält einen völlig abweichenden Character — man ist in einem fruchtbaren Gebirgslande. Kein Stoppelfeld wird mehr sichtbar, das ganze Thal ist mit saftigen Wiesen bedeckt, die sich auch eine gute Strecke die Berge hinanziehen; auch die einzelnen Felder, die zum Vorschein kommen, haben, sämmtlich mit Gemüse angebaut, ein grünes Kleid.

Wir fuhren anfangs durch Wiesenstrecken hin, über welche einzelne Nußbäume zerstreut waren, dann kamen Weingärten. Zur Linken floß der Rhein, hoch angelaufen, jeden Augenblick bereit, über die Ufer zu treten; an manchen Stellen hatte er auch bereits von den angrenzen-

den Wiesen Besitz genommen. Einzelne Viehherden mit ihrem klangvollen Geläute gaben Zeugniß, daß man den Schweizerboden betreten und erinnerten lebhaft an die Hochalpen. Bald wandten wir uns von dem Rhein rechts ab und gelangten in das neuerer Zeit so oft genannte Städtchen Liestal (der Name heißt eigentlich Lichtstall; man findet ihn in älterer Zeit „Liechtstall" geschrieben). Das war nun, als Heimath des Generals Buser, ein nicht uninteressanter Punct. Der Ort ist klein, besteht fast nur aus einer einzigen breiten und kurzen Straße; wenn man zu dem einen Thore hinein fährt, so sieht man auch schon wieder zu dem anderen hinaus. Doch sind die Häuser nicht unansehnlich; das Städtchen sieht reinlich und wohlhabend aus. Ich sah die Leute mit einigem Interesse hier an. Wenn sie auch in neuester Zeit den Mund immer etwas voll genommen haben, so waren sie doch gegen die aristokratische Stadt Basel in ihrem guten Rechte, und man kann sich eines Gefühles der Achtung nicht entschlagen, wenn man bedenkt, daß dieser kleine Ort dem starken Basel den Krieg verkündigte. Wir hielten nur einige Minuten, um die Pferde zu wechseln, gerade Zeit genug, die drei großen Schweizer zu betrachten, die an dem Thorthurm angemalt waren, durch den wir wieder hinausfahren sollten.

Da war es denn gut, daß ich neben dem Conducteur saß, um einige Nachrichten über die Verhältnisse des Städtchens einzuziehen. Dieser, ein nicht ununterrichteter Mann, meinte, die Trennung des alten Cantons Basel werde nicht lange mehr dauern; beide Theile würden mit der Zeit Etwas nachgeben und man werde sich wieder vereinigen. General Buser, erzählte er, sey jetzt gestorben; er habe eine große rothe Nase gehabt, da er einem guten Glas Wein nicht feind gewesen, und weil er sehr an der Gicht gelitten, sey er an einem Krückenstock gegangen. Sein Titel General rühre daher, daß er wegen seines Gichtleidens zu den Volksversammlungen immer geritten sey; mit dem Kriegshandwerk habe er Nichts zu schaffen gehabt, sey seines Geschäftes vielmehr ein Metzger gewesen, daneben aber auch Großrath, und habe denn in der That auch — wie wir wissen — in den Angelegenheiten von Basel-Land das große Wort geführt.

Wir zogen uns jetzt in ein liebliches Thal hinein, das sich bis nach

Solothurn erstreckt. Ich muß gestehen, daß diese Gegend zu den anmuthigsten gehört, die ich in der Schweiz gesehen habe; wiewohl in Reisebeschreibungen wenig darüber gesagt wird. Das ganze Thal war ein Wiesgrund, mit manchfaltigen Partien von Obstbäumen geschmückt. Mitten hindurch zog sich die vortreffliche Chaussee, die zu beiden Seiten mit Nußbäumen bepflanzt ist. Die saftig grünen Weiden drangen eine gute Strecke an den Bergen zur Linken und Rechten hinauf, dann folgten höher hinan Fichten und Laubwald, der streifenweise in den Furchen zwischen den Bergen tiefer in das Thal herabstieg, und über die Waldungen in der Höhe strebten da und dort nackte Felsenspitzen empor. Das Ganze hatte allerdings nicht den großartigen Charakter der Hochgebirge, vor dem sich der kleine Mensch unter dem drückenden Gefühle seiner Ohnmacht und Vergänglichkeit nachdenklich schweigend in den Staub beugt, bot dagegen in seiner Anmuth etwas außerordentlich Erheiterndes und Ermunterndes. Ueberall begegneten wir kleinen Gruppen jener mächtigen Schweizerkühe, denen die Natur wohl unter allen Thieren das beste Loos bereitet hat. Ihre Lebensaufgabe besteht in nichts Anderem, als hier in dieser reichen Natur nach Herzenslust im besten Futter zu grasen. Das Fuhrwerk auf der Straße schien ihnen eine gewisse Unterhaltung zu gewähren; sie sahen, ohne im geringsten scheu zu werden, unseren Wagen ein paar Minuten aufmerksam an, dann setzten sie ihre Tagesarbeit wieder fort.

Jede Windung des Thales brachte einen neuen Reiz der Ansichten; ganz besonders aber fesselte das Auge der Anblick des Fleckens und der Ruine Waldenburg. Hinter dem hochgespitzten glänzenden Zinndache des Kirchthurmes erhob sich das graue Gestein eines mächtigen Berges, an dem sich grüne Furchen von Waldbäumen und Buschwerk herabzogen, zur Linken und Rechten war die Ansicht von minder hohen Bergen begrenzt, deren Gipfel mit Laub gekrönt waren; der Flecken selbst lag mitten im grünen, mit Obstbäumen besäeten Grunde. Man sollte nicht glauben, wie oft ein an sich ganz unscheinbarer Umstand den Reiz einer Gegend so sehr erhöhen kann. So war es denn hier wirklich dieses hohe, silberglänzende Dach des Kirchthurmes, in der Mitte der Ansicht, was diese Partie vor anderen ähnlichen so sehr hervorhob. Die Berge

dieſes Thales zeigen auch mehre recht artig herüberblickende Burgruinen, von denen die von Falkenſtein die Aufmerkſamkeit vornehmlich in Anſpruch nimmt. Ihr gelbes Geſtein auf grünem Hintergrunde winkt ſo anziehend auf den Reiſenden herab, daß man wohl Luſt bekäme, hinaufzuſteigen. Sie bietet in ihrer Ausdehnung und mit ihren verſchiedenartigen Thürmen ein vollſtändiges Bild einer verfallenen Burg; man möchte glauben, ſie ſey durch Kunſt erſt neu erbaut.

In Balsthal wurde Mittag gehalten. Die Geſellſchaft des Eilwagens verſammelte ſich um die Wirthstafel, Engländer, Schweizer und Deutſche. Man ſprach über das Wetter, daß ſich ſo ſchön geſtaltet habe, und machte ſich die beſten Hoffnungen. Der Wirth, ein hagerer, bejahrter Mann, ſervirte mit ſeinen Töchtern ohne ein Wort zu ſprechen. Er hatte etwas ſo ernſt Feierliches in ſeinem Weſen, daß es einem faſt ängſtlich zu Muthe wurde. Vielleicht hat ihn Unglück niedergebeugt! Ich fühlte im Stillen Theilnahme und Mitleid mit ihm, ohne zu wiſſen, ob er deſſen begehrte oder bedürfte. Dabei war er ängſtlich aufmerkſam, daß Alles wohl von Statten gehe, gab jeden Augenblick Winke und Zeichen mit der Hand, die ſeine Töchter eben ſo ſtumm und ernſt befolgten — wir wurden nach und nach ſelbſt Alle ſchweigſam; es ſchien als wären dieſe Wände nicht gewohnt, laut ſprechen oder vollends gar einen Scherz zu hören! das Eſſen war gut, wenn auch nicht reich, und koſtete nur zwei franzöſiſche Franken. Das war denn wieder ein Grund mehr, dieſer geiſterhaften Familie ſeine Theilnahme zu ſchenken. Es ſchien, als wollte ſie ſich in ihrem Unglücke durch Billigkeit auszeichnen. Ich konnte die Leute eine gute Strecke Weges nicht aus dem Sinn bringen. — Und vielleicht beruhte zuletzt dieſes ganze trappiſtenartige Benehmen nur auf einer Caprice des Alten, der in einer ſolchen ſchweigſamen und ernſten Haltung das Ideal eines Wirthes fand! Der Eindruck war aber gleichwohl zu ernſt, machte zu ſehr auf eine delicate Theilnahme und Rückſicht für die Betheiligten Anſpruch, als daß ich mich hätte aufgefordert fühlen können, den Conducteur um Aufklärung zu erſuchen.

Näher gegen Solothurn erweiterte ſich das Thal. Die ſich neigende Sonne ließ das Grün der Matten und Wälder in der manch-

fachſten Schattirung ſpielen. Die Laubwälder fingen an einzelnen wenigen Puncten bereits an, ſich in Gelb und Roth zu kleiden, was den waldbedeckten Höhen einen höchſt angenehmen Farbenwechſel verlieh. Die Birke, bald im Frühling mit ihrem friſchen Grün heraus, beginnt auch am erſten zu welken und trägt gerade dadurch nicht wenig dazu bei, den Anblick der Natur im Herbſte angenehmer zu machen, als im Sommer. Sie iſt mein Lieblingsbaum; ich habe oft mit einem Gefühl der Liebe nach den gelben Punkten hinaufgeblickt. So weiß und reinlich der Stamm, ſchlank und doch auch kräftig; ſo zart, rein und friſch das Blatt, ſo lebendig grün die Farbe, namentlich im Frühjahr — und dieſer balſamiſche Geruch! Kaum weiß ich mir etwas Lieblicheres und Anziehenderes in der Pflanzenwelt, als einen Birkenwald in den erſten Tagen des Mai's, wenn die Blätter eben erſt herauskommen und noch jenes lebendige Hellgrün ihrer Kindheit tragen, das einen ſo wohlriechenden Duft ausſtrömt.

Wir fuhren an dem Weiſſenſtein vorüber, der wegen der weiten Ausſicht, die er nach den Berner Hochgebirgen bietet, von Fremden ſehr häufig beſucht wird. Ich habe ihn nie beſtiegen und konnte auch diesmal von ſeinen Anerbietungen keinen Gebrauch machen. Man hat von Solothurn 2½ Stunden dahin. Es war noch gute Zeit, als wir in dieſer Cantonsſtadt anlangten. Ich wollte hier den Abend und die Nacht über bleiben, um am folgenden Morgen mit einem anderen Poſtwagen nach Biel und Neufchatel zu gehen. Meine Reiſegefährten dagegen ſetzten in demſelben Wagen ihren Weg nach Bern fort.

Solothurn iſt ein kleines, freundliches, aber wenig belebtes Städtchen. Das Gaſthaus zur Krone, wo ich mein Abſteigquartier nahm, ſchien mir für den kleinen Ort faſt zu großartig angelegt. Die Stadt rühmt ſich, die ſchönſte Kirche der Schweiz zu haben. Sie iſt aus weißem Marmor erbaut, dem h. Urſinus gewidmet, der in dieſer Gegend den Märtyrertod geſtorben ſeyn ſoll, und hat einen Thurm von 190 Fuß, auf welchem man eine ſchöne Ausſicht nach den Gletſchern hat. Ich hatte die Kirche auf einer ummauerten Erdhöhe dicht an meinem Gaſthauſe, fühlte aber keine Luſt den Thurm zu beſteigen;

denn der Horizont war so dunstig, daß keine Fernsicht zu erwarten gewesen wäre. Was thun, um die noch wenigen Stunden des Tages auf eine angenehme Weise auszufüllen? Es war auch ein Zeughaus zu sehen, ein Relief vom Gotthard — ich hatte dergleichen schon öfter bewundert und fühlte heute wenig Neigung für derartige Sehenswürdigkeiten. Lieber hinaus ins Freie und einen schönen Punct gesucht! Zuerst lief ich noch etwas in der Stadt umher; man ist überall bald am Ende. Am Thore stieg ich eine ziemlich wüste, mit Linden bepflanzte Erderhöhung hinauf. Es war der Wall, der die Stadt umgibt; auf der Außenseite war er gut gemauert. Die Befestigung ist noch nicht sehr alt. Unten zieht sich rings um das Städtchen ein mit trübem Wasser gefüllter Graben.

Also zum Thore hinaus und eine Anhöhe hinan! Man rühmt, daß Solothurn so reizend gelegen sey, in der Stadt hatte ich davon nichts bemerken können, jetzt sollte es sich zeigen. Und wirklich! je höher ich die mäßig ansteigende Chaussee hinankam, desto malerischer gestaltete sich die Gegend hinter mir. Oben angekommen, trat ich von der Straße links ab, vor ein Haus, das auf der Seite stand, da mir dieser Punct für einen freieren Ueberblick besonders geeignet schien. Ich hatte zur Linken und Rechten das Thal der Aar, die an Solothurn vorübereilt. Vor mir und die ganze Länge aufwärts und abwärts begrenzten Berge die Aussicht, deren Gipfel von den tiefgehenden Wolken eingehüllt waren; ihr Gestein war schwärzlich grau, mit Wald und Buschwerk bewachsen. Im Thale lag die Stadt; die weiße Kathedrale wurde von dem dunklen Hintergrunde der Berge scharf hervorgehoben; zwischen den hellen Häusern hervor und über dieselben hinaus ragten die mächtigen Linden, mit welchen die Wälle besetzt sind; auch sie begannen bereits fahl zu werden. Es war Abend, tiefe Stille ruhte auf der ganzen Gegend; abgegrenzt von dem Rauschen der Welt lag das freundliche Städtchen wie eine Wohnung des Friedens vor mir da. Ich stand eine Weile hier und athmete den Frieden dieser Umgebung; aber der Mensch erträgt eine solche Stille nicht lange; die Gefühle schlagen gar bald in Wehmuth um, und ich weiß nicht, ob sie dann noch angenehm sind. Ich liebe einen solchen bewußtlosen süßen Schmerz nicht, wenn ich ihm

auch leicht unterliege. Daher war es beſſer, mit der zunehmenden Dunkelheit wieder in die Stadt hinabzugehen.

Vor dem Hauſe, wo ich ſtand, war ein Garten mit vielen Georginen. Ich habe die Gewohnheit, auf Reiſen von intereſſanten Puncten mir eine Pflanze mitzunehmen und die Sammlung in einem beſonderen Buche als Reiſeerinnerung aufzubewahren. Es iſt ſo anziehend, wenn man wieder zu Hauſe zwiſchen den engen vier Wänden ſitzt, noch nach Jahren ein ſolches Erzeugniß der ſchönen Gegenden vor ſich aufſchlagen zu können, das uns ſeine Heimath ſo lebhaft wieder vor die Phantaſie bringt. Auch diesmal hatte ich mir eine Mappe mit Fließpapier mitgenommen, in welcher ſich ſchon verſchiedene Schätze von Stuttgart, Carlsruhe, Baden-Baden u. ſ. w. vorfanden. Da es zu beſchwerlich wäre, eine eigene Pflanzenpreſſe mit ſich zu führen, ſo mache ich von einer neuen Erfindung Gebrauch, die ich hier dem geneigten Leſer, *mit* Verzichtleiſtung auf eine Belohnung von Seiten des deutſchen Bundes, auf eine uneigennützige Weiſe mittheilen will. So wie ich nämlich auf mein Zimmer komme, iſt das Erſte, mich nach einem Stiefelzieher umzuſehen, um im fehlenden Falle einen ſolchen bei Zeiten requiriren zu können. Hat er nun des Abends die ihm zuſtehenden Dienſte gethan, ſo benütze ich ihn erſt noch recht eigentlich zu einem ſchweren Stück Arbeit, die ihm wahrſcheinlich immer zum erſten Mal in ſeinem Leben zugemuthet wird. Ich hebe nämlich mit nicht geringer Anſtrengung den einen Pfoſten meiner Bettſtatt in die Höhe, ſchiebe meine Pflanzenmappe darunter und zwiſchen Mappe und Pfoſten den Stiefelzieher, damit die Mappe nicht ſchaden leide und beſſer gepreßt werde. Die techniſchen Journale mögen dieſe Erfindung weiter ausbeuten und entwickeln; ich glaube hier hinreichende Aufklärung darüber gegeben zu haben. Dabei ſchlafe ich ſodann mit der befriedigenden Ueberzeugung ein, durch meinen Schlaf nicht blos den Anforderungen der Natur zu genügen, ſondern zugleich auch ein nützliches Werk zu thun, indem ich durch meine irdiſche Hülle das Gewicht der Pflanzenpreſſe vermehre. Doch muß ich beifügen, daß dieſe neue Entdeckung in Frankreich und Italien bis jetzt keine Anwendung finden kann, weil es da keine Stiefelzieher giebt. Die Leute ſcheinen hier ganz kurze Stiefeln zu tragen und

sich der Fußspitzen oder Hände zu bedienen. Ich selbst sah mich in die traurige Nothwendigkeit versetzt meine Stiefeln mit den Händen auszuziehen, auf deren vollkommene Reinheit ich doch sonst so viel halte. Wie es bei solchen Verhältnissen meiner Pflanzenmappe erging, kann man sich denken. Der Pfosten der Bettstatt, der nun direct auf den Pappendeckel zu stehen kam, drückte jede Nacht einen Stempel in die nachgiebigere Masse; so daß ich als weiteres Reiseandenken die Abdrücke der Bettstattspfosten von Lyon, Marseille, Toulon, Genua u. s. w. mit nach Hause brachte.

Um nun aber auf meine Solothurner Georgine zurückzukommen, so muß ich bekennen, daß sich dieser Eingriff in fremdes Eigenthum sehr bitter an mir gerächt hat. Ich hatte mir eine vollblühende, hochrothe Blume ausgesucht, in der Hoffnung, sie solle ein Hauptstück der Sammlung werden. Schon beim Einlegen in die Mappe zeigte sich das undankbare Kind der Natur ziemlich widerspenstig; namentlich des Abends, bevor die Presse eintrat, gehörte große Vorsicht dazu, den massenhaften Körper zu zwingen, in einer gefälligen Richtung zu verharren. Endlich war Alles glücklich vollendet und die Ungestüme unter die Presse gebändigt. Ich wagte am anderen Morgen nicht, die Mappe zu öffnen, um Nichts zu verrücken. Als ich aber am folgenden Abend in Neufchatel nachsah: was mußte ich da erblicken! der Saft dieser dicken Blume war durch mehre Blätter durchgeschlagen und hatte mir einige getreue und gute Nachbarn gar übel zugerichtet, die sich bisher, als bescheidene Kinder eines monarchischen Bodens, auf das Beste nebeneinander vertragen hatten.

Ich hatte in den weiten Räumen meines großartigen Gasthofes bisher wenig Reisende bemerkt; als aber die Glocke zur table d'hôte schellte, fand sich doch eine ziemliche Zahl von Gästen zusammen. Man ist in der Schweiz, wenn auch deutscher Zunge, doch keinen Tag sicher, daß man nicht an eine table d'hôte kommt, wo Niemand als Wirth und Kellner, deutsch versteht. Hier in Solothurn ist Alles noch völlig deutsch, doch befindet man sich schon ziemlich an der Grenze der deutschen Sprache, und da war es denn um so weniger zu wundern, wenn über die Tafel hin beide Sprachen durcheinander gingen. Wir aßen gut, frei-

lich war der spätte Abend für ein so reiches Mahl nicht wohl geeignet. Die Tischgesellschaft bot kein besonderes Interesse; nur ein französischer Lion mit seiner Neuvermählten zog meine Aufmerksamkeit auf sich, was denn auch ganz seiner Absicht entsprach; denn man konnte gar wohl bemerken, daß es ihm darum zu thun war, die Augen der Gesellschaft auf sich und seine junge Frau zu lenken. Es berührte freilich ziemlich widerlich, die fatale Mischungen von Coquetterie und Nonchalance zu beobachten, wodurch sich diese neue Species hervorzuthun sucht; doch war es immer eine Uebung in der Kunst, menschliche Leerheit und Abgeschmacktheit mit anzusehen, ohne sich zu ärgern.

Aeltere Literatur.

Der welsche Gast.

Von Dr. Knapp.

In der Geschichte unserer vaterländischen Literatur ist in neuerer Zeit durch geistreiche Gelehrte Treffliches geleistet worden. Natürlich fand auch dabei die Entwickelung unserer Nationalpoesie eine besondere Berücksichtigung; man ging auf die ältesten vaterländischen Gedichte zurück, welche ein günstiges Geschick auf unsere Zeiten hat kommen lassen, und viele derselben sind, nach den vorhandenen Manuscripten, kritisch bearbeitet, durch den Druck zum Gemeingut der Freunde der altdeutschen Poesie geworden.

Aber das unter dem Titel: „der welsche Gast“ auf uns gekommene alte Gedicht, hat sich dieses Vorzugs noch nicht zu erfreuen gehabt; obgleich in der Geschichte unserer poetischen Literatur vielfach

erwähnt und beurtheilt, ist dennoch bis jetzt keine Ausgabe desselben im Druck erschienen.

Herr Fromann, Dr. der Philologie, von Coburg, hat zwar vor mehreren Jahren von allen existirenden Manuscripten dieses Gedichtes Einsicht genommen und dadurch die Hoffnung erregt, daß er eine Ausgabe desselben bewerkstelligen werde. Er scheint aber, da bis jetzt nichts erfolgt ist, diesen Plan nicht gehabt, oder solchen wieder aufgegeben zu haben.

Da indessen der welsche Gast in dem Entwickelungsgange unserer Nationalpoesie, nach dem Urtheile der Kenner, eine nicht unbedeutende Stelle einnimmt; so dürfte es wohl für manche Leser dieser Zeitschrift, welchen die Manuscripte des Gedichtes unzugänglich sind, nicht unangenehm sein, hier einstweilen einige Notizen darüber, und Auszüge aus einzelnen Stellen desselben, zu finden. Der Handschriften von dem welschen Gaste sind noch folgende vorhanden:

1) in Heidelberg eine auf Pergament mit Abbildungen, und drei auf Papiere;

2) in Gotha eine auf Pergament in Folio vom Jahr 1311;

3) in München zwei;

4) in Wolfenbüttel eine auf Papier;

5) in Dresden eine auf Papier aus dem fünfzehnten Jahrhundert;

6) in Göttingen eine auf Papier;

7) in dem Gräflich Erbachischen Hausarchiv zu Erbach eine auf Pergament, mit Abbildungen, welche Herr Dr. Fromann für die älteste und prachtvollste von allen erklärte.

Das Gedicht wurde im Jahr 1215 bis 1216 vollendet, der Dichter nennt sich Thomasin von Zirkler oder Zerklat; er war aus Friaul gebürtig, also ein Welscher, und da er dennoch in deutscher Sprache schrieb, so nannte er es den welschen Gast.

Obgleich noch jung an Jahren, er sagt von sich in dem Gedicht:

„Myn alder ist nyt dryßig jair
„Vnd gedenke wol daz ist wair,

so zeigt er sich doch darin als ein sehr unterrichteter Mann, dem die

Geſchichte der Griechen und Römer, ſo wie die Lehren der griechiſchen Filoſofen nicht fremd waren.

Bevor wir indeſſen den Inhalt des Gedichtes ſelbſt beſprechen, wird es zur richtigen Würdigung desſelben nicht undienlich ſein, einige Blicke auf den Gang zu werfen, welchen die deutſche Poeſie in ihrer Entwickelung bis zum Erſcheinen des welſchen Gaſtes genommen hatte.

Als die Römer die Germanen kennen lernten, fanden ſie, wie uns Tacitus verſichert, bei denſelben bereits eine nationale Poeſie vor, beſtehend aus Kriegsgeſängen und epiſchen Liedern, deren Gegenſtand das Lob und die Thaten ihrer Helden und Götter war.

Die Völkerwanderung brachte die germaniſchen Völker in noch nähere Berührung mit der römiſchen Welt. Manche verließen ihre alten Wohnſitze und eroberten ſich neue in den römiſchen Provinzen. Gothen, Longobarden, Burgunder, Franken, Alemannen, Baiern, Thüringer, Sachſen und Frieſen traten nunmehr als die vornehmſten deutſchen Völkervereine auf, und die Lieder, welche nach dem vierten Jahrhundert in Deutſchland und in den angränzenden germaniſirten Ländern geſungen wurden, und aus denen in der Folge die deutſche Heldendichtung des Mittelalters erwuchs, hatten Sagen zum Inhalt, die vornemlich jenen eben genannten Völkerſchaften angehörten [1]).

Noch bedeutender war der Einfluß, welchen die Einführung des Chriſtenthums auf die Volkspoeſie äußerte. Was darin auf das Heidenthum Bezug hatte, wurde von der Geiſtlichkeit angefeindet; die alte Götterſage mußte aus dem Liede verſchwinden; die alten Geſänge wurden von ihr, die allein die Kunſt zu ſchreiben beſaß, nicht aufgezeichnet; dagegen drang aber die kirchliche Gelehrſamkeit jener Zeit in die Literatur der deutſchen Sprache ein [2]).

Karl der Große gründete zwar wiſſenſchaftliche Anſtalten zur Bildung ſeines Volkes und ließ die alten Heldenlieder desſelben ſammeln; leider iſt aber dieſe Sammlung nicht auf uns gekommen, und was

---

[1]) Koberſtein, Grundriß der Geſchichte der deutſchen National-Literatur. 1. Abth. S. 18 u. 19.

[2]) Koberſtein a. a. O. S. 20.

Karl angeregt und eingeleitet hatte, fand nach seinem Tode nicht die Beförderung und Entwickelung deren es bedurfte. Schwäche der Regenten, kirchliche Anmaßungen, Herrschaft der lateinischen Sprache, Einfälle fremder Völker, traten hemmend entgegen [1]).

Aus den Klöstern und Klosterschulen, den damaligen Sitzen der Gelehrsamkeit, gingen im zehnten und elften Jahrhundert lateinische Gedichte hervor, zu deren Stoff man geistliche und weltliche Gegenstände, und Formen und Ton der volksmäßigen Dichtung, wählte [2]).

Als Otto der Große die römische Kaiserwürde auf die deutschen Könige übertrug, trat Deutschland mit Italien in eine nähere Verbindung, welche vortheilhaft auf seine Kultur wirkte. Gleichen günstigen Einfluß äußerte das Entstehen eines freien Bürgerstandes in den Städten, das Emporblühen des Handels, die Ausbildung des Lehenwesens und die Anfänge der Ritterschaft unter den sächsischen und ersten fränkischen Kaisern.

Die alemannische oder schwäbische Mundart trat in diesem Zeitraume merklich hervor, und in dem Versbau wurde die Alliteration allmälich durch den Endreim verdrängt.

Die Sage von Ermanreich, die Siegfriedssage, die Burgundische und Dietrichssage bildeten im elften Jahrhundert vorzugsweise den Stoff der Volkspoesie [3]).

Von der Mitte des zwölften Jahrhunderts, um dieselbe Zeit als — wie Hillebrand sich ausdrückt [4]) — das edle, männlich hohe, dem Herrlichen zugeneigte und das Große anstrebende Geschlecht der Hohenstaufen zur Herrschaft gelangte, begann ein neues glänzendes Zeitalter für die deutsche Literatur.

Diese Wirkung brachten vorzüglich die Kreuzzüge hervor. Ganze Nationen waren auf's höchste von einer Begeisterung entflammt, welche die Gemüther so spannte, die Tiefe der Seele so erregte, die Fantasie

---

[1]) Hillebrand, Lehrbuch der Literatur-Aesthetik, Bd. I. §. 430. Koberstein a. a. O. S. 24, 28, 29.

[2]) Koberstein a. a. O. S. 30, 31.

[3]) Koberstein a. a. O. S. 49.

[4]) Hillebrand a. a. O. Bd. II. §. 432. Koberstein a. a. O. S. 101, 104.

so belebte, daß poetische Ergüsse nur als die natürlichsten Aeußerungen der inneren Bewegung erscheinen konnten.

Berührungen mit dem Byzantinischen Reiche, welches damals der griechischen Kultur noch nicht ganz entfremdet war, große Erweiterung des Verkehrs und Ideenkreises, Reichthum an Anschauungen, Austausch der Begriffe, Sagen, Erzählungen, Legenden, Mährchen, alles dieses äußerte auf die abendländischen Völker den lebhaftesten Einfluß, der sich auf ihr heimathliches Leben übertrug. Auch traten sich Geistliche und Laien, in diesen von der Kirche gebilligten bewaffneten Wallfahrten, näher [1]).

Das Ritterthum erhielt seine volle und charakteristische Ausbildung kurz vor und in dem ersten Kreuzzuge durch die Normannen, von welchen es bald zu den Deutschen überging und auch bei diesen die Ritterpoesie hervorrief, die sich vorzugsweise durch eine gewisse Zartheit, Anmuth, Naivität und blüthenreiche Fantasie charakterisirt. Ihrer Uebung widmeten sich nun auch Adelige, und als unter Friedrich I. und Heinrich VI. die Blüthezeit der Ritterschaft eingetreten war, fand auch die Dichtkunst an den Höfen der Fürsten eine Schätzung und Auszeichnung, welche sehr zu ihrer Erhebung beitrug.

Aber nach Friedrich II. Tod zerfiel das Ritterthum; der Frauendienst trat über den Ritterdienst; die Waffen hatten nur noch Bezug auf Religion und Frauen. Als Folge davon trat auch eine Umgestaltung der Poesie ein. Sie war nicht mehr der Spiegel eines reichen, anmuthigen, fantasievollen, von einheimischer und fremder Sage genährten, von frischer Wollust und religiöser Begeisterung getragenen Lebens; die Schilderung von Handlungen und Thaten verschwindet selbst aus dem Epos. Die Dichtkunst nahm einen reflektirenden Karakter an; sie richtete sich auf Schilderung von Seelenzuständen, neigte sich zum Moralisiren, zur religiösen und sittlichen Würdigung der gemeinen Lebensverhältnisse [2]).

---

[1]) Koberstein a. a. O. S, 107.

[2]) Koberstein a. a. O. S. 116. Gervinus, Gesch. der poetischen National-Literatur der Deutschen, Thl. I. S. 293.

In diesem Studium der deutschen Dichtkunst erschien der welsche Gast, das vorzüglichste didaktische Gedicht jener Zeit, und aus der angegeben Richtung des Zeitalters erklärt sich die Wahl des Stoffes, welchen der Dichter zum Gegenstande seines Werkes machte.

Ueber den Werth des Gedichtes selbst spricht sich Gervinus [1]) so aus:

„Sobald sich einmal die Poesie den inneren Menschen zur Aufgabe nahm, psychologische Probleme gleichsam zu lösen anfing, lag der Uebergang zum Nachdenken über menschliche Natur, über Beruf und Pflichten des Menschen, nur gar zu nahe. Sobald ferner neben allen Zweigen geistiger Thätigkeit auch die Filosofie jetzt die lateinischen Schulen und den Klerus, denen sie bisher ausschließlich gehörte, verließ und in die Hände der Laien kam, so war es ganz natürlich, daß sich mancher unter diesen, der sich vielleicht zum Lateinlesen, aber nicht zum Lateinschreiben, fähig fühlte, oder der es auf die Förderung der Bildung der Laien und Ungelehrten absah, entschloß, die Muttersprache zur Hülfe zu nehmen, um seine Weisheit durch sie zu verbreiten, und da er hier keine Prosa, wohl aber die vollendetste Vers- und Reimkunst vorfand, so war es nicht minder natürlich, daß er dieser Weisheit ein poetisches Gewand gab. Von diesem Gesichtspunkte aus, also von einem ganz anderen, als von dem man andere didaktische Poesien ansehen muß, betrachte ich den welschen Gast, eines der bedeutendsten Werke, die uns aus jenen besten Zeiten, der zwei ersten Jahrzehnten des dreizehnten Jahrhunderts, übrig geblieben ist" [2]).

Koberstein [3]) sagt: „Die bedeutendsten und berühmtesten Spruch- und Sittengedichte fallen erst in das dreizehnte Jahrhundert. Unter

---

[1]) Gervinus a. a. O. S. 396.

[2]) Weniger günstig urtheilt W. Grimm in seiner Selbstanzeige des von ihm herausgegebenen Freidanks Bescheidenheit (Göttinger gelehrte Anzeigen, Jahrgang 1835, Bd. I.) über Thomasin. Es scheint dieses jedoch in einer Polemik gegen Gervinus, der ihm den Freidank nicht hoch genug stellte und die Vermuthung, daß Walther von der Vogelweide dessen Verfasser sein möchte, nicht zugeben wollte, seinen Grund zu haben und dürfte darum wohl nicht als ganz unbefangenes Urtheil betrachtet werden.

[3]) Koberstein a. a. O. §. 119.

ihnen stehen durch Inhalt, Form und Behandlungsart in der nächsten Verwandschaft der welsche Gast Thomasius von Zerclar, gedichtet 1215—1216, Freidanks Bescheidenheit, 1229 abgefaßt, und der Renner des Hugo von Trimberg. Moralische Gedichte im heutigen Sinne des Worts darf man sich unter diesen Werken nicht mehr oder minder vorstellen. Im Allgemeinen besprechen sie, jedes in eigenthümlicher, freier Weise, bald einen deutlicher, bald einen versteckter liegenden Faden verfolgend, die Verhältnisse und Erscheinungen des geistigen, sittlichen und leiblichen Lebens in ihrer Vielgestaltigkeit, handeln von Tugenden und Lastern, von Weisheit und Thorheit, theils die allgemeine Menschennatur, theils die Eigenthümlichkeiten einzelner Völker, Geschlechter und Stände berücksichtigend, knüpfen daran Lehren, Ermahnungen und Warnungen.

Im welschen Gast ist der Ton des Ganzen mehr trocken moralisirend und abhandelnd, woher dieses Werk in seiner Hauptmasse auch noch am ersten eine gewisse systematische Anlage und Ausführung zeigt, die ihm einige Aehnlichkeit mit dem modernen Lehrgedicht gibt."

Von dem Inhalt des Gedichtes hat Gervinus[1]) eine ziemlich ausführliche Darstellung gegeben, aus welcher hier ein kurzer Auszug genügen wird.

Gleich im Eingange des Gedichtes giebt der Dichter das Verhältniß seines Werkes zu den Dichtungen seiner Zeit in folgender Weise an: Nachdem er lange den Preis edler und schöner Thaten gehört, so wolle er nun verkünden was Tugend, Frommheit und Zucht sey. Die Mährchen und Abentheuer der ritterlichen Poesie sind ihm die Bilder und Beispiele, an denen man die junge Fantasie schulen mag, die aber dem gereiften Alter unzugänglich sind.

Den Mittelpunkt seines Werkes bildet die Lehre von der Stete, um die sich alles andere herumlegt. Stete ist ihm die Uebung der Tugend aus Grundsatz, oder um ihrer selbstwillen.

Er erklärt, daß der thöricht wäre, der sich durch seinen Adel groß

[1]) Gervinus a. a. O. S. 397 u. folg.

dünke; edel sey nur der, der sein Herz und Gemüth an das Gute wende. Der Herr soll im Diener den Menschen ehren.

Ohne Stetigkeit sind alle Tugenden nichts.

Er spricht nun erst von der Unstete, das ist, Stetigkeit an bösen Dingen, und rügt alle Untugenden und Laster. Dann schildert er das Glück der Setigkeit in fast allen möglichen Beziehungen, und versinnlicht mit einem Bilde den Weg zum Himmel und zur Hölle.

In dem siebenten Buch wird von den freien Künsten gehandelt. Wer sich in diesen Gebieten nicht umgesehen habe, sey, meint der Dichter wie ein Bauer oder Gefangener, der nichts wisse von der Welt Länge und Breite; ihnen ist gleich derjenige, der keine Kunst versteht als Landrenten einnehmen; der kennt nicht der Weisheit Breite und Tiefe und Höhe, und wähnt doch wohl, daß er vollkommen sey.

Im letzten Buch spricht er über Maaß und Unmaaß, über Milde und Argheit.

Zu einiger näheren Bekanntschaft mit der Sprache, dem Versbau, dem Geist des Dichters und der Art und Weise wie er seinen Stoff behandelt, mögen einige Stellen aus dem Erbachischen Manuscripte dienen, das als das älteste von allen und das am reichsten ausgestattete besondere Rücksicht in Anspruch nimmt.[1])

Die Schrift desselben ist ein wahres Meisterstück der Schreibkunst. Die Anfangsbuchstaben der Abtheilungen sind mit reichen, oft geschmackvollen Verzierungen auf Goldgrund ausgeführt.

In den Text sind richtig gezeichnete, kleine Bilder auf Goldgrund eingerückt, welche den Inhalt des Gedichtes versinnlichen sollen.

Nach der Stelle:

Ein herre sal losen sine wort
Wan liegen[2]) ist schande hie vnd dort
Waz er spricht nein oder ja
Daz sy stede alzig geschrieben sta—

---

[1]) Wackernagel hat in seinem altdeutschen Lesebuch S. 501—510 auch Stellen aus dem welschen Gaste angeführt, sie betreffen aber nur gewöhnliche Gedanken und sind nicht zum Vortheil des Gedichtes ausgewählt.

[2]) Lügen.

ist z. B. ein solches Bildchen eingerückt, wodurch wir zugleich das Jahr erfahren, in welchem das Manuscript geschrieben wurde. Es stellt nemlich einen älteren, vornehmgekleideten, auf einer Truhe sitzenden Mann dar, hinter welchem die Worte stehen: „der Herre." Vor diesem sitzt auf einem niedern Kissen ein junger Mensch über dessen Kopf steht: „des Herren Schreiber." Der Herr zeigt mit der rechten Hand auf den Schreiber und sagt: „Schriff mir ja unde neyn." Der Schreiber hat die Schreibfeder in der Hand, welche auf einem Pergamentstreifen ruht, an dessen Ende steht:

„Anno Dmi: M. C. C. X. L. VIII." und diese Jahrzahl 1248 läßt sich wohl nur auf das Alter des Manuscripts selbst beziehen.

Leider fehlen in dieser Handschrift die ersten, und überhaupt wohl ein Drittheil der Blätter.

Vom Müßiggang sagt der Dichter:

Ich han gehort vnd gelesen
Ein ma sal vngerne mußich wese.
Ein ytzelich bieder man sal
Zu alle zyden sprechen wal
Oder dun oder gedenken
Von dem wege sal er nit wenken [1]).
Muß ich iungen luden vndugent
Traichet [2]) tzimt nyt wol d'iugent.
— — — — —
Man habe den sin vnd auch den rait [3])
Daz man entweder spreche wol
Oder gedenke daz man sol.
— — — — — —
Do wer iunk lebet mußelichen
Der ruet in alder lesterlichen.
— — — — — —
An dryn Dingen man halten soll.
Scham wer ir wil plegen wol.
Daz man nicht spreche vnere
Die ander daz man die lere
Daz man gebarn recht und wol
Daz dritte daz man du daz man soll.

[1]) Wanken. [2]) Trägheit. [3]) Rath.

So wo eine frauwe recht dut
Ist ire geberde nicht gut
Vnd ist auch nit ire rede schone
Ir Gutheid ist ane crone.

Den Hofleuten werden ausführliche Belehrungen über ihr Benehmen gegeben; über die Spieler wird vieles und unter anderem gesagt:

Wer spil vür zucht heit erkoren
Des dugende vnd des ere ist uloren [1])
So wer viel redet d'ist ein kint.
Wyse lude habent in vür ein rint [2]).

Den Frauen ruft der Dichter zu, in Bezug auf das Bestreben, ihre Schönheit durch Schmuck zu erheben:

Sy werde gezieret mit ezüchten crone.
Zieret sy den liff [3]) vnd nit den sin
So zieret sy sich uff vngewinn.

Ueber die Ritterpoesie seiner Zeit äußert er sich so:

Die eventure [4]) sint gekleit
Mit lügen harte schone
Die lügen ist ire gezirte crone.
Ich schelde die eventure nicht
So wie vns zu liegen geschicht
Von der eventure rait
Wan sy bezeichnunge hait
Der zucht vnd der warheit.
— — — — — —
Davon ich den danken wil
Die vns der eventure vil
Yn dutschen zungen haben gekeret
Gude eventure zucht vns leret.
Doch wulde ich inne danken baz
Vnd hetten sy gedichtet baz
Daz gar ane lugen were
Wan daz vil zu loben wer.

[1]) Verloren. [2]) Rind. [3]) Leib. [4]) Abenteuer.

Was von der Liebe zu halten sey, wird in wenigen Zeilen ausgesprochen:

Der mynne nature ist gedan
Sy machet wiser den wysen man
Vnd gibt deme dair [1]) mere dumheit
Daz ist der mynne gewohnheit.

Aus der gemeinen Lehre glaubt der Dichter noch viel mehr Lehre für die Fürsten ziehen zu können:

Mitter gemeiner lere
Wil ich vinden vil mere
An den Fürsten vnd an den herren
Von den schinet gude bilde von verren [2])
Dun ich vnrecht daz ist min eine [3])
Der Fürsten sünde ist gemeine.
Sihet der gelerde boselich
Er wiset vns alle vntroistelich.
Ist das heubet [4]) alle stunt
Einem manne ungesunt
Daz ist den gliedern [5]) groß gebreste
Also dorrent auch des Baumes este
Abe der wurzzen wirret icht [6]).
— — — — — —
Der bosen herren trager mut
Dem armen dicke schaden dut.
Ein herre der richten nit gedar [7])
Der machet bump sine lude gar.
— — — — — —
Ein herre soll suchen die enge
Die breite die kurtze die lenge.
Die enge daz er behabe [8]) daz recht
So ist die straiße wyt und schlecht
Er sal der eren laißen nicht
Die ime von rechte zu hauen [9]) geschicht
Ein herre sal schuwen die breide
Daz er sine macht so beleide [10])

---

[1]) Thoren. [2]) Aus der Ferne. [3]) Mein eigenes. [4]) Haupt. [5]) Gliedern. [6]) Wenn die Wurzel etwas beschädigt. [7]) Getraut, oder vermag. [8]) hege, achte [9]) haben. [10]) leite.

Daz ime der foiß [1]) icht entſchliffe
Daz er imans recht übergriffe.
Die kurtze wan er ſal nit zu hart
Jagen na [2]) ſines willen vart.
— — — — — —
Vnſtede iſt vil na gemeine
Doch entſteit ſy niemant ſo vnreyne [3]),
Als den herren wan der gerede
Sulden ſin in allen dingen ſtede.

Ueber die Verhältniſſe ſeiner Zeit bemerkt der Dichter:

Was iſt nu ſtede by vnſer zyt
Die werlt [4]) hait erwelet ſtryt.
Arg liegen ſpot vnd zorn
Die Dugende iſt nu gar uerlorn.
Die werlt uol vnſtedekeit
Wo iſt nu truwe vnd wairheit
Wan ir niemant gert [5]).
— — — — — —
Abe ſy nu zu Rome iſt
Daz eruert [6]) man in kurtzer vriſt
So wer da icht zu ſchaffen hait
Dez wartt Romſcher velſcher [7]) rait.

Vom Reichthum hält er nicht viel:

So wer ſine gude vnrecht dut [8])
Der vnder machet [9]) ſeine mut.
Wer ſines gudes nit gebrauchen kan
Der iſt der pennige Dienſtman.
— — — — — —
Der arme vert [10]) umb alle zyt
Ane vorthe [11]) vnd ane ſchaden.
So iſt der riche geladen
Mit angiſten vnd hait argen wan [12])
Waz er horet ſtoißt er ſich an
Weget [13]) ſich irgen eine muß [14])

---

[1]) Fuß. [2]) nach. [3]) Doch entſtellt ſie niemand ſo unrein. [4]) Welt. [5]) begehrt. [6]) erfährt. [7]) falſcher. [8]) verwendet. [9]) ſchwächt. [10]) fährt. [11]) ohne Furcht. [12]) Wahn. [13]) beweget. [14]) Maus.

Er wenet daz diebe in sinne hus
Inkommen sin vnd schreit diebe.
— — — — — —
Die Dugende bessernt den man
Richtum das nit gebun kan.

Das Streben nach Ruhm giebt dem Dichter zu folgenden Aeußerungen Veranlassung:

Ich han uch genuch geseit
Was kummers der namen [1]) gyftekeit
Dem menlichen manne gyt
Sy kümmert auch zu aller zyt
Den der nyt genamet ist.
Wan abe er zu keyner vrist
Wulde werden menlich
Er gedenket so treffelich
Wie er iz anevahne wil
Vnd daz auch von yme vil
Werde gelesen daz lüchtet sin schin [2])
Er en wil nyt frum sin
Wer frum sin wil
Der bedarf rumes nyt viel
So gedenket er dun ich daz
So sprichet man mir aber baz
Er gedenket nyt waz besser ist
Des rumes gert er alle vrist
Er gedenket dicke ich wil
Zu hove gehen vil.
— — — — — —
So lieget uff sin mut
Eynen turney da manich gut
Ritter zu kommen sal
Da wil er dun harde wal
So macht er manigen sadel ler
Mit sine dumbe gedenken mer.
Niemant mach yme gelichen
Sy mußten yme alle entwichen
Waere [3]) wie sine fromekeit

[1]) Des Ruhmes. [2]) leuchtet sein Schein. [3]) Wehre, Wehrhaftigkeit.

Wirt wyde geſeit.
Sy redent alle gemeynlich
Sin helm ſte houelich
Sin wapenrock ſy harde riche
Ime ſy niemant zu geliche
Sin roß vare wal
Sin harneſſe ſte yme als iz ſal
Sine yſenhoſen umb ſine beyne
Sy waren zu groiß noch zu cleyne
Sehet wie derſelbe man
Sine beyn gefüren kan
Niemant ritet yme gelich
Er iſt aller fromekeit rich
Der dunket in ſyme mut
Das waz ein Draum harte gut
Der adel vns alſo kan
Machen draume, welich man
Edler dan ein ander iſt
Er Benet herlich ſin zu aller vriſt
Vnd bedrüget ſich daran
Niemant iſt edel dan der man
Der ſin hertze vnd ſin gude
Hait gekert an recht gemude [1])
Iſt eyn man wol geborn
Vnd hat ſines mudes adel verlorn
Ich ſage uch vur war
Yn ſchendet ſine geburt gar
So wer wol geboren iſt
Sine geburt gert zu aller vriſt
Daz er wol vnd recht du.
— — — — — —
Wer ſine geburt behalten wil
Der hat adels harde vil
Die ſint alle godes kint
Die ſin gebot leſtende [2]) ſint
Wer nit an leiſtet ſin gebot
Der hait daz adel daz yme god
Gaff von ſinen ſchultern uerlorn

[1]) Gemüth. [2]) leiſtende, haltende.

Vnd hat yme darzu erkoren
Eynen vater der vnedel ist
Und dut übel zu aller vrist.

Nachdem der Dichter die verschiedenen Untugenden geschildert hat, schließt er so:

Richtum ist nyt ane Gifftekeit
Daz wißet vur die warheit
Wir werben nyt sere umb gut
Doch han wir karigen mut
Von Hoiffart kumpt keyne herrschaft nyt
Ums Vbermut vns daz geschyt
Daz wir so rasen na herschaft,
So wißet auch daz na der crafft
Wirket die verschmachheit
Na deme namen ringet Uppekeit
Die dumheit verleßt sich gar
An daz adel daz ist wair
Wissent daz lekereit ist
Bei der gelust alle vrist.
Wes sulde dan keyn wyse man
Der yt zu guden dingen kan
Sich bekumeren mit den seß dingen
Von deme yme mach mysselingen
Daz er wird vndugenhafft
Vnd verluret sines herzen crafft
Er hait sines herzen crafft verlorn
Wer undugende hait erkoren
— — — — — —
Erstünt der weiß socrates
Ich entzwittelde nyt dez.

Im 4ten Theil spricht er von den Freuden, welche die Tugend gewährt und im 5ten wie man durch die Tugend in den Himmel kommt:

Wissent daz der komen sal
Zu deme obersten gude wal
Wer na den dugenden dut.

Die Wucherer redet er hart an:

Dumber wucherer du bist
Dan betrogen hait sus dumber bist

Du weneſt han groſſen gewin
Vnde iſt nit wan dumber ſin
Nu ſage warzu ſal dir din gut
Is freu wer nur daz myern mut
— — — — — —
Beſewicht wucherer
Du biſt nit mye kamerere [1])
— — — — — —
Ich wulde daz er müchte geſtehen
Waz hier gudes mach geſchehen
Daz er umb ein iglich gut
Gewinne traurigen mut
Daz er gewinne godes Haz
Vnde hait hie vnde dort verlorn
Er were beſſer ungeborn.

Hierauf kommt er nochmals auf die Untugenden zurück:

Als ich vur han geſeit
Der undugende ſchare iſt breit
Ich han uch gedeilet gar
Die vndugende in vier ſchar
Wer mit den vier ſcharen ſtriden ſal
Der bedarff godes helffen wal
Nu du wal edeler ritter nu du [2])
Sy ridənt an alle wegen zu.
Hoiffart ridet daz iſt war
Zu vorderſte an der erſten ſchar
Vnkeuſcheit fuirt ein birnende [3]) ſper
Arg iſt gewatßen mit vner
Tracheit iſt mit bosheit
An deme heubde bis an den fuß geeleit
Den vieren folget na ir her [4])
Nu were dich edeler ritter nu wer
Ir ſchal ſal dich nit ſchreken
Dyne dugende ſalt du wecken
Daz ſy dich wapene gen in [5])
Dyne vane [6]) ſal dir geben den ſin

[1]) Kämmerer. [2]) thue, handle. [3]) brennenden. [4]) Heer. [5]) gegen jene [6]) Fahne.

Daz du dyner dugende her
Binden [1]) kunnes wal zu wer
Daz swert sal dir geben recht
Daz du krump maches schlecht
Din schilt gyt dir gedulekeit
Din halsblech dir sicherheit
Welch man auch bescheiden ist
Der ist sicher alle vrist
Glaube setzet yme daz heubet
Den helm der recht geleubet
Din werk sint an [2]) dene gelauben ein wicht
Vnd der lyff an daz heubt nit
Daz roz dir crafft geben sal
Daz rides du ane zwifel wal
Vn der vndugenden schar
Sy mußen dir entwichen gar
Dine sporn gebent dir frommekeit
Du salt nit durch zacheit
Din roz widerziehen
Noch den stryt fliehen.
Kuschheit soll dir den zaum geben
Da mit saltu richten din leben
Man sal sich enthalten wal
Daz det man nit dun en sal
Die sadel gyt die stedekeit
Wan dich sal weder lieff noch leit
Geneygen weder hin noch her
Du salt mit der demude sper
An dine ersten pungaz [3]) syn
Da sal die frumekeit werden schyn
Du salt don ubermut nyd' stechen
So macht [4]) du durch brechen
Wal der undugende schar
Du salt sy nyder riden gar
Vnde salt mit dynen sporn
Vberwinden vnde dozen [5])
Vnde die roz heißen springen
Du salt iz betwingen

---

[1]) verbinden. [2]) ohne. [3]) Kampf. [4]) machst. [5]) stoßen.

Daz yme berge vnde steyne
Vnde mos sin alle gemeyne.

Thomasin will auch im Gebete Maaß gehalten haben:

Ich hait uch gesaget wal darzu
Wie auch die vnmaze du
Vnd wie nyt mach gewesen gut
Daz man mit vnmaßen dut
— — — — — —
Drumb ist geschrieben dort
Kurtzes gebet durchvert des hemels port
Wan wer zu lange bieden wil
Der gewinnet ander gedenke vil.

Von den Richtern verlangt er unpartheische Rechtspflege:

An diesen dingen han ich gesait
Wie vorthe vnd blodekeit
Vnd wie die gabe vnd wie die mynne
Den richter machet ane sinne
Daz er na rechte nyi richten will
Vnd hanget eyn halff zu vil
Wer sich nyt schuwet an gericht
Des gerichte ist nicht
Der mus eyns leben [1]) mut gar
Haben des geleubet vur war
Wer vorthe vnd blodekeit sal
Wenne er richtet schuwen wal
Der sal eyns aren [2]) augen han
Wer sich huben wil dar an
Daz yme gabe vnd mynne
Verwandel syne syenne
Der are wenket nicht
Umb der sonnen schyn mit gesicht
Wan er syt dar in an wank wal
Also ein richter dun sal
Yme sal der mynne licht nicht
So bekümmern des gerichtes gesicht
Daz er das recht icht wulle lan
Wan daz were vnrecht geban

[1]) Löwen? [2]) Adler.

Die gabe er alſo ſehen ſal
Daz er dinnoch ſehe wal
Waz recht ſy oder nicht
So hat er des aren geſicht.

Ich ſchließe dieſe Mittheilungen mit dem Wunſche, daß es mir gelungen ſeyn möge, dadurch einiges Intereſſe für ein vor mehr als ſechshundert Jahren geſchriebenes Gedicht zu erwecken, welches, wie man auch deſſen poetiſchen Werth beurtheilen mag, doch immerhin als Uebergang von der Ritterpoeſie zum Lehrgedicht, in der Geſchichte der Entwickelung unſerer vaterländiſchen Dichtkunſt nicht ohne gewichtige Bedeutung iſt und deſſen ſtrenge, kräftig ausgedrückte Moral auch jetzt noch auf ungetheilten Beifall Anſprüche hat.

Mannigfaltigkeiten.

Die Marſeillaiſe.

Im Jahre 1792, als Oeſterreich und Preußen den Franzoſen den Krieg erklärt hatten, ſammelte ſich eine franzöſiſche Armee in Straßburg. Am Abend vor dem Abmarſch hatten ſich einige jüngere Offiziere mit den erſten Beamten der Stadt vereinigt, und bei dieſer Gelegenheit wandte ſich der Maire, ein junger, freiheitsbegeiſterter Mann, an einen jungen Offizier, Namens Rouquet de Lille, der ſchon früher Proben eines ausgezeichneten Talents als Dichter und Muſiker abgelegt hatte, mit der Aufforderung ein Freiheits- und Schlachtlied für die franzöſiſche Armee zu ſchreiben. Enthuſiaſtiſch traten die andern Offiziere dieſer Aufforderung bei; de Lille aber weigerte ſich beſcheiden, ein ſo großes Werk zu übernehmen. Inzwiſchen

wurde die Gesellschaft von einer höchst wunderbaren Stimmung ergriffen. Der gewaltige Kampf, welcher bevorstand, die junge, glühende Freiheit, welche sie vertheidigen sollten, der Abschied mit seinem Schmerz, und die Zukunft mit ihrer kühnen Hoffnung erweckten in jedem Anwesenden so viele feierliche, ernsthafte und begeisterte Gefühle, daß die Unterhaltung unwillkührlich einen großartigen, poetischen Aufschwung nahm und zuletzt mit einem eidlich besiegelten, von allen geleisteten Bruderbunde beschlossen ward. Ganz erfüllt, von dem Eindruck dieses Abends kam der Offizier nach Hause; seine bis auf den höchsten Punkt gespannten Empfindungen waren mit dem in Vorschlag gebrachten Gedicht unablässig beschäftigt; er ergriff ein Instrument, und nach den ersten Tönen, welche er demselben entlockte, schrieb er die Worte nieder, die ihm ein mächtiger Genius in diesem Augenblicke dictirte. Die ganze Nacht schrieb und spielte er, bis er ermattet in tiefen Schlaf fiel. Des Morgens kam der Maire, um nun seine Aufforderung ernstlich zu wiederholen. Er fand den jungen Offizier auf dem Stuhle schlafend und vor ihm auf dem Tische lag ein Gedicht mit zugehöriger Musik. Schon bei den ersten Worten ward er aufmerksam; er sang und las das Ganze durch, und bei den letzten Worten warf er sich, von einer namenlosen Begeisterung ergriffen, dem erwachenden Offizier weinend in die Arme. Eiligst ließ er das Lied mit den Noten abschreiben und unter einige Musiker vertheilen, welche es alsbald zu spielen begangen, gerade als die Armee aus der Stadt hinaus zog, um dem Feinde entgegen zu gehen. Und als die alten Grenadiere, die an der Spitze marschirten, die so wunderbaren Töne vernahmen, sahen sie einander mit feuchten Augen an und sagten: Beim Henker! das Lied hat Haare auf den Zähnen! — Später lernten sie es auswendig und sangen es, so oft sie mit dem Feind zusammentrafen, und jedes Zusammentreffen endete mit der Niederlage des Feindes. Noch war die Marseillaise (diesen Namen erhielt sie, als sie nach Marseille gebracht worden war und von den Marseillern auf ihrem bekannten Zuge nach Paris gebraucht wurde) kein Jahr alt, als sie die berühmte Schlacht bei Jemappe gewonnen. Während der Zeit hatte der Herzog von Chartres, jetziger König Louis Philipp, den Befehl erhalten, an der Spitze eines Ba-

taillons junger Pariser eine der feindlichen Schanzen anzugreifen. Die jungen Pariser waren nie im Feuer gewesen, und als die Kartätschen des Feindes jetzt gegen sie zu wüthen begannen, wankten sie und wichen zurück. Vergebens suchte der Herzog sie zu halten und die Reihen wieder zu ordnen. Die feindlichen Kugeln imponirten mehr als seine kraftvollen Ermahnungen. Da wandte er sich allein gegen den Feind, entblößte sein Haupt und stimmte die Marseillaise an. Wie von einem elektrischen Schlage getroffen, machten die Pariser Halt, und jetzt mußte der Feind das merkwürdige Schauspiel ansehen, wie Truppen, welche einen Augenblick zuvor beim ersten Schuß geflohen, singend zurückkehrten, mit gefälltem Bajonnet die Schanze einnahmen, sein Centrum durchsprengten und die Schlacht gewannen. —

Jetzt singt der Herzog, der König der Franzosen, keine Marseillaise mehr und verbietet überdies seinem Volke, sie zu singen. Ihren eigentlichen Triumph als Volks- und Freiheitsgesang erreichte die Marseillaise ungefähr zur selben Zeit zu Paris. Der berühmte Sänger Lays war mit einigen seiner Collegen in einem Pavillon des Boulognegehölzes gegangen, um sich dort einen frohen Abend zu machen. Als der Champagner auf den Tisch kam, fing man an zu singen, und zuletzt stimmte Lays die Marseillaise an. Viele Spaziergänger, größtentheils der gebildeten Klasse angehörend, waren von den herrlichen Tönen zu dem Pavillon hingezogen worden; die Menge wurde immer zahlreicher so daß endlich fast der ganze Garten mit Menschen angefüllt war. Als Lays nun den ersten Vers der Marseillaise gesungen hatte, und nun inne hielt, sandte die Volksmenge eine Deputation an die Sänger ab, und bat sie, ihr das Vergnügen einer Wiederholung der Marseillaise zu gönnen. Die Sänger waren hierzu gern erbötig, das Zelt ward niedergerissen, Lays stieg auf den Tisch, und unterstützt von seinen Collegen, welche den Chor bildeten, begann er die Hymne. In dem sternenhellen milden Abend, unter den hohen, riesigen Bäumen, welche Frühlingsduft um sich her verbreiteten, machte Lays klangreiche Stimme einen wunderbar schönen Effect. Das voll Entzücken lauschende Volk wagte kaum zu athmen, um keinen Ton einzubüßen, bis er an die Worte kam: Amour sacré de la patrie. In diesem Augenblicke

sank die ganze unübersehbare Volksmasse wie durch einen Zauber auf die Kniee nieder und stimmte in den Chor ein, und als der Gesang zu Ende war, wird Lays und seine Genossen stürmisch fortgerissen und in Triumph durch die Straßen nach ihrer Wohnung getragen, worauf das Volk freilich gegen die Sitte damaliger Zeit bei großen Volksversammlungen ruhig aus einander und nach Hause ging. Von der Zeit an war das Absingen der Marseillaise eine Art von öffentlichen Gottesdienstes — während der totalen Abschaffung jeglicher Staatsreligion verehrte doch das Volk den Gott der Freiheit. Unter Napoleon schwieg die Marseillaise, sie kann unter der Despotie nicht gesungen werden, deßhalb schlummerte sie auch während der Restauration; 1830 aber wachte sie wieder auf. Die jungen Julikämpfer wunderten sich schier, als sie hörten, daß der Schlachtgesang ihrer Väter noch eben so jung und lebensfrisch war, wie damals, als er diese zum ersten Male in der Schlacht geleitete. Jetzt schlummert die Marseillaise wieder und man sähe es nicht ungern, wenn sie für ewig schliefe. Denn sobald sie erwacht, bringt sie in der Regel Throne zum Zittern. —

Italienischer Volkskalender für 1847.

Für das verflossene Jahr erschien der erste italienische Bürgerkalender unter dem Titel: **Primo Calendario civile italiano 1846.** Seine Einrichtung verdient auch in Deutschland nachgeahmt zu werden. Der Verfasser stellt nämlich vor jeden Tag des Jahres den Namen eines berühmten Mannes und gibt zu Anfang eines jeden Monats eine biografische Skizze der Vorzüglichsten aus denselben. So wenigstens war die Anordnung gemeint, obwohl sie nur theilweise zur Ausführung gelangte, indem dieser erste Versuch noch der biografischen Andeutungen ermangelte, von deren Hinzufügung der Herausgeber durch anderweitige Beschäftigung für dieses Mal abgehalten war, wie er selbst in der schönen und freimüthigen Vorrede bekennt, welche zugleich als Widmung dient und Aufschluß über sein Vorhaben gibt. Der Verfasser ist Luciano Scarabelli aus Piacenza, der sich in Italien bereits durch werthvolle Arbeiten bekannt gemacht hat. Dieser Kalender bringt also dem Volke ohne Mühe, ja gleichsam auf unmerkliche Weise die Namen

aller jener Männer bei, welche im Leben Kunst und Wissen durch ein edles Streben um ihr Vaterland, um die Menschheit sich verdient gemacht haben. Sollte übrigens der Geburts- oder Sterbetag, oder nicht einmal der betreffende Monat irgend eines ausgezeichenten Mannes bekannt sein, dessen Name aufbewahrt zu werden würdig ist, so möge man ihn an jene Stelle setzen, welche die passendste scheint, jedoch mit Beifügung eines besondern Zeichens, um jedem Irrthum vorzubeugen: eine nothwendige Vorsicht, die der Verfasser auch nicht außer Acht gelassen hat. Nebst dem Datum der Geburt und des Todes ist mit wenigen Worten angegeben, worin sich der Genannte vorzüglich hervorgethan. — Auf diese Weise lernt der Besitzer des Kalenders jeden Tag einen Mann kennen, würdig seiner Achtung und seiner Erinnerung, einen Namen, den das gemeinsame Vaterland ehrt.

Amerikanische Preßfreiheit.

Das Verfahren der Presse in den vereinigten Staaten Nordamerika's ist so schonungslos, daß kein Alter, kein Stand, kein gesellschaftliches Verhältniß gegen ihre Angriffe gesichert ist. So bietet die in Neu-York erscheinende Zeitung „Sun" eine alfabetische Liste aller nur möglichen Personen der Stadt, woraus sich ergibt, daß das Gesammtvermögen derjenigen, welche 100,000 Thlr. und darüber besitzen, auf 180 Millionen angeschlagen werden kann. Zugleich ist ein genealogischer, biografisch-statistischer Anhang beigefügt, wie ein großer Theil der hier aufgeführten Menschen zu Vermögen gekommen und auf welche Art sich dasselbe vermehrt oder fortgepflanzt habe. In Pamfletform hat diese Erscheinung bereits in wenig Tagen sechs Auflagen erlebt. Auf dieselbe Weise publicirte ein, freilich ganz obscures, Neu-Yorker Blatt eine Liste der vorzüglichsten gefallenen Mädchen, sammt den Häusern, wo sie untergebracht sind. Letzteres geschah blos, um ehrbare Mädchen „davor zu warnen", sowie die alfabetische Liste der Geldmänner nur darum im Publikum erscheint, damit diese nicht so leicht Geschäfte unternehmen können, welche über ihre Kräfte gehen, und dadurch andern zum Schaden gereichen.

Neueste Kriegsgeschichte.

Beiträge zu dem Kampfe der vereinigten Staaten gegen Mexiko.

Von D. J.

I. Artikel. Vom Anfange der Feindseligkeiten bis zum Waffenstillstand von Monterey.

Ehe wir die Schilderung des Kampfes der Vereinigten Staaten gegen Mexiko beginnen, mag es geboten erscheinen, die militär-statistischen Verhältnisse beider Theile hier näher ins Auge zu fassen und zu beleuchten. Das Auge der Europa-Müden ist ja nicht allein auf Nordamerika gerichtet, nein, allenthalben preist man die Institutionen an, welche hier geschaffen wurden und mancher Volksvertreter in den constitutionellen Staaten hat das hohe Budget seines kleinen vaterländischen Heeres mit Hinweisung auf die erwähnten gepriesenen nordamerikanischen Institutionen getadelt. Betrachten wir sie daher in der Nähe und sehen wir was sie Großes leisteten.

Mexiko.

Die Landmacht Mexikos besteht aus dem stehenden Heere, der Landwehr und der Nationalgarde. Das ganze Land bildet 18 Militärdistrikte.

Das stehende Heer besteht aus 32,006 Mann und zwar: Der Generalstab: 13 Divisionsgenerale, 18 Brigadegenerale, 18 General-Kommandanten der 18 Militärdistrikte, 20 Platzkommandanten, 10 Inspektions- und Flügeladjutanten. Das Ingenieurcorps: 1 General, 8 Stabsoffiziere, 45 Subalternoffiziere, 44 Unteroffiziere, 12 Spielleute, 132 Soldaten. Infanterie: 12 Bataillons Linien-Infanterie und 11 Compagnien leichte Infanterie. Jedes Bataillon soll 1223 M., jede leichte Compagnie 102 M. stark sein. Die gesammte Infanterie sollte sich demnach auf 15,798 M. belaufen, aber selbst auf dem Kriegsfuße — so berichtet Mühlenpfordt in seinen Schilderungen der Republik — wurde selten die Hälfte dieser Stärke erreicht. Kavallerie: 12 Linienregimenter, 2 Schwadronen Chevauxlegers, 35 Compagnien Gränzreiter — zur Beschützung der nördlichen Gränze — und ein Reiterdetachement zur Unterstützung des Dienstes der leichten Infanterie-Compagnien. Die Linien-Regimenter haben 815 Pferde, die leichten Schwadronen 500, die Gränzreiter zusammen 3364, und das Reiterdetachement 56 Pferde. Die gesammte Reiterei soll sich somit auf 14,200 Pferde belaufen, was aber nicht der Fall ist. Artillerie: Sie zählt 1767 Köpfe. An Geschütz soll vorhanden seyn: 318 metallene Kanonen, 456 eiserne, 35 metallene Feldschlangen, 17 Mörser und 13 Karronaden.

Die Landwehr besteht aus den Contingenten der einzelnen Departementen, welche compagnie-, bataillons- und schwadronsweise gebildet und ausgerüstet sind. Von der Landwehr ist nur ein Theil unter den Waffen; die Organisation derselben verlangt aber, sie auf den ersten Ruf ins Feld stellen zu können. Ihre Stärke soll seyn: Infanterie: 20 Bataillon im Innern 24,240 M., 13 Bataillon an den Küsten 6,600 M., 15 Bataillon an der Nordgränze 1500 M.; Kavallerie: 7 Schwadronen und 5 Compagnien 2675 M.; Artillerie: 12 Compagnien 1152 M.; Zusammen: 36,167 M. Die Nationalgarde wird von den einzelnen Departementen nach gewissen Prozenten der Bevölkerung und nach eigenem Gutdünken aus Infanterie, Kavallerie oder Artillerie gestellt. Man zählte auf 80,000 — 100,000 Nationalgarden, in der That aber existirten seither nur 35,000 Mann mit

8400 Pferden. Die Nationalgarde ist nur für den Dienst im Innern bestimmt und kann nur durch Beschluß des Kongresses außerhalb des Landes verwendet werden, in welchem Falle sie dann auch unter den Befehl des Kriegsministers kommt.

Die Seemacht besteht aus: 1 Linienschiff, 3 Corvetten, 2 Brigantinen, 3 Kanonierböten, 5 Goëletten.

Die Kosten des merikanischen Heeres, welches selten die präsente Stärke von 25,000 Mann und 9000 Pferden überstieg, beliefen sich 1840 auf 17,116,878 Pesos, wovon an 500,000 Pesos auf die Marine, welche sehr stiefmütterlich bedacht ist, kommen. Da aber 1 Peso gleich 1 Rthlr. 8 Gr. ist, so ersieht man, daß hier das Heer ein entsetzliches Geld kostet und bei den freien Institutionen nichts nützt, denn seit 1820 hatten alle Revolten und Regierungsveränderungen ihren Keim im Heere, wurden von den Militärchefs geleitet und von den Truppen ausgeführt.

Wir haben nun noch zu beleuchten

die Macht der Vereinigten Staaten.

Diese besteht in der regulären Armee, der Miliz oder Landwehr der einzelnen Staaten und aus der Seemacht. Die Bundesarmee oder reguläre Armee war zu verschiedenen Zeiten auf verschiedene Weise organisirt. Sehr zahlreich war sie niemals. Den höchsten Stand hatte sie in dem Kampfe gegen England, als James Madison Präsident war, erreicht, wurde aber nach dem Frieden auch wieder bedeutend reduzirt. Die verschiedenen Waffengattungen — schreibt Grisson in seinen Beiträgen zur Charakteristik der Vereinigten Staaten — sind auf das Einfachste repräsentirt. Bei der Infanterie gibt es nur Füsiliere, bei der Kavallerie nur Dragoner. Die Artillerie ist Fußartillerie. Die Infanterie bildet 8 Regimenter, jedes zu 510 M., somit im Ganzen, 4,080 M. Von den 2 Kavallerie-Regimentern hat jedes 660 M., und die gesammte reguläre Kavallerie zählt somit 1320 M. — Die Artillerie bildet 4 Regimenter jedes zu 660 M., somit im Ganzen 2,640 M. — Kadetten sind 260 und Offiziere für das reguläre Heer 712. Somit ist der gesammte Stand 9,012 M. — Diese Armee, wenn sie anders

diesen Namen verdient, steht unter dem Befehl des kommandirenden Generals und dieser unter dem Präsidenten. In den Vereinigten Staaten ist eine Linie von Süden nach Norden gezogen und über jeden dieser so gebildeten Theile hat ein Generaloffizier das Commando. Außerdem sind Commandos im Lande vertheilt, namentlich an den verschiedenen Grenzpunkten im Norden gegen Canada, im Westen und Südwesten gegen die Indianer, die jedoch bei der Schwäche der Bundesarmee nur klein seyn können. Die Offiziere des regulären Heeres sollen durchgängig gut und in den Kriegswissenschaften gebildet sein. Dagegen sind die Truppen schlecht geübt und verstehen namentlich nicht, weil sie nie in größeren Massen vereinigt werden, zu manövriren.

Die Landwehr oder Miliz hat jeder einzelne Staat für sich. Sie dient nur für den Fall einer Invasion von Außen oder bei inneren Unruhen. Der Präsident verfügt über dieselbe. Die Gouverneure der einzelnen Staaten sind zugleich Kommandanten der Landwehr. Die Organisation derselben ist folgende: Jeder einzelne Staat wird gleichmäßig in Beziehung auf die Stärke der Bevölkerung in Distrikte getheilt. Diese sind ihrer Beschaffenheit und ihrer Beziehung nach, größere und kleinere. Die größten sind Divisionen. — Mehrere Brigaden, durchschnittlich zwei, bilden eine Division, mehrere Regimenter, gewöhnlich vier, eine Brigade; in der Regel acht Compagnien ein Regiment. Die General-Offiziere der Landwehr schlägt der Gouverneur dem Senate vor. Dagegen werden die Subaltern-Offiziere durch ihre Untergebenen gewählt, die Stabs-Offiziere durch die Subaltern-Offiziere jeden Regiments. Der ganze Wahlmodus wird als ein höchst bedauerlicher in den meisten Schriften geschildert. — Der Volkswitz nennt die Miliz „Barfüßer" und will dadurch ihr Lächerliches und Unmilitärisches bezeichnen. Außer dem regulären Heere und außer der Landwehr gibt es fast noch in allen Staaten uniformirte Milizcorps, über deren Unwerth wir uns nicht die Mühe geben wollen, hier zu sprechen.

Wir wenden uns an den dritten Hauptbestandtheil der amerikanischen Macht, nämlich an die Marine. Sie zählt: 11 Linienschiffe, 15 Fregatten I. Kl., 2 Fregatten II. Kl. 18 Kriegsschaluppen, 2 Briggs, 4 Schooners, 4 Kriegsdampfschiffe, 3 Vorrathsschiffe und 5 kleine

Schooners. Hiebei sind angestellt: 68 Kapitäne, 96 Kommandeurs, 328 Lieutenants, 562 Midshipmen, 234 Offiziere und Beamten niederen Grades und 6100 Matrosen.

Ueber die Kriegsmacht der Vereinigten Staaten mag hier noch folgendes Urtheil Platz finden, welches ein Ungenannter in der Allgemeinen Zeitung niederlegte. Man überschätzt gewöhnlich — so spricht der Verfasser — die militärischen Kräfte der Vereinigten Staaten weit, man läßt sich blenden von ihren ungeheueren natürlichen Hülfsquellen und bedenkt nicht, daß diese Hülfsquellen aus Mangel hinreichender Bevölkerung nur zum kleinsten Theile aufgeschlossen sind und wegen der Schwäche der Centralgewalt nur unvollkommen benutzt werden können. Man nimmt Amerika wie es werden kann, für das, was es ist.

Bei dem Ueberwiegen der agricolen Bevölkerung wird der körperliche Zustand der Miliz jedenfalls ein ausgezeichneter sein, man wird viele starke, abgehärtete Leute erhalten. Je weniger aber am körperlichen Material des Heeres auszusetzen ist, desto mehr fühlt man den Mangel an organischer Gliederung, so wie die Haupteigenschaft regulärer Heere, die Subordination. Diese Mängel werden durch die schrankenlose Freiheit der Amerikaner im bürgerlichen Leben noch gesteigert. Wer glaubt, daß der Nationalgeist im Stande sein werde, die Seele des ganzen bürgerlichen Lebens, die gänzliche Ungebundenheit des Individuums zu unterdrücken, den kann man auf die Geschichte des Unabhängigkeitskrieges, auf die zahllosen Widerwärtigkeiten und Unfälle hinweisen, welche durch den Ungehorsam und die geringe Lenkbarkeit der amerikanischen Heere entstanden.

Auch in Bezug auf die Milizen, welche man zusammenbringen kann, muß man sich keine Illusionen machen. Auf den einzelnen Landgütern draußen, weit entfernt von Nachbarn, ist der Mann seiner Familie viel nöthiger, als in den dichten Menschenkreisen des alten Europa; die männliche Kraft ist nöthig zum Umbau des Bodens, zum Schutze der Familie. Zur Zeit der Erndte werden alle Milizen auseinander laufen.

Eines der größten Hindernisse einer guten, besonders einer länge-

ren Kriegsführung ist der Mangel einer starken Centralgewalt, welche über die militärischen Hülfsquellen des Staatenbundes unbedingt verfügen kann. Nur eigene Noth oder die Furcht vor sehr baldigem Eintreten derselben macht, wie die Erfahrung lehrt, die Menschen zu Opfern geneigt; anders sind diese hier um so weniger herauszubringen, weil man überhaupt an keine Opfer gewohnt ist und es so gut als unmöglich ist, dazu zu zwingen.

Man spricht zwar in Amerika stets von Jackson's Siegen, aber nicht von den zahllosen Niederlagen in den eigenen Staaten und in Canada. Wie Washington im Befreiungskriege die größte Streitmacht der Amerikaner war, so war es Jackson 1815. Nur die Energie dieses Mannes vermochte die amerikanischen Milizen etwas zu zügeln, aber trotzdem dürfte Jackson bei Neu-Orleans ohne die Langsamkeit und die großen Fehler der Engländer nicht so glücklich gewesen sein. Man hat auch von den glücklichen Kämpfen einzelner amerikanischer Kriegsschiffe gegen englische Anlaß genommen, zu behaupten, daß die amerikanische Marine den Engländern Besorgnisse einflößen müsse. Der englische Marinekapitän Douglas gibt in seiner Seetaktik zu, daß die Qualität der amerikanischen Marine damals allerdings besser gewesen sei, indem die enormen, die Kräften aller Arsenale übersteigenden Seerüstungen der Engländer gegen Napoleon eine Vernachlässigung der Qualität der Rüstungen veranlaßt hätten. Er erklärt die amerikanischen Erfolge auch dadurch, daß die englische Marine-Artillerie nicht im Scheibenschießen mit dem Geschütz geübt war. Daß sie ferner der amerikanischen an Kaliber so wie an Länge der Geschütze nachstand. Die Amerikaner benützen diese Umstände, um dadurch ein für sie vortheilhafteres Feuergefecht aus großer Ferne zu erlangen, die englischen Schiffe zu beschädigen, bevor sie im Gefechte in größerer Nähe, bei welchem die Qualität der Bewaffnung von geringerem Einflusse ist, die Endentscheidung suchen. Das Gesammtresultat jenes Krieges muß man daher immer aus dem Gesichtspunkte betrachten, daß Englands Kräfte damals durch den langen Krieg gegen Napoleon fast erschöpft waren.

Nach diesen Darlegungen, welche um so mehr gerechtfertigt er-

scheinen, erwägt man die längst bestehende Spannung zwischen England und den Vereinigten Staaten, gehen wir nunmehr zu unserer Hauptaufgabe.

Krieg zwischen Mexiko und den V. Staaten.

Schon längst gab es sich kund und sprach sich zu Anfange des Jahres 1846 deutlich aus, daß man in Mexiko mit dem Plane einer abgesonderten und unabhängigen Conföderation seiner nördlichen Staaten umgehe, welche auch Texas in sich begreifen sollte. Ein Plan, welchen die plötzliche Revolution und in deren Folgen eingetretene gesonderte Emanzipation von Texas zu nichte machte, in einem Augenblick, wo Männer von bedeutendem Einflusse demselben gewonnen waren. Der Ausbruch der Revolution in Texas war ein vorzeitiger, welchen die Gewaltsamkeit und Willkühr der mexikanischen Regierung herbeiführte, welche die, durch gewisse Artikel der Bundesakte von 1824 garantirte Constitution von Texas aufheben und diesen Staat mit der später von Santa Ana errichteten Central-Regierung verschmelzen wollte.

Um so weniger konnte daher Mexiko die Einverleibung Texas in die Union gerne sehen, eines Landes, welches sich nach langen Kämpfen von Mexiko unabhängig gemacht hatte und durch seinen Anschluß an die Vereinigten Staaten deren politisches Uebergewicht vergrößerte. Von neuem machte Mexiko sein veraltetes und längst verlorenes Recht auf Texas geltend, ja und es war sogar einige Zeit die Rede davon, in Mexiko eine Monarchie mit einem europäischen Prinzen an der Spitze zu gründen und die Ansprüche auf Texas einem Schiedsgericht europäischer Staaten zu unterstellen.

Dieses Alles unterblieb. Dagegen organisirte Mexiko eine Occupationsarmee und bedrohte Texas. Hierauf antworteten die Vereinigten Staaten mit folgender Kriegserklärung:

Proklamation des Präsidenten der vereinigten Staaten.

„Da der Kongreß der Vereinigten Staaten, kraft der in ihm ruhenden verfassungsmäßigen Autorität, durch Akt vom heutigen erklärt hat,

daß durch Anlaß der Republik Mexiko ein Kriegszustand zwischen jenem Staate und den Vereinigten Staaten obwaltet, so proklamire daher ich, James K. Polk, Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika, andurch allen die es angeht, und schärfe insbesondere allen denen, die da unter Autorität der Vereinigten Staaten Civil- und Militärämter bekleiden, hiemit ein, in Erfüllung der ihnen obliegenden Pflichten wachsam und eifrig zu sein. Und überdieß ermahne ich das ganze gute Volk der Vereinigten Staaten, so es sein Vaterland liebt, so es die Unbilden fühlt, welche es zwingen zum letzten Mittel beleidigter Nationen zu greifen, und so es wünscht unter dem Segen der göttlichen Vorsehung die Drangsale des Krieges abzukürzen, daß es sich anstrenge, die Ordnung zu wahren, die Eintracht unter sich zu fördern, das Ansehen und die Wirksamkeit der Gesetze aufrecht zu halten, und alle Maßregeln, welche die konstituirten Behörden zur Erlangung eines schnellen, gerechten und ehrenwerthen Friedens fassen mögen, kräftig zu unterstützen. Zum Zeugniß dessen habe ich dieß mit meiner Hand unterzeichnet und das Siegel der Vereinigten Staaten beifügen lassen. Gegeben in der Stadt Washington, heut am 13. Mai 1846, dem 70sten der Unabhängigkeit. Vom Präsidenten James K. Polk. Gegengezeichnet: James Buchanan, Staatssekretär."

Dieser fast einmüthige Kriegsbeschluß beider Kongreßhäuser war auf eine am 11. Mai an dieselbe gelangte Botschaft des Präsidenten gefaßt worden, welche die Beschwerden der Union gegen Mexiko auseinander setzte und worin es hieß: Mexiko habe durch Invasion des Gränzlandes der Vereinigten Staaten am Rio Grande del Norte und durch Vergießung amerikanischen Blutes die Feindseligkeiten begonnen und eine Kriegserklärung provocirt. Der Kongreß votirte hierauf die Vermehrung des regelmäßigen Heeres auf 15,000 Mann, dazu ein Aufgebot von 50,000 Milizen und 10 Mill. Dollars zur Bezahlung der Truppen.

Daß die Vereinigten Staaten die Schuld des Ausbruchs der Feindseligkeiten den Mexikanern beilegen, ist erklärlich, doch erinnern wir uns dabei unwillkührlich an die Fabel vom Wolf, welchem das Lamm das Wasser getrübt haben soll. Indessen muß zugestanden werden, daß

Mexiko den Abgesandten der Vereinigten Staaten (Slidells), welcher mit Vollmacht jede obwaltende Schwierigkeit auszugleichen, auf mexikanischem Boden angelangt war, anzuhören verschmähete und seine Vorschläge durchaus nicht entgegennahm. Der Plan der Vereinigten Staaten war, Mexiko zur Anerkennung des Flusses Rio Grande als Gränze zwischen beiden Ländern zu vermögen.

Indessen hatten die Feindseligkeiten schon begonnen. Die mexikanischen Truppen, 10,000 Mann unter dem General Ampudia, hatten sich in und bei Matamoras gesammelt. — General Taylor, der Befehlshaber der amerikanischen Truppen in Texas stand mit 2300 M. am Rio Grande, unweit Matamoras, wo er Verschanzungen und Batterien aufführen ließ, welche ihn einerseits vor einem Ueberfall sichern, andrerseits ihm die Herrschaft über die genannte Stadt verleihen sollten.

Anfangs April entsandte General Ampudia ein Corps von 3000 M. 20 Meilen oberhalb des amerikanischen Lagers über den Rio Grande. Taylor entsandte gegen dieses Corps, dessen Stärke ihm unbekannt war, 2 Schwadronen Dragoner unter Capitain Thurnton auf Recognoscirung. Diese stießen nach kurzem Marsch auf die Mexicaner, welche sich hinter einen Hügel zurückzogen. Die Dragoner folgten in Eile und Unordnung und die Folge war, daß sie sich plötzlich von einer weit überlegenen Abtheilung umringt sahen und größtentheils mit ihrem Anführer gefangen wurden. Dieser Sieg brachte die Mexicaner in die Verbindungslinie von General Taylors Lager im Point Isabel, wo Munition und Proviant für die amerikanische Armee angehäuft lagen. Die ganze Besatzung daselbst beschränkte sich auf 90 Artilleristen, 20 Dragoner, 150 bewaffnete Bürger und 250 Trainführer, letztere zu 160 Wagen gehörend, welche die amerikanische Armee begleiteten.

General Taylor, eine bedeutende Uebermacht im Angesicht, zugleich auch den Feind im Rücken, mit Proviant auf höchstens 14 Tage versehen und von der Küste abgeschnitten, reclamirte sofort von Texas 2400 M., von Luisiana 4 Regimenter und was sonst noch in den Staaten des Westens aufzutreiben war.

Zugleich wurde auf Vermehrung der Marine Rücksicht genommen

und dieselbe um 16 Linienschiffe, 40 Fregatten, 40 Kriegsschaluppen, 10 Kriegs-Dampfschiffe mit dem Privilegium, Kauffahrer als Kriegsschiffe zu bestellen, erhöhet. Die Vereinigten Staaten sollten demnach 27 Linienschiffe, an 60 Fregatten, 70—80 Kriegsschaluppen, worunter bis zu 30 Kanonen, 16—18 Dampfer und zur Vertheidigung der Küsten 800 kleinere Dampfschiffe und Fregatten haben. Die Wirklichkeit blieb weit hinter diesen Zahlen. — Das Geschwader der Vereinigten-Staaten, welches anfänglich auftrat, lag unter dem Commodore Conner vor Veracruz. Derselbe hatte den Befehl sich fürs erste streng auf der Defensive zu halten.

Dem Unfalle, welchen die amerikanischen Truppen gleich anfänglich erlitten, folgte kurz darauf ein weiterer am 26. April. Eine Abtheilung texanischer Scharfschützen, welche eine Recognoscirung zu machen hatten, wurde auf dem halben Weg von Point-Isabel nach Taylors Lager von 1500 Mexikanern angegriffen und dergestalt geschlagen, daß nur 2 Mann entkamen. Diese 2 Gefechte, welche vielleicht unbedeutend erscheinen, waren nicht ohne Rückwirkungen. Bei Taylors Truppen, welche ohnehin von Lebensmitteln entblößt waren, trat Desertion ein, wogegen sich bei den Mexikanern die Disciplin verbesserte. Taylors Lage war daher um so mehr eine fatale, als die Verstärkungen, welche eintreffen sollten, sehr mager ausfielen. Als der erste Kriegsschwindel vorüber war, zeigten die Bürger von Louisiana und anderen Südstaaten keine große Lust als Freiwillige unter die Fahnen zu treten, so daß man sich dort genöthigt sah, zur Conscription zu greifen. Mehr Eifer zeigte sich indessen anderen Orts. In New-York, Filadelfia und anderen nördlichen Hauptstädten hatten Versammlungen stattgefunden, in denen energische Beschlüsse zur Unterstützung der Regierung gefaßt wurden. Die Staaten Indiana, Illinois, Kentucky Tennessee hatten je drei Milizenregimenter als Contingent zu stellen versprochen.

Am 1. Mai beschloß endlich der amerikanische General Taylor mit dem größten Theile seiner Truppen den Strom hinabzuziehen, um Point Isabel (Texas), welches die Mexikaner bedroheten, zu entsetzen und zu befestigen, dort seine aus Louisiana erwarteten Verstärkungen

an sich zu ziehen und zugleich seine Zufuhren in Empfang zu nehmen, weil seine Truppen, wie schon erwähnt, an Lebensmitteln litten. Er zog mit etwa 2000 M. ab und ließ in dem vollständig befestigten Lager 800 M. nebst Artillerie unter dem Major Brown zurück. Er wurde unterwegs nicht aufgehalten. Kleine mexikanische Abtheilungen zeigten sich zwar, aber sie unternahmen nichts und Taylor traf am anderen Tag wohlbehalten in Point Isabel ein, wo er von der kleinen Besatzung mit Jubel empfangen wurde.

Die Mexicaner benützten indessen Taylors Abwesenheit zu einem Angriff auf sein Lager, indem sie dasselbe von vornen über den Fluß herüber durch ihre Batterien beschossen, während 2000 Mann dasselbe von der Rückseite bestürmten. Sie fanden jedoch die Verschanzungen zu stark, wollten keine Truppen opfern und zogen sich wieder zurück. Sämmtliche amerikanischen Batterien am Flusse beschossen nun ihrerseits Matamoras, welches bald schrecklich litt und halb in Trümmern lag. Dagegen verloren die Amerikaner den Commandanten ihrer Verschanzungen, den Major Brown.

General Taylor verweilte fünf Tage zu Point Isabel, welches er stärker befestigen ließ. Auf die erhaltene Nachricht von dem Angriff der Mexikaner auf sein Lager, verließ er vom 6. auf den 7. Point Isabel, wo er bedeutende Zufuhren erhalten hatte, um in sein Lager zurückzukehren. Am 8. Nachmittags stieß er bei Porto Alto auf die Mexikaner, welche 5100 M. Infanterie, 900 M. Cavalerie und 7 Geschütze zählten. Taylor hatte nur 2300 M.

Die Mexikaner unter dem General Arista eröffneten den Angriff durch Artilleriefeuer, worauf sich sodann ein kleines, unbedeutendes Gefecht entspann. Gegen Abend zogen sich die Amerikaner zurück und die Mexikaner glaubten, sie würden über den Fluß zurückgehen. Dieses geschah aber nicht. Jene stellten sich vielmehr bei Resaia de la Palma in einer Schlucht auf, welche kaum 1½ Stunden von Matamoros liegt. Am 9. griff Taylor den Feind mit dem Bajonett an und nahm nach heißem Kampfe und wiederholten Stürmen dessen Batterien, welche ihn auf der einen Seite deckten. Sind die amerikanischen Berichte nicht übertrieben, so verloren die Mexikaner sämmtliche Kanonen,

ihre Maulthiere, Feldmunition, Gepäck, 1500—2000 M. Die Amerikaner geben ihren Verlust zu 156 Todte und Verwundete an, was natürlich zu gering ist.

Nun langte Taylor mit seinen 250 Wagen mit Lebensmitteln wohlbehalten in seinem Lager an und bald darauf überschritt er den Fluß Rio Grande und besetzte Matamoras, so wie die kleine Stadt Curita. — Das mexicanische Heer war durch diese Unfälle sehr entmuthigt, was um so leichter dort geschieht, wo die militärische Disciplin fehlt. Man unterhandelte nun, wahrscheinlich um Zeit zu gewinnen, um einen sechswöchentlichen Waffenstillstand. General Taylor genehmigte denselben auf acht Stunden und die Mexicaner benützten diese Zeit, um sich in das Innere des Landes zurückzuziehen.

Um diese Zeit, Ende Mai, war der Hafen von Veracruz stark blokirt, an eine Beschießung des festen Schlosses San Juan de l'Ulloa konnte aber das amerikanische Geschwader für's erste nicht denken. Indessen hofften damals die Amerikaner, wenn sie der mexicanischen Armee rasch folgen würden, einen Handstreich auf Mexico versuchen zu können. Diese Hauptstadt ist nur 1000 engl. Meilen von Matamoras entfernt und sollte der Angriff auf Vera-Cruz gelingen, so wollte Taylor drei Corps in verschiedenen Richtungen auf Mexico marschiren lassen, um einen raschen und entscheidenden Schlag zu thun.

General Taylor blieb indessen mit seiner Hauptmacht bei Matamoras stehen, die sich auf 15,000 M., worunter 4000 M. reguläre Truppen, belief. Die Unthätigkeit Taylors erklärt sich leicht, wenn man erfährt, daß seine Armee sehr undisciplinirt war, die Freiwilligen solche zu verlassen wünschten und sich überhaupt das Kriegsfieber bei den Amerikanern sehr gemildert hatte. Von Einfluß hierauf mag auch besonders die fast unerträgliche Hitze gewesen sein, so wie daß beinahe ein Zehntel der Mannschaft an der Ruhr krank lag. Taylor sah daher Verstärkungen entgegen, die auch nach und nach eintrafen, und ihm erlaubten noch die Orte Reynosa, Camarpo und Mier am rechten Ufer des Rio Grande zu besetzen.

Während dem hatte sich der mexicanischen Rest der Armee nach Linares zurück gezogen, demoralisirt, ohne Proviant, Munition und Artillerie.

General Ariſta war in Folge der erlittenen Niederlagen ſeines Commando's entſetzt worden und der Congreß hatte am 6. Juni den General und Vice-Präſidenten Paredes ermächtigt, den Oberbefehl über das Heer ſelbſt zu übernehmen. Interimiſtiſcher Präſident wurde der aus dem Unabhängigkeitskrieg bekannte General Bravo. Als ſich jedoch Paredes mit 8000 M. auf das Kriegstheater begeben wollte, fand er ſich plötzlich von ſeinen Soldaten verlaſſen. Die unerwartete Rückkunft Santa Anna's bewirkte dieſes Wunder. Santa Anna, welcher in der Havanah lebte, war am 16. Auguſt in Vera-Cruz eingetroffen, hatte von den Amerikanern die Erlaubniß zum Landen erhalten und man empfing ihn daſelbſt mit dem Rufe: „Es lebe Santa Anna und die Conſtitution von 1824.“ Ob Santa Anna den Amerikanern, vermittelſt deren Hilfe ihm allein eine Landung gelingen konnte, beſondere Verſprechungen gemacht habe, iſt möglich, aber nicht erwieſen. Jedenfalls hat er ſie getäuſcht. Seine erlaſſene Proclamation warf Paredes vor, eine Monarchie haben gründen zu wollen, ſie fand Anklang und man beeilte ſich, die Zügel der Regierung ſeinen Händen anzuvertrauen, was er anfänglich ablehnte. Bald verſtand er ſich jedoch dazu und er nahm Ende Auguſt die Gewalt mit den Worten an: „Meine Funktionen werden aufhören, ſobald ich die Nation in ihre Rechte eingeſetzt habe, wenn ich ihr Geſchick von ihren geſetzlichen Vertretern überwacht ſehe und unter dem Segen des Himmels an den Ufern des Sabine — nördliche Gränze zwiſchen Texas und den vereinigten Staaten — geerntete Lorbeeren zu den Füßen der Nationalvertreter niederzulegen vermag.

Indeſſen war Taylor bis Mitte Auguſt in Matamoras gelegen, wo ſein Heer, wie ſchon erwähnt, der Art leiden mußte, daß er nicht im Stande war, zumal in dieſer Jahreszeit, etwas zu unternehmen. Er erhielt zwar Verſtärkungen, aber die Auftreibung der erforderlichen Truppen koſtet in Amerika viele Zeit. Die Sendungen nach dem Rio Grande beſtanden überdieß noch aus lauter rohen, nicht einmal eingekleideten Mannſchaften und trotz der ungeheuren Maſſen von Lebensmitteln, welche die amerikaniſche Regierung auf kleinen Dampfbooten zur Armee zu ſchaffen bemüht war, litt dieſelbe doch Mangel. Und

während sie sich auf der einen Seite verstärkte, hatte sie anderseits einen bedeutenden Abgang. Das Kriegsleben in Mexico behagte den Freiwilligen, welche auf 6 Monate eingetreten waren, nicht und sie weigerten sich eine Dienstzeit von 6 Monaten einzugehen. An 8000 M. verließen so unter Berufung auf das Gesetz die Fahnen und sagten den mexikanischen Donna's Valet. Statt daher das Heer Taylors auf 25,000 M. zu bringen, erreichte es nur die Stärke von 15,000 M. und der Obergeneral verlor überdieß noch an den zurückgezogenen Truppen die besteingeübten und acclimatisirten Leute.

Endlich, Ende August, brach Taylor mit dem Kerne seiner Truppen auf nach Monterey. Um dieselbe Zeit marschirte eine Colonne in das Innere von Neu-Mexiko, eine zweite stand bei Monclove und die Freiwilligen endlich, sich längs der Küste haltend, hatten San Fernando weggenommen. — Um diese Zeit hatte sich die mexicanische Armee, 10,000 M., in Monterey concentrirt, wo immer noch Ergänzungs-Truppen erwartet wurden.

Am 3. September traf Taylor in Camorgo ein und setzte am 5. seinen Weg nach Monterey fort. Er hatte 200 Wagen, 300 Maulthiere und 160,000 Rationen bei sich. Kleine Abtheilungen von Scharfschützen säuberten das Land zu beiden Seiten der ausersehenen Marschlinie und hatten dabei mehrere kleinere mexikanische Städte besucht, ohne auf Widerstand zu treffen.

Am 19. September endlich traf Taylor mit 6000 M. vor Monterey (Departement Neu-Leon) an, wo sich Ampudia verschanzt hatte. Er schlug nach einer Recognoscirung sein Lager drei englische Meilen von der Stadt auf. Am 20. begannen die Belagerungs-Arbeiten und General Worth erhielt mit seiner Division den Befehl, die Stadt zu umgehen, sich der nach Saltillo führenden Straße zu bemächtigen und die westlich der Stadt gelegenen starken Höhen zu nehmen. Erst am Morgen des 21. gelang es ihm, nachdem er eine feindliche Abtheilung von Cavalerie und Infanterie auf seinem Marsche zurückgeworfen hatte, die bezeichneten einen Theil der Stadt beherrschenden Forts zu besetzen. Mit dem vorgefundenen Geschütz wurde sogleich ein starkes Feuer auf den zu einer Citadelle umgewandelten erzbischöflichen Pallast unternommen.

Um Worths Bewegungen zu unterstützen, machte eine andere Abtheilung auf dem linken Flügel eine Diversion und der Befehl die vorderste mexikanische Batterie zu nehmen, wurde trotz des heftigsten Feuers ausgeführt. Die Division, welche dieses gethan, drang bald darauf weiter in die Stadt, wiewohl langsam und unter dem heftigsten Kreuzfeuer der Citadelle, der zweiten Batterie und der hinter Barrikaden aufgestellten mexikanischen Infanterie. Mit Stürmung und Besetzung eines Forts schloß der erste Tag. Am 22. stürmte General Worth noch einige Außenforts auf der Westseite und weiterhin fiel der erzbischöfliche Pallast in die Hände der Stürmenden.

Am 23. entdeckten die Amerikaner, daß das zweite und dritte Fort und die dazugehörigen Werke im Osten der Stadt vom Feinde während der Nacht gänzlich geräumt worden und daß sich der letztere nach dem Hauptplatze der Stadt und nach der Citadelle zurückgezogen. Auch an diesem Tage mußten die Amerikaner noch mehrere Straßen und fast jedes Haus einzeln nehmen; die Mexikaner hatten sich noch stärker verbarrikadirt, als die Tage zuvor.

Worth stürmte Nachmittags die Westseite der Stadt, trieb den Feind vor sich her und behauptete seine einmal in der Nähe des Hauptplatzes gewonnene Stellung. Gegen Abend wurde von ihm ein Mörser innerhalb der Kirchhofeinfriedung aufgestellt und dem bereits auf einen engen Raum beschränkten Feind ziemlicher Schaden zugefügt.

Am 24. verlangte Ampudia zu kapituliren. Taylor wies den Antrag zurück und verlangte Uebergabe. Um 11 Uhr ließ Ampudia um eine persönliche Unterredung bitten, doch hatte man sich um 4½ Uhr noch nicht vereinigt. Taylor stand auf und gab eine Stunde Bedenkzeit. Sofort erklärte sich Ampudia zu einer Kapitulation bereit und es wurde bestimmt, die Offiziere sollten mit Seitengewehren, die Kavallerie und Infanterie mit Waffen und Gepäck abziehen und die Artillerie eine Batterie mit 20 Schuß Munition mitnehmen. Alle übrigen Kriegsvorräthe werden den Amerikanern übergeben. Die mexikanische Armee verläßt am anderen Morgen 10 Uhr die Citadelle, worauf die Amerikaner einziehen. Innerhalb 7 Tagen hat sich die erstere hinter

eine etwa 3 Meilen entfernte (vom Paß Rinconada, der Stadt Linares und San Fernando de Presas gebildete) Linie zurückzuziehen, welche von den Amerikanern zu respektiren ist, solange der Waffenstillstand von 8 Wochen dauert. (Letzter Punkt unterliegt der Genehmigung der Regierung.) Endlich wird den Mexikanern zugestanden, daß sie ihre eigene Fahne im Augenblick der Herabnahme von der Citadelle aus ihren eigenen Batterien salutiren dürfen.

In diesen Gefechten hatten die Amerikaner 600 M., die Mexikaner 1500 M. verloren. Letztere zogen sich bis Saltillo, und von hier nach San-Luis de Potosi zurück, wohin sich Santa Anna begab und die von allen Seiten aufgebotenen Hülfstruppen und den Feind erwartete. Das amerikanische Gouvernement beschloß den Krieg mit Nachdruck fortzuführen und den Invasionsplan abzuändern. Der Marsch von Monterey bis zur Stadt Mexiko ist wenigstens um 600 englische Meilen länger, als der von Tampico am Golf oder Alvarado oder Veracruz. Sofort soll die Heeresabtheilung an der Küste, beträchtlich durch Freiwillige verstärkt, Tampico nehmen und in das Innere gegen die Stadt Mexiko vordringen und ein fast gleichzeitiger Angriff wurde zu Wasser und zu Land auf Veracruz beabsichtigt. Taylor endlich sollte mit Zurücklassung einer Besatzung in Monterey, ohne Verzug mit seiner Hauptmacht auf Saltillo rücken und seine Lebensmittel vom Lande selbst nehmen und Kontributionen zu erheben. Dieses ist indessen schwierig, weil sich die mexikanische Bevölkerung immer mehr zurückzog, so daß es Taylor immer an Lebensmitteln fehlte.

Werfen wir einen kurzen Blick auf diesen 1. Abschnitt des amerikanisch-mexikanischen Krieges, so sehen wir, daß die Mexikaner denselben eröffneten, sich folglich in der Initiative befanden. Aber ihre Gränze war von Truppen entblößt, das Heer überhaupt noch auf dem Friedensfuß und alle Vorbereitungen zum Kampfe waren noch unterlassen. Nur um den Vortheil der Initiative zu benützen, konnte man den Mexikanern zugestehen, unter solchen Verhältnissen den Kampf zu beginnen, welcher ihnen in strategischer Beziehung Vortheile bringen konnte. Aber die Mexikaner benutzten ihre Vortheile nicht, welche sie hatten. Daß sie vordrängen und den Krieg nicht auf eigenem Boden

beginnen wollten, war richtig ausgedacht, aber sie benützten die anfängliche Schwäche Taylor's nicht.

Was die Amerikaner anbelangt, so haben sie die längste Operationslinie gewählt, wie sie dieses auch jetzt einzusehen scheinen, um an's Ziel zu kommen. Das Ziel ist aber die Stadt Mexiko, denn sie ist ähnlich wie Paris der Nerv des Landes. Taylor nahm den Rio Grande als Operationsbasis, bildete hier eine Reserve, ließ den General Kearney den Fluß hinabmarschiren, um die Basis weiter auszudehnen und um Santa Fé den Centralpunkt der mexikanischen Macht im Norden zu bedrohen.

Als Taylor stärker wurde, als er Vortheile errang, wurde er unschlüssiger, das beweist sein Benehmen bei Monterey, wo er statt den Feind völlig zu vernichten, ihm einen 8wöchentlichen Stillstand bewilligte. Dieser Fehler verdient in jeder Beziehung Tadel und auch dann, wenn es seine Richtigkeit hat, daß die Truppen Mangel litten. In kurzer Zeit hätte er seine Gegner zur völligen Auflösung bringen können.

Bis jetzt hat der Krieg schon 50 Mill. Dollars gekostet und eigentlich hat er noch kein Resultat geliefert. Man hoffte 90 Tage nach den Scharmützeln am Rio Grande Mexiko besiegt zu haben, aber man täuschte sich sehr. Will man jetzt den Operationsplan ändern und zunächst gegen Vera-Cruz agiren, so gehört hiezu eine Flotte, welche besser und thätiger ist als seither die amerikanische, auch fragt sich, was die im Golf befindlichen englischen und französischen Schiffe thun werden. Würde aber auch jetzt von hier ein Corps gegen die Stadt Mexiko vordringen, so wären die im Norden befindlichen amerikanischen Truppen zu weit entfernt, um jenes unterstützen zu können.

Doch halten wir nun unser Urtheil zurück, bis wir im Stande sind, weiter über den 2. Abschnitt dieses interessanten Kampfes berichten zu können, was erst dann möglich ist, wenn bestimmtere und genauere Nachrichten vom Kriegsschauplatze einlaufen, als sie zur Zeit von der sich so oft widersprechenden Tagespresse geliefert werden.

Länder- und Völkerkunde.

Land und Leute von Schleswig-Holstein.

Dritter Artikel.

Während wir schon oben einige Verwüstungen erwähnten, welche die Nordsee in neuerer Zeit an den schleswig-holsteinischen Küsten angerichtet, wollen wir jetzt versuchen, aus ihren Spuren, welche sie in Sandbänken, Inseln und Meerbusen hinterlassen, eine Geschichte dieses Meers zu geben, ein Versuch, der seine großen Schwierigkeiten hat, denn das frühere Völkerleben an diesen gefährlichen, von Sturmfluthen und großen Naturereignissen zermalmten Gestaden ist fast spurlos untergegangen, und mehr oder minder wahrscheinliche und scharfsinnige Voraussetzungen treten an die Stelle wohlbegründeter Kenntniß. So vermuthet man, daß die Cimbern und Teutonen über 100 Jahre vor Chr. durch eine ungeheure Fluth, welche ihre Wohnsitze zwischen Elbe und Weser verschlang, nach Süden getrieben worden seien. Man muß den Untergang eines mächtigen Stücks vom Festlande zwischen Weser und Elbe um so gewisser voraussetzen, wenn man einzelne Nachrichten aus der Römerzeit mit dem vergleicht, was das Meer verschlungen hat, seit wir deutliche Kunde darüber haben. Nicht allein, daß an der ganzen deutschen und holländischen Küste eine zahllose Menge Untiefen und Bänke liegen, die auf Meilen hinauslaufend und den geschlossenen Umriß einer Küste andeutend sich als Reste untergegangener Länder ankündigen; sondern nach Tacitus konnte man auch von der Rheinmündung aus die Küsten Englands erkennen, welche jetzt 30 Meilen davon

entfernt sind. Es ist kein Zweifel, daß vor jener Cimbrischen Fluth Ueberschwemmungen stattfanden, welche England von Frankreich und Deutschland trennten. So lange diese Verbindung bestand, bildete die Nordsee ein geschlossenes Becken, in welchem die Fluthen keinen großen Schaden anrichten konnten, denn sie vermochten nur von Nordwest hereinzudringen und nahmen ihren Zug von Schottland herüber nach Norwegens Küste hin, die von diesen reißenden Strömungen und Fluthen wahrscheinlich ihr ehemaliges Vorland verloren hat, worauf ihre Felsen so glatt und tief abgespült wurden, wie wir sie jetzt erblicken. Als aber die Erdenge zerrissen war, welche England mit Frankreich verband, begann die Zeit der Leiden und Schrecken für die deutschen Küsten, die Zeit des Elendes und des endlosen Kampfes für ihre Bewohner, welche Tacitus schon als auf Pfählen wohnend darstellt, umrauscht von den brüllenden Meereswogen, die ihnen ohne Unterlaß nach dem Leben stehen. Dieser Kampf ist namentlich von den Friesen geführt worden, einem der kühnsten deutschen Stämme, den edlen und freien Friesen, die in diesem tausendjährigen Kriege endlich untergegangen sind, wie ihr Land, und deren schwache Reste noch auf den Außeninseln an Schleswigs Küste wohnen. Als die Seepforte des Südens einmal aufgerissen war, welche jetzt für die Schifffahrt der Völker von so großer Wichtigkeit ist, stürzten zwei verschiedene Fluthströme sich in das Becken der Nordsee. Der eine kam nordwestlich von den Orkaden herein, der andre wälzte sich südlich an den deutschen Küsten hinunter und beide begegneten sich kämpfend, trieben sich hoch empor und rissen bei Spring- und Sturmfluth die weichen Marschländer, welche ihnen nicht so widerstehen konnten, wie die Klippen von Dover, mit sich fort. So verlor England viel Land zwischen Themse und Humber, wie die vielen Bänke dort beweisen, am schlimmsten aber erging es Deutschland, wo der doppelte Fluthstrom wirkte, denn es ist ein Gesetz, daß die Fluth, welche im freien Weltmeer höchstens drei Fuß hoch steigt, um so höher wächst, jemehr sie am Land Widerstand findet und in Meerengen zusammengepreßt wird. So steigt sie im Canal von Bristol bis auf 30, bei St. Malo 35 — 40, an den schottischen und englischen Ostküsten dagegen nur 10—12 Fuß. Der Strom des Weltmeers, der vom Aequator west-

lich heranrollt, prallt wenn er Europa erreicht hat, gegen die Farder und Orkaden. Dort spaltet er sich und sendet den einen Arm gegen Englands West- und Südküsten, gegen Frankreich, Spanien und Portugal. Der zweite Fluthstrom, welcher nach Deutschland hinüber geht, hat an Jütlands Küsten gar keine Macht. Der Kattegat wirft ihm die Wasser der Ostsee entgegen, und lenkt ihn ab, je weiter er jedoch an Schleswig-Holsteins Westküste hinströmt, um so höher schwillt er an. Bis an die Eider steigt die Fluth allmälig auf 6 Fuß, an der Elbe 9, an der Weser 12 Fuß. Das freiliegende Helgoland hat nur 5—6, Amsterdam 4 Fuß. Wenn jedoch bei Neumond oder Vollmond, wo die Fluth als sogenannte Springfluth an sich schon höher steigt, noch Stürme aus solchen Himmelsstrichen wehen, daß das Meer noch stärker gegen die Küsten gedrängt wird, so entstehen Sturmspringfluthen, wobei das Meer 40—50 Fuß über seinen gewöhnlichen Stand anschwillt, die Dämme zerbricht und Husum, Hamburg, Bremen, Emden, Tönningen unter Wasser setzt. Die schrecklichsten Verheerungen, welche Sturmspringfluthen angerichtet haben, wurden herbeigeführt, wenn anhaltender Südweststurm wehte, der die Wasser vom Canal herein in die Nordsee trieb, plötzlich aber mit hoher Fluth nordwestlich umsprang und das wüthende Element gegen die deutschen Küsten warf.

Die südlichste Stadt an der schleswig-holsteinischen Westküste ist Glückstadt an der Elbe, eine von Christian IV. 1616 erbaute Festung, wo jetzt ein Hafen angelegt wird, der mit der Glückstadt-Altonaer-Eisenbahn den Handel dieser Stadt heben soll. Der Verkehr von Glückstadt ist schon jetzt nicht unbedeutend, denn hinter der Stadt liegen reiche Marschen, die einen Ueberfluß an Ausfuhrproducten des Ackerbaus erzeugen. Es ist nach Altona der erste Hafenplatz Holsteins an der Elbe, schickt Schiffe nach Grönland auf den Wallfischfang und hat 144 kleinere und größere Fahrzeuge. Von Glückstadt aus dehnen sich die Kremper und Wilster Marschen an der Elbe hin, Tiefländer, die zum Theil unter dem Stromspiegel liegen und durch hohe Deiche vor den Fluthen geschützt sind. Die Kunst muß hier den Anbau schirmen. Mühlen treiben das Wasser aus den vielen Abzugsgräben, oder Schleußenwerke schließen und öffnen sich, je nachdem Fluth oder Ebbe wechseln.

Zwischen der Elbe und Eider, von diesem letztern Fluß nördlich und östlich, von dem Meer westlich geschlossen, nur gegen Südwesten offen, liegt Dietmarschen, der klassische Boden der alten Bauernfreiheit. Diese Landschaft zerfällt in Süd- und Norddietmarschen, ist 12 Meilen lang und 6 breit. Aufs höchste konnte sie 6000 waffenfähige Männer stellen, aber die Freiheitsliebe und Tapferkeit dieser sächsischen Bauern, wie die Natur ihres Landes waren Bollwerke, welche die Fürsten und Ritter aus Holstein und Deutschland vergebens zu überwältigen suchten. Durch die Wiesengründe an der Eider, wo manch hübsches Dorf und großes Gehöft liegen, führt der Weg in die Dietmarsche Geest, deren kahle Sandhügel einen Gürtel um die tiefe Marsch schlingen, der bis in Süddietmarschen nach Meldorf reicht und erst in der Nähe des Meeres endigt.

Wenigstens die Hälfte des Landes ist Geest, doch in alter Zeit war diese keineswegs so dürr, wie jetzt. Sie war mit Wald so dicht besetzt, daß die Dietmarschen sich rühmten, es könnte in ihrem Lande ein Eichhörnchen von Meldorf bis an die Eider springen, ohne den Boden zu berühren. Jetzt stehen nur einzelne Eichen mit gewaltigen Kronen auf den Hügelkanten, da und dort von Föhren und schmalen Büschen eingefaßt, die Ueberreste jener stolzen Wälder, in denen einst freie Männer sich zu Rath und That vereinten. Trotz des Sandbodens gedeihen hier die Felder unter der fleißigen Hand, und mitten in den Feldmarken ragen zahlreiche Hünengräber, zuweilen von merkwürdiger Größe empor, die der Pflug schonend umkreist. Wo die Geesthöhen in die Marsch hinunterziehen, ist der Boden sofort von besserem Gehalt, doch auch hier kommt das sonderbare Verhältniß häufig vor, daß Geest und Marsch, tiefer Sand und der schwerste Thonboden sich unmittelbar berühren. Heide, der Hauptflecken in Norddietmarschen liegt an der Grenze gen Süden, mitten im Sande der Geest. Es ist ein freundlicher Ort mit breiten Straßen, einem großen Marktplatz und 6000 fleißigen, von Handel, Ackerbau und Gewerben lebenden, Einwohnern. Heide und Meldorf, der Hauptort von Süddietmarschen, heißen Flecken, obgleich beide größer und belebter sind als mancher Wohnort in Schleswig Holstein, der den Stadtnamen trägt. Heide ist der Sitz der Lan-

desregierung und des norddietmarschen Gerichts. Hier wohnt der Landvogt und die Behörden, und was den Handel anbelangt, so versorgt Heide die Marsch mit Allem, was sie nöthig hat und führt Getreide, Pferde und Vieh nach den Holsteinischen Elbhäfen und nach Hamburg. Obgleich es noch keine Kunststraßen gibt und die Landwege in sehr schlechtem Zustand sind, so will man doch jetzt von Glückstadt durch Dietmarschen eine Eisenbahn bauen. Auch in Dietmarschen finden sich die Spuren der alten Holländer wieder, die beschnittenen Lindenbäume und Hecken, die rothen Backsteinhäuser mit Giebeln und Vortreppen, welche sie überall einführten, wohin sie wanderten, sammt ihrem Fleiß und Ordnungssinn. Die Marschleute sind wohlhabend, gebildet, selbstständig und stolz auf ihre Vorrechte. Ihre Höfe haben 200—400 Magdeb. Morgen Umfang; jeder Morgen gibt bis 12 Thlr. Pacht.

Daß die Dietmarschen ein deutscher Stamm sind, kann man auch noch immer aus ihrem Hausbau erkennen, der Menschen und Vieh unter einem Dache herbergt. An der Giebelseite hin geht die Wohnung und oft ist diese städtisch ausgeschmückt und mit allen Bequemlichkeiten versehen. Die großen Höfe haben auch Nebengebäude und bei dem Holzmangel ist der Baustoff Backstein, die einzigen Unterschiede von der Ostküste. Westlich hinter Heide geht es in die Marsch hinunter nach Weslingburen und an die Meeresküste nach Büsum, einem kleinen, nur bei Fluth zugänglichen Hafen, dem einzigen der Landschaft. Weslingburen, die westlichen Bauern, ist ein Flecken, wo ein lebhafter Wochenmarkt gehalten wird. Hier sieht man die kräftigen, trotzigen Gestalten der Dietmarschen zahlreich beisammen, hierher kommen Käufer und Verkäufer, Leute die Arbeit suchen und Hofbesitzer, welche Knechte und Mägde brauchen aus allen Gegenden der Marsch.

Von jeher waren die Dietmarschen wegen ihrer Kühnheit und Stärke berühmt. Am Meere und an der Eider hin kämpften sie zu Land und See, verheerten Eiderstedt, demüthigten die Friesen und waren immer bereit, jede erlittene Unbill mit Spieß und Streitart zu bezahlen. Dabei sind sie gastfrei, ehrlich, thätig und verständig. Soweit ihre Geschichte bekannt ist, reicht ihr Streben nach Unabhängigkeit. Nachdem sie vom 10. bis 13. Jahrhundert bald unter der Oberherr-

schaft der Grafen von Stade gelebt, und mehr als einmal diese Zwingherrn getödet, ihre Burgen gebrochen und sich frei gemacht hatten, bald, wie von Heinrich dem Löwen überwunden und gezüchtigt worden waren, versuchten die Grafen von Holstein und die Könige von Dänemark mehrmals, dieß Land zu unterwerfen. Dieß wechselte bis zur Schlacht von Bornhöved, wo die Hamburger, Lübecker, Bremer, Mecklenburger und Holsteiner mit ihrer Hülfe die Dänen schlugen und der Dänenherrschaft in Norddeutschland 1227 ein Ende machten. Von dieser Zeit an bis 1559, mehr als drei Jahrhunderte lang war Dietmarschen ein freier Bauernstaat. Der inländische Adel wurde vertrieben oder wanderte aus; zu ihm gehörten die noch bestehenden Geschlechter der Reventlow und Alefeld. Nun entwickelte sich die eigentliche Landesverfassung, die aus den urältesten Zeiten stammend uns ein Bild des Volks- und Staatslebens unsrer Vorväter in Deutschland geben kann. — Alles Volk theilt sich in Geschlechter oder Schlachte, die fest zusammenhielten in Rath und That, in Noth und Tod. Alle standen für einen, einer für Alle. In der Schlacht kämpften sie zusammen, jede Unbill wurde gemeinsame Sache. Jeder suchte und fand Hülfe und Schutz bei seinem Geschlecht. Noch jetzt sind die Geschlechter und Freundschaften im Dietmarschen ausgebreitet und engverbunden. Jedes Geschlecht führte eigne Wappen und Fahne und theilte sich wieder in Linien oder Häuser, Klüfte genannt. Der freie Dietmarscher war mit 11½ Jahre gültig, d. h. Herr seines Willens; mit dem 14. Jahre wurde er wehrhaft, mit dem 18. Jahre mündig; er erhielt dann freie Verfügung über sein Vermögen, Sitz und Stimme in der Volksversammlung und war wählbar in das Gericht und zu allen Aemtern. Alle Gutsbesitzer ohne Unterschied waren gleichberechtigt. Die Oberhoheit über das Land stand dem Erzbischof von Bremen zu, der einen Vogt hielt und einige Gefälle einzog; im Uebrigen regierte sich das Volk selbst nach der Gemeinde- und Kirchspieleintheilung. Unter der Linde wurde das Recht gepflegt, alle freien Männer des Kirchspiels entschieden hier über das, was geschehen sollte; wer damit nicht zufrieden war, konnte sich an die Allgemeinheit, d. h. an die Landesgemeinde wenden. Diese wurde in Meldorf gehalten und in allen wichtigen Dingen zusammenberufen.

Ihr Spruch galt ohne Berufung. Ihr Vorstand waren die 80 Landesältesten, welche von der Gemeinde erwählt einen Ausschuß bildeten, der die Landesrechte wahrnahm und die Geschäfte leitete. Mit dem Jahre 1447 ward diese alte Verfassung wesentlich verändert. Die unbeschränkte Demokratie erlitt damit mehrfachen Nachtheil; ihr gänzlicher Untergang bereitete sich vor. Das Institut der Landesältesten wurde damals aufgehoben und an deren Stelle traten die Achtundvierziger, die auf Lebenszeit gewählt waren. Das Land erhielt eine Eintheilung in 4 Kreise, die Landesversammlung wurde von Meldorf nach Heide verlegt. In den Kirchspielen wurden Streitigkeiten von jetzt ab durch 2—4 Schiedsmänner, Schlüter, d. h. Schlichter, abgethan; nahmen die Parteien den Spruch nicht an, so beriefen die Schlüter die Schwaren, d. i. die Geschworenen, deren alljährlich von ihnen für jedes Kirchspiel 10—12 nach dessen Größe ernannt wurden. Erst wenn auch diese den Streit nicht beenden konnten, kam er an die Kirchspielversammlung, welche alle 3 Monate zusammentrat. Auf dem Kirchhofe theilten sich die Kirchspielmitglieder in 3 Haufen oder Eggen, und was 2 Eggen als Recht erkannten, damit mußte die dritte zufrieden seyn. Die verlierende Partei konnte jedoch noch weiter an die Achtundvierziger gehen und endlich die Landesgemeinde berufen. Es waren also fünf Instanzen; der Hauptunterschied der jetzigen Verfassung von der frühern demokratischen bestand aber darin, daß die Landesgemeinde nur noch eine Benennung, nicht mehr in Wahrheit die Versammlung aller freien Männer war. Die Landesgemeinde konnte jeden Samstag in Heide berufen werden, wo immer 12 von den 48 auf dem Markt ihre richterlichen Geschäfte abthaten. Bei Privatstreitsachen traten die Schlüter, Schwaren und Achtundvierziger zu einem Kreise auf dem Markt zusammen, das Volk stand außen; bei allgemeinen Landessachen, Gesetzen, Verträgen, Krieg und Frieden kamen alle sehr vollzählig und dazu die Vögte sämmtlicher Kirchspiele, so daß auf der Tingstätte 500 Männer zusammentrafen, die oft den ganzen Tag vereinigt waren und stritten, Redner und Gegenredner hörten, bis endlich die Abstimmung mit Ja und Nein erfolgte. Das Volk außerhalb des Kreises hörte und sah zwar alles, aber es stimmte nicht mehr mit, wie zu alter Zeit. Man sieht hier schon den

Einfluß der Städteverfassung von Lübeck und Hamburg in dieser Trennung zwischen Obrigkeit und Gemeinde. Soweit von den innern Verhältnissen dieses merkwürdigen Freistaats. Nach außen vertheidigten die Bauern ihre Freiheit aufs Heldenmüthigste. 1319 überzog der Graf v. Holstein, Gerhard der Große, der Sieger der Dänen, ihr Land und wurde gänzlich geschlagen, 1402 schlugen sie den Grafen Albrecht, der auf der Flucht vor ihnen mit dem Pferde stürzte und starb. 1404, den 4. August wurde Gerhard IV., Graf von Holstein und Herzog von Schleswig, der in ihr Land eingedrungen war, von den Dietmarschen überfallen und mit 400 von Adel erschlagen, sein Heer vernichtet. Nie drangen die Dietmarschen eroberungssüchtig in ihrer Feinde Land, sondern immer kamen diese, raubten, mordeten und brannten, bis die Bauern sie austrieben, die Burgen, welche die holsteinischen Herrn in den Marschen angelegt zerstörten, und nichts aus allen diesen Kämpfen davontrugen, als auf einige Menschenalter Ruhe und Bewahrung dessen, was sie besaßen. Den größten Ruhm aber errangen die Bauern 1500 durch die Schlacht bei Hemmingstedt. König Christian von Dänemark hatte auf seiner Reise nach Italien 1474 den Kaiser Friedrich III in Rothenburg an der Tauber besucht und ihn bewogen, ihm einen Lehnsbrief über Dietmarschen zu geben. Dem geistesschwachen Kaiser, der nur für seine Hauspolitik Sinn hatte, stellte er vor, daß dieß ein meuterisches, herrenloses Volk sey, das Niemand gehorchen wolle; daß es freie Bauern seyen, schien damals genug, um sie zu verschenken und zu Knechten zu machen. Die Dietmarschen vertheidigten sich zwar durch ihren Oberherrn, den Erzbischof von Bremen, so daß der Kaiser 1481 befahl die Sache beim Alten zu lassen, aber der Lehnsbrief ward nicht zurückgefordert. 1500 machten König Johann II. und sein Bruder, Herzog Friedrich davon Anwendung, um Dietmarschen zu unterwerfen. König Johann von Dänemark brach mit dem deutschen Lehnsbrief und einem deutschen Söldnerhaufen auf, um ein deutsches Land zu unterjochen. Diese Miethlinge, die er eigentlich für den schwedischen Krieg in Dienst genommen, hieß die große sächsische Garde oder die schwarze Garde und wurde von dem Junker Schlenz, einem riesengroßen und starken Edelmann aus Köln, befehligt. Sie zählte 6000 Mann, ein

blutgieriger, grausamer Haufe versuchter Krieger, deren Tapferkeit allgemein gefürchtet war. Mit ihm zogen wenigstens 12000 Dänen und Holsteiner, die Blüthe des Adels, welche Zeugen seyn wollten, wie man die Bauern bändigte, und man war seiner Sache so sicher, daß ganze Wagen voll Ketten und Stricke beim Heere waren, um die Gefangenen zu fesseln, auch vertheilte man schon vorläufig das Land. Gegen dieses Heer, das mit der Bedienung der Geschütze und dem großen Troß wenigstens 20,000 Mann stark war, standen höchstens 6000 Bauern in Waffen. Viele verloren den Muth und riethen zur Unterwerfung, aber die Weiber baten flehentlich und weinend, für die Freiheit, für Land und Kind Leben und Blut zu wagen und ihnen besonders verdankt Dietmarschen seine Rettung. Frauen und Jungfrauen ergriffen selbst die Waffen und traten in die Schlachtreihen. Am 11. Hornung rückte das Heer ein, Meldorf wurde am 13. erstürmt und verbrannt, am 17. drangen die Königlichen gegen Heide vor. Zwischen beiden Städten hatten die Dietmarschen den Weg mit einer Schanze gesperrt, da, wo die Straße durch das tiefe Swinemoor zu einer Werft hinaufging, die Tausendteufelswerft heißt. Die Besatzung der Schanze hatte sich dem Tod geweiht. Wolf Isebrand war ihr Hauptmann und eine Jungfrau aus Hohenwöhrden trug das Banner. Es war Thauwetter eingetreten, Regen und Nebel stoben und flogen über die hohen Seedämme, die Marsch war aufgeweicht und wie nun das Heer zwischen den tiefen Wassergräben hinzog, wurde es plötzlich aus seinen Siegesträumen vom Donner der Geschütze aufgeschreckt. Die Garde griff die Schanze tapfer an, aber sie war zwischen den Gräben zusammengepreßt. Regen und Hagel machten die Geschütze der Herzoge unbrauchbar und plötzlich stürzten die todesmuthigen Dietmarschen, geführt von der Jungfrau Meta und Wolf Isebrand, von dem Walle der Schanze herab in die dichten verwirrten Schaaren. Die kräftigen, wildbärtigen Männer warfen Harnisch, Eisenhut und selbst Schild und Schuhe fort, sprangen barfuß von allen Seiten an ihren langen Springstöcken und Lanzen über die Gräben und stürzten ihre Gegner hinein. „Wahr di Bur, de Gard de kummt"! war das Feldgeschrei der Söldnerbanden gewesen, jetzt kehrten die Dietmarschen dies um, und begleiteten den Schreckens-

ruf: „Wahr di Gard, de Buer de kommt!“ mit den furchtbaren Hieben ihrer Streitäxte. Junker Schlenz hielt, so lange er lebte, den Kampf aufrecht; als er aber im Zweikampf gefallen war, war die Niederlage entschieden und die wildeste Flucht entstand, als die Wachen auf den Deichen die Schleußen öffneten und ein Nordwestwind die Fluth rasch ins Land trieb. Das Wasser stieg schnell, der Weg verschwand für die des Landes Unkundigen und jetzt gab es keinen Widerstand mehr. Wer nicht der Axt und dem Speer erlag, fand in den Wellen sein Grab; Flucht war unmöglich, denn hinter dem Heere standen die Rüst- und Troßwagen, welche von ihren Führern verlassen, eine undurchdringliche Wagenburg bildeten.

So wurden in 3 Stunden 6000 erschlagen, davon 300 Ritter, auch die beiden Grafen von Oldenburg. Unermeßliche Beute fiel in die Hände der Sieger, dazu der Danebrog, den der Marschall Hans von Ahlefeld nur mit seinem Leben ließ. Der König und der Herzog waren wie durch ein Wunder entkommen. Jetzt ist auf dem Schlachtfeld alles trocken gelegt und tiefe Marsch an dieser Stelle gar nicht mehr vorhanden. Ein friedliches Wohnhaus steht auf dem Tausendteufelwerft und überall wogen reiche Fruchtfelder. Das Swinemoor ist nur noch dem Namen nach zu finden und von der alten Schanze keine Spur mehr vorhanden, aber man kann noch erkennen, wo sie gelegen haben muß und wo es hinaufgeht. Kein Denkstein bezeichnet den Platz und ebensowenig ist in den frühern Geschichtswerken von einer Schlacht die Rede, die den berühmtesten Thaten der Schweizer an die Seite zu setzen ist, weder bei Becker, der die für die Jugend so erbaulichen Geschichten vom Hofe Ludwigs XIV. und des XV. ausführlich erzählt, noch bei Kohlrausch, der nur die Thaten der Fürsten schildert. — Im Jahr 1559 ging endlich Dietmarschens Freiheit verloren. Eine neue Generation war in Schleswig-Holstein herangewachsen; die Söhne der Erschlagenen wollten den Tod ihrer Väter rächen und die Fürsten, deren Macht und Gewalt immer mehr wuchs, hatten keine geringere Ursache, das Bauernland endlich zu unterwerfen. Dazu hatte Kaiser Karl V., der Ausländer, der kein Herz zu Deutschland hatte, dem Dänenkönig abermals die Belehnung ertheilt. Die Dänen zogen mit einem

großen Heere heran, eroberten Meldorf, und metzelten seine Einwohner nieder und verbrannten Heide, das mit dem äußersten Heldenmuth von den Dietmarschen, deren 3000 blieben, vertheidigt wurde. Nun erst unterwarf sich das Land, das König Friedrich II. und die beiden schleswig-holsteinischen Herzöge Johann und Adolf theilten. Dietmarschens alte Verfassung wurde aufgehoben, der letzte Landvogt Marcus Swien legte sein Amt nieder und statt seiner kam in jeden der drei Theile das Beamtenwesen der neuen Herren, und mit ihnen ein neues Landrecht, eine neue Gerichtsordnung, Kirchenordnung u. s. w. Ein paar Mal noch wurden schwache Versuche gemacht, die alte Freiheit wieder zu erringen, aber sie wurden schnell entdeckt und unterdrückt.

Der Kaiser bestätigte 1560 die Eroberung, obgleich der Erzbischof von Bremen beim Reichsgericht Klage erhoben hatte. Der Erzbischof mußte nach vergeblichen Verhandlungen froh seyn, als ihm die Herzöge 20,000 Thlr. Entschädigung boten und die Dietmarschen fanden sich allmälig auch in ihr Loos, da ihnen mancherlei Vorrechte und Freiheiten blieben; ja, im Gegensatz zu der Vorzeit, wie zur Gegenwart, vermochte Dietmarschens berühmtester Sohn, Niebuhr, ganz wohl den dänischen mit dem deutschen Patriotismus zu vereinigen, wie seine Briefe über den dänisch-englischen Krieg 1807 beweisen. Niebuhr zeigte in seinem Charakter alle wesentlichen Züge seiner Heimath. Ein rastloser Fleiß mehr als glänzende Gaben war die Grundlage der umfassenden Umwälzungen, die er in der Geschichtswissenschaft durchführte; in dem Staatsmann finden wir die redlichste, tüchtigste, felsenfeste Gesinnung mit einer gewissen Starrheit und einem großen Ordnungssinn, der auch in die politischen Grundsätze hinüberspielte, vereinigt.

Meldorf, Niebuhrs Heimath und die alte Hauptstadt des Landes, liegt nicht weit von den Deichen. In der Kirche hingen sonst manche Siegeszeichen, Banner und Rüstungen, welche die Dänen theils nach Kopenhagen, theils nach Rendsburg entführt haben. In dieser Festung ist im Rüsthaus eine ganze Reihe von Harnischen aufgestellt, darunter ein riesengroßer, der dem Junker Schlenz gehört haben soll. Dietmarschen ist bisher in Bezug auf den Straßenbau sehr vernachläßigt gewesen. Jetzt geschieht vieles dafür und auch eine Eisenbahn von

Rendsburg nach Neumünster ist gebaut, welche nicht mehr kostet, als anderwärts eine Kunststraße, weil gar keine Schwierigkeiten zu überwinden sind.

Holstein scheidet von Schleswig die Eider, an der die Festung Rendsburg liegt, eine alte Stadt, deren Handel und Verkehr durch die Eisenbahn sehr gewonnen hat. Rendsburg war der Grenzplatz des deutschen Reichs, ob aber jemals von einem deutschen Kaiser ein Stein mit der Inschrift: „Die Eider, des römischen Reiches Grenze," aufgerichtet ward, ist sehr zu bezweifeln und wahrscheinlich eine dänische Erfindung. König Friedrich III. von Dänemark ließ einen Stein mit dieser Inschrift in lateinischer Sprache über dem Thor der Altstadt einmauern; dieser Stein wurde aber 1808 wieder fortgenommen, weil damals Holstein für Dänisch erklärt ward und ist jetzt noch auf dem Zeughause zu Rendsburg zu sehen. Jedenfalls kann das, was vor 700 Jahren galt, jetzt keine Entscheidung mehr geben; sonst müßten ja unsre alten Grenzsteine auf den Vogesen und bei Narwa auch noch Geltung haben. Außer den Steinen ist in Rendsburg nicht viel Dänisches zu verspüren, vielmehr ist die Bürgerschaft sehr erbittert gegen die Dänen, und dieser Haß, der im Rendsburger Wochenblatt des Advokaten Bauditz soviel als möglich seinen Ausdruck findet, wird noch gesteigert durch die rohe Behandlung, die Schimpfwörter wie: „deutsche Hunde", und die Stockprügel, welche die dänischen Offiziere den deutschen Soldaten angedeihen lassen. Die Militärverhältnisse, eine Hauptbeschwerde der Schleswig-Holsteiner, werden wir am Schlusse unsrer ganzen Betrachtung im Zusammenhang darstellen.

Rendsburg ist als Festung nicht von großer Stärke, aber kann doch nicht ohne regelmäßige Belagerung durch einen Handstreich genommen werden. Sie hat 16 Bastionen, tiefe Gräben, Außenwerke, welche noch durch Ueberschwemmungen vertheidigt werden können, dazu ein starkes Kronwerk, das die Eider beherrscht. Bei Rendsburg mündet der Schleswig-Holsteinische Kanal, der vom Kieler Meerbusen aus mit Benutzung einiger Seen das Land durchschneidet, und also Ostsee und Nordsee verbindet. Er wurde in den Jahren 1777 — 84 erbaut, ist 5 Meilen lang und kostet 2½ Millionen Thlr. Sein Anlagekapital

verzinst sich mit 3 vom Hundert. Durch ihn gehen jährlich 4000 Schiffe bis zum Tiefgang von 8 Fuß, welche den weiten Umweg um Jütland, durch das Kattegat und den Sund sparen. Der Kanal ist 100 Fuß breit und der höchste Wasserbehälter, der in der Mitte befindliche Flemhuder See, liegt 26 Fuß über dem Spiegel der Ostsee. Bis zu ihm werden die Schiffe in drei Schleusen gehoben, dann abwärts bis Rendsburg zur Untereider wiederum durch drei Werke ähnlicher Art geführt. Daneben hin zieht träg und mit sumpfigen, schilfigen Ufern die alte Eider, der Grenzfluß beider Herzogthümer. Die Fluth von der Nordsee bringt bis Rendsburg herauf und man hat zwischen Rendsburg und dem an der Eidermündung gelegenen Tönningen einen Schleppdampfschiffdienst eingerichtet, um die Seeschiffe die Eider heraufzuziehen, auch geht ein Dampfboot für Reisende zwischen beiden Städten. Im Hafen des Kanals an den Schleusen liegen zahlreiche Seeschiffe, welche Rendsburg das Ansehen eines Seehafens geben; Speditionshandel und Schifffahrt beschäftigen die Einwohner, und da hier auch der Ausfuhrzoll erhoben wird, so ist die Stadt Hauptdurchgangspunkt für alle Ausfuhr aus Schleswig, was ihre Lebendigkeit erhöht. Rendsburg liegt auf dem Rücken des Landes, der westlich noch mehrere Meilen breit sich in öden Heideflächen fortsetzt. Die Eider aber, welche von Rendsburg an Unter-Eider heißt und ein mächtiger Strom geworden ist, fließt zwischen Deichen hin und nimmt auf ihrem rechten schleswigischen Ufer ein paar kleine Flüsse, die Treen und Sorge auf, welche von den Hügelketten in Angeln entspringen. Diese Flüsse ziehen durch tiefe Wiesengründe, welche als Wasserbecken und Moore zwischen den Geesthöhen liegen, die Vorläufer der eigentlichen Marsch, die hinter ihnen sich ausdehnt und schon in alten Zeiten hat man sich bemüht, sie durch Eindeichungen, Gräben und Wasserschöpfanstalten trocken zu legen und zum Gras-, Heu- und Rohrgewinn zu benutzen. Diese von Deichen geschützten, dem Wasser kunstvoll abgenommenen Landstriche führen den Namen Kooge. Dies Wort ist friesischen Ursprungs, aber es waren Niederländer, deren fleißige Hände und mächtige Kapitalien hier Dämme und Deiche errichteten. Ueberall erblickt man noch jetzt die Spuren ihres Lebens und ihrer Thätigkeit, überall die be-

schnittenen Lindenbäume, die Taxushecken und nicht selten tritt man in alte Häuser, deren Zimmerwände noch ganz und gar aus den auch bei uns bekannten weißen Porzellantafeln bestehen, bemalt mit Landschaften, Thierstücken, Schiffen in grün, roth oder blau. Die Balken der Häuser hat Feuchtigkeit zerfressen, aber die Kachelwände sind so fest und dicht zusammengefügt, daß sie ohne Riß und Sprung eine schimmernde Tapete bilden. Die Köge gehören jetzt freien Bauern, unter denen viele wohlhabende sind. Die alten Holländer wußten ihren Kögen die Rechte adeliger Güter zu erwerben: eigne Gerichtsbarkeit, freie Jagd und das Recht der Polizeiaufsicht, was ihre Nachfolger jetzt noch besitzen. Ein Koog ist noch weit öder, trotz seiner Fruchtbarkeit durch den Mangel an Sträuchern und Bäumen steppenartiger, als die Marsch, welche durch Werfte, durch Häuser und Büsche, Kornfelder und Viehheerden belebt ist. Auf dem Koog schweift das Auge meist nur über stille Grasflächen, deren dunkler Teppich allein von Rohrwäldern und Wasserspiegeln unterbrochen ist, über welche Schaaren von Sumpf- und Wasservögeln flattern. Die Arme der Sorge und Treen winden sich in tiefen moorigen Betten, rollen ihre schwarzen Wellen träge der Eider zu und lassen sie mit Ebbe und Fluth steigen und fallen. An den Rändern der Köge nur sieht man das Vieh in geringer Menge durch die nassen Gräser waten. Hier am Rande hin wohnen auch die Koogleute in Häusern, die zum Theil ihnen eigen gehören, theils ihnen von dem Koogbesitzer vermiethet sind, dem die Männer als Arbeiter dienen, die denn auch von ihm Stücke des Koogs zur Heugewinnung pachten. Den Koog umsäumt ein Deich, der fortwährend Ausbesserungen nöthig macht, wenn er auch nur einige Fuß hoch ist. Es müssen Gräben gezogen und die Entwässerungsanstalten in Ordnung gehalten werden, wo möglich sorgt man auch gern dafür, die höheren Theile für den Ackerbau nach und nach mit anhaltender Anstrengung geschickt zu machen. Heu und Rohr bleibt jedoch der Hauptgewinn dieser tiefen Brüche und sie liefern den Besitzern so schöne und gewisse Vortheile, daß Alles darauf ankommt, die Austrocknung soweit zu bringen, um einen kräftigen gesunden Graswuchs dem Moorboden zu entlocken. Der jetzt vielgenannte Landinspector Tiedemann, einer der verdienstvollsten Mit-

glieder der schleswigischen Ständeversammlung, hat vor mehreren Jahren den Meggerkoog und den größten Theil der Börmerkoogs gekauft, die versumpft und vernachlässigt fast gar keinen Ertrag lieferten. Mehrere tausend Demath lagen unbenutzt, da man das Wasser nicht hatte bewältigen können. Der neue Besitzer griff die Sache mit der entsprechenden Kraftanstrengung an. Mit Hülfe einer starken Dampfmaschine begann er die Entwässerungen, welche den besten Erfolg hatten, so daß jetzt sein neugeschaffenes Besitzthum reichen Ertrag gibt und seine Arbeiten mehreren hundert Menschen Unterhalt gewähren.

Geht man von Rendsburg die Eider abwärts, so ist das erste schleswigische Städtchen Friedrichstadt, in der Eiderstedter Marsch, welches 1621 von niederländischen Remonstranten erbaut wurde und durchaus holländisch aussieht. Zwei Meilen davon liegt Husum am Heverstrom, ein Hafenort mit 4000 Einwohnern. Auf der Hever schwimmen die größeren Schiffe bis auf eine Meile an die Stadt, aber nur kleine Fahrzeuge können zur Fluthzeit ganz hinein gelangen. In Folge dieses ungünstigen Verhältnisses hat Husum nie ein bedeutender Handelsplatz werden können, wohl aber ist zu verschiedenen Zeiten sein Verkehr zu einer vorübergehenden Wichtigkeit gelangt, wie z. B. im fünfzehnten Jahrhundert, wo Niederländer seine Märkte besuchten, und zuletzt während der französischen Continentalsperre, wo der Elbhandel aufgehört hatte. Die alten rothen Backsteinhäuser der Stadt mit ihren Giebeln und Vorsprüngen, wie die beschnittenen Lindenbäume vor manchen Thüren zeugen noch jetzt von niederländischer Bauart und Sitte.

Alle Häfen an der Westküste sind Schlickhäfen, d. h. das Meer, schmutzig grau gefärbt von den Theilen des weichen Bodens, über den seine Fluth rollt, lagert den Schlamm ab, wohin es dringt und füllt damit die Häfen, welche fortwährend künstlich gereinigt werden müssen. Es ist das ein Uebel, an welchem überhaupt alle deutschen Häfen und mehr noch die holländischen leiden.

Nun hat man in neuester Zeit viele Entwürfe gemacht, wenigstens Einen bedeutenden Hafen an der Westküste für die Herzogthümer zu gründen, wo große Schiffe einlaufen können und vielleicht sogar eine Abtheilung der dänischen Flotte zu liegen vermag.

Der Heverstrom schien Bauverständigen am besten dazu geeignet und daß man Husum wählte, hatte auch seinen Grund in der Politik, um einen Hafen in Schleswig zu haben, das wie die Dänen behaupten, incorporirt ist und nicht wie Holstein durch die Erbfolge von Dänemark getrennt werden kann. So wurde denn der Plan, bei Husum einen Hafen anzulegen, der zur Aufnahme der größten Schiffe sich eigne, am Welthandel theilnehme und mit der regsamen Handelsstadt Flensburg an der Ostseite durch eine Eisenbahn in Verbindung träte, so daß die Flensburger einen wichtigen Theil ihres westindischen Handels nach Husum verlegen könnten, ein Lieblingsgedanke der dänischen Regierung.

Man schmeichelt sich, daß Husum nicht allein eine Menge Güter, welche über Hamburg und Kiel nach den dänischen Inseln gehen, an sich ziehen müsse, sondern daß es auch die deutschen Ostseeländer mit manchen Waaren versorgen könnte. Daher soll jetzt ein Dock von 75 Ruthen Länge hinter den Deichen errichtet werden, welcher durch einen 240 Ruthen langen Kanal mit dem Heverstrom verbunden, die größten Schiffe bei Fluthzeit aufnehmen soll. Die Kosten dieses Werks sind auf 100,000 Thlr. veranschlagt, wozu noch die Summen für die Eisenbahn kommen. Wenn diese Eisenbahn zu Stande kommt, so wird sie den Charakter des Landes wesentlich ändern. Dieser Charakter ist Mannigfaltigkeit in jeder Hinsicht. Obgleich das Land eben und ohne Berge ist, bietet es durch die Fjorde, welche von Osten eindringen und die Eilande an der Westküste, durch den östlichen Wiesen-, den westlichen Marschen- und den mittleren Heidestrich viele Abwechselung in Bezug auf das Aussehen der Landschaft und die Lebensbedingungen der Bewohner dar. Außer der Hauptabtheilung der Bewohner in Dänen und Deutsche finden wir noch Reste dreier großer Völker, der Angeln, Sachsen und Friesen, und dem entsprechend als Sprachen hochdeutsch, niederdeutsch, friesisch und dänisch. Nicht weniger mannigfach ist die Gesetzgebung; auf diesem kleinen Raum gilt altes Lübisches Stadtrecht, friesisches Recht, Sachsenspiegel, römisches Recht, jütländisches Gesetzbuch und einzelne Provinzial- und Stadtrechte friedlich neben einander. Ebenso vielfach zerspalten ist auch die Geschichte dieses Landes; sechshundert Jahre lang Zankapfel zwischen Deutschland

und Dänemark hat es bald zu diesem, bald zu jenem Reiche gehört, bald mit eignen Rechten oder als willenloser Anhang der Krone Dänemark, bald unter herzogliche Linien vertheilt oder eigne freie Staaten gebildet.

Dr. Stricker.

Die neuesten Entdeckungen in Australien.

Zweiter Artikel.

Die Völkerstämme Australiens scheinen einen gemeinsamen Ursprung und eine allen gemeinschaftliche Ursprache gehabt zu haben, obgleich in letzterer Beziehung manchmal dicht nebeneinander hausende Stämme sich nicht verstehen, weil ihre Mundarten so sehr von einander verschieden sind, daß sie, um sich zu verständigen, ihre Zuflucht zu einem dritten Stamme nehmen müssen, dessen Sprache mehr oder weniger Aehnlichkeit mit den beiden von einander abweichenden Mundarten hat.

Eyre bemüht sich zu erklären, weßhalb die Mundarten entfernt von einander wohnender Stämme, z. B. der auf der westlichen und der auf der östlichen Küste Hausenden, weniger verschieden sind, als der oft dicht neben einander befindlichen. Nach seiner jedenfalls sinnreichen Voraussetzung war Australien ursprünglich von einem Menschenschlage bevölkert, der sich in zwei große Abtheilungen geschieden hat. Die eine dieser Abtheilungen ist längs der Küste rechts fortgewandert, während die andere in der entgegengesetzten Richtung ebenfalls längs der Küste vordrang. In späteren Zeiten trafen Einwanderer von demselben schon früher angelangten Menschenschlage in Australien ein. Diese letzten verfolgten einen dritten Weg nach dem Innern des Festlandes und ließen sich zwischen den beiden anderen Abtheilungen nieder. Ihre Sprache und Gebräuche waren etwas verschieden von den zuerst gekommenen. Die

Sendboten der christlichen Lehre, welche sie mit besonderer Sorgfalt beobachtet haben, glauben, daß ungeachtet der anscheinenden und wirklichen Verschiedenheit alle Mundarten, wie alle Stämme Australiens einer und derselben Quelle entsprossen sind.

„Man glaubt allgemein," sagt Eyre, „daß die Australier keinen Begriff von dem Grundeigenthum und den damit verknüpften Rechten haben. Das ist ein Irrthum und eine Ungerechtigkeit. Ich habe mich auf eine unbestreitbare Weise überzeugt, daß gewisse Bezirke von dem Umfang von 10 bis 20 (englischen) Meilen oder in anderen Fällen Oertlichkeiten, die gewisse Umstände mit sich bringen, als das unbestrittene Eigenthum der Stämme, welche sie bewohnen, betrachtet werden. Jeder erwachsene Mann besitzt davon einen mehr oder weniger großen Theil, dessen Grenzen ziemlich genau bestimmt sind, für sich und die Seinigen. Der Familienvater vertheilt dies Eigenthum unter alle seine Kinder, bei denen es sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbt. Er kann von seinem Eigenthum jeden ihm gut dünkenden Gebrauch machen, es verkaufen oder verschenken; eine Frau kann jedoch nie Erbin oder Besitzerin sein, und der älteste Sohn hat keine besonderen Vorrechte oder Vortheile in der Familie. Ein Stamm kann das Gebiet eines anderen Stammes nicht betreten, ohne dazu vorher die ausdrückliche Erlaubniß oder Einladung erhalten zu haben."

Eyre's Angaben werden durch die von Grey und Dr. Lang bestätigt. Die der letzten sind so bestimmt, daß sie auf keine Weise bezweifelt werden können. Strzelecki hat ebenfalls obige wichtige Thatsache aufgestellt. Ist dem wirklich also, wie soll man alsdann das Benehmen der englischen Regierung erklären, die mit Hintansetzung aller Grundsätze der Gerechtigkeit und Menschlichkeit, die Besitznahme Australiens, ohne diesen Erdtheil je erobert oder gekauft oder eingetauscht zu haben, genehmigt hat; die sich nicht einmal die Mühe gibt, für die dringendsten Bedürfnisse derjenigen Eingebornen zu sorgen, denen durch die europäische Kolonisirung ihres Landes, und durch die Entreißung ihres Eigenthums ihre bisherigen Existenzmittel geraubt worden sind. Wie darf man sich jetzt noch wundern, daß die Kolonisten, ihr Verfahren nach dem des Staa-

tes regelnd, in ihren Beziehungen mit den Eingebornen alle göttlichen und menschlichen Gesetze mit Füßen getreten haben.

Die Erde, sagt man, ist dem Menschen vom Schöpfer verliehen worden, um auf und von ihr zu leben. Wenn nun ein wilder Volksstamm sich damit begnügt, die Natur-Erzeugnisse des von ihm bewohnten Landstriches zu genießen, muß er deßhalb, weil er nicht Ackerbau treibt, jenes Rechtes verlustig gehen, sobald andere Menschen sich einfinden, die sich des Pflugs bedienen?

Freilich hat es sich schon mehrmals ereignet, daß ein wilder Stamm den andern aus seinem bisherigen Besitzthume vertrieben hat; aber kann ein solches Verfahren maßgebend für zivilisirte Europäer und Christen sein? Gebrauch und Kultur sind Wörter, die nur einen bedingten Sinn haben. Der Wilde, der auf dem ihm gehörigen Boden jagt, bedient sich desselben ebensowohl als ein anderer, der ihn bebaut, um ihm eine Ernte abzugewinnen. Beide beziehen davon in verschiedener Weise einen Ertrag. Darin besteht die ganze Verschiedenheit. — Wenn aber die Beschaffenheit und die Menge der Erzeugnisse als Grundlagen des Eigenthumrechtes betrachtet werden, mit welchem Rechte bewahren alsdann die Grundeigenthümer eines zivilisirten Landes, wie Großbritannien, Güter, wovon sie den größten Theil ihrem persönlichen Vergnügen aufopfern, indem sie dieselben unbebaut lassen, also mit Unfruchtbarkeit schlagen, und aus gewiß noch weniger zu entschuldigenden Gründen ebenso verfahren, wie die Eingebornen Australiens?

Auf jeden Fall ist es ein sehr auffallendes Beispiel, das ein gesittetes Volk jenen wilden Stämmen geboten hat. Die ersten britischen Statthalter von Botany-Bay verliehen ihren Verwandten oder Freunden so ausgedehnte Ländereien, als diese zu erhalten wünschten. „Quellen, die gutes Trinkwasser enthielten, wurden sogleich mit starken Palisaden umschlossen und der Gebrauch des Wassers den Eingebornen häufig verboten," sagt Eyre. „Die Felder wurden auf gleiche Weise umzäunt und den Wilden verboten, darauf Wurzeln auszugraben. Die Weißen eigneten sich auch die Bäume an, und versagten jenen das zur Unterhaltung des Feuers erforderliche Holz. Ich habe mehr-

mals die Eingebornen aus ihrem seit undenklichen Zeiten besessenen Privateigenthum, in der Umgebung von Adelheid, von Europäern vertreiben sehen, welche die Hütten der Unglücklichen, selbst in der kalten und nassen Jahreszeit, wo sie derselben am meisten bedurften, niederbrannten. Aus den Polizei-Registern ergibt sich, daß man sich nicht gescheut hat, diese armen Menschen zu verurtheilen, weil sie hier und da einige Zweige abgeschnitten, um sich ein Feuer anzuzünden."

Eine so unüberlegte und brutale Anwendbarmachung des englischen Gesetzes gegen ein Volk, das davon nicht den mindesten Begriff hat, und das die gesellschaftlichen oder übereingekommenen Vergehen, welche es bestraft, nicht zu begreifen vermag, rührt nicht blos von vereinzelten Individuen her. Die in den Kolonien von dem Kolonial-Departement eingesetzten Behörden haben sie genehmigt und in Ausführung gebracht. An die Geschwornen sich wendend, denen einige Eingeborne als angebliche Verbrecher gegenüber gestellt wurden, drückte der Richter Willis folgender Gestalt sich aus:

„Ich habe ganz neuerdings meine Meinung gesagt und wiederhole sie heute, nämlich, daß der Eigenthümer eines Gemeingutes, oder mit andern Worten Derjenige, welcher eine Erlaubniß von der Krone erhalten hat, sein Vieh auf gewissen Kronländern weiden zu lassen, alle gesetzliche Mittel in Anwendung bringen kann, um Eingeborne und andere Individuen zu verhindern, in das Gemeingut einzudringen, geschweige denn darin zu verweilen."

Der Statthalter Arthur befahl, in einer vom 15. April 1826 datirten und von dem Kolonialminister Georgs IV. genehmigten Proklamation, den Eingebornen der Kolonie van Diemen ausdrücklich Nachstehendes:

„Von den kolonisirten Bezirken auf Van Diemensland, oder von jedem bebauten und von einem Andern in Besitz genommenen Boden sich zu entfernen und diesen niemals mehr zu betreten, unter welchem Vorwande und aus welchem Beweggrunde es auch sei, insofern der Grund nicht einzig und allein darin bestehe, nach der Küste zu gelangen, und daselbst Schleimthiere zu fangen. Jeder Verstoß gegen diese Einschärfung solle augenblickliche Vertreibung, wie alle die weitern Folgen

nach sich ziehen, welche das Vergehen einer muthwilligen Eigenthums-Verletzung constituiren."

Vergebens würde man in den Archiven aller neuern Völker nach einer abgeschmackteren und lächerlichen Verordnung spähen. Weit entfernt aber in Australien Unwillen oder Gelächter zu erregen, veranlaßte diese Verordnung eine unerhörte Verfolgung gegen die Eingebornen, die vielen Hunderten derselben das Leben kostete. Gewaltsam aus einem Boden vertrieben, der ihnen von jeher Lebensmittel geboten, sahen die Unglücklichen sich gezwungen, Diebe und Räuber an ihrem eignem ihnen zuerst geraubten Eigenthume zu werden, um nicht Hungers zu sterben. Die Kolonisten machten nun förmlich Jagd auf sie, wie auf wilde Thiere.

Nach der Angabe Cooks und einiger andern von den ersten Entdeckern Australiens, waren die Eingebornen der Insel Van Diemensland die zahlreichsten, kriegerischsten und wildesten unter diesem Himmelsstriche. Auch gegen die europäischen Eindringlinge vertheidigten sie ihr Eigenthum mit dem Muthe der Verzweiflung. Es verging kein Tag, an dem nicht ein neues Opfer hier oder dort fiel. Allein auf Seiten der Europäer war die Ueberlegenheit der Waffen und der Kriegskunst. Dazu kam noch 1835 eine unerhörte Hungersnoth, verbunden mit ansteckenden Krankheiten und dem gräßlichen Kindermord. Man darf sich daher nicht wundern, daß die einst so starke eingeborne Bevölkerung des Landes bis auf 210 Individuen herabsank. Dieser geringe Ueberrest wurde, in Folge eines Uebereinkommens, nach der Flinders-Insel, in der Baßstraße, versetzt. Sieben Jahre nachher fand Strzelecki hier deren nur noch 54. Das waren die letzten Ueberbleibsel des Volkes, dessen Zivilisirung England als eine „heilige Pflicht" übernommen hatte. Es hat die Angehörigen jenes Volkes nicht hekatombenweise hingeopfert, es hat sie nur im Einzelnen erschießen lassen, nachdem es ihnen zuvor Land, Trinkwasser und Bäume genommen, nachdem es sie verhindert zu jagen und zu fischen. Wie hätten sie da noch fortbestehen können? ....

Dasselbe Ausrottungs-Verfahren, welches in Van Diemensland jetzt bereits zu Ende gediehen ist, wird in Australien mit eben so großer

Beharrlichkeit und mit wirklich schauderhafter Hast fortgesetzt. Der Missionär Threlkeld hat in Neusüdwales eine der ältesten Missionen verlassen, auf der er mehrere Jahre zugebracht. Warum? Die Antwort ergibt sich aus dem unterm 9. August 1845 dem britischen Parlament über die Eingebornen Australiens abgestatteten Berichte, worin es heißt:

„Diese Mission hat aufhören müssen. Die Regierung hat sie so lange erhalten, als sie vermochte, und der hier verweilende Agent hat es nicht an Eifer fehlen lassen. Allein der eingeborne Menschenschlag ist in dieser Gegend gänzlich erloschen."

Und weiterhin heißt es in demselben Berichte:

„Aus Tausenden sind Hunderte geworden, jedes Hundert hat sich bis auf zehn vermindert, und in einigen Jahren wird von je zehn kaum noch Einer übrig sein."

„Das ganze östliche Land," sagt Strzelecki, „früher von einer zahlreichen eingebornen Menschenmenge bedeckt, ist von ihnen jetzt ganz verlassen und den Weißen anheim gefallen. Nur auf einem Punkte befinden sich noch ein Paar Familien, und auf einem andern noch einige Individuen. Diese ehemals so lebensfrischen, so verständigen und muthigen Wilden, die einen so großen Werth auf ihre Freiheit und Unabhängigkeit legten, sind jetzt so tief gesunken, daß der entarteste Europäer sie verachten zu dürfen sich berechtigt hält. Eine auffallende Schlaffheit, Kriecherei und Dummheit, mit Mißtrauen und Rachsucht verbunden, sind bei ihnen jetzt vorwaltend geworden. Aber selbst ihr Haß und die von den Europäern ihnen mitgetheilten Leidenschaften vermögen sie nicht auf irgend eine Weise zu erheben. Sie sind ein abgemergeltes Schattengeschlecht, mit von Schmutz starrenden Lumpen bedeckt. So wandeln die natürlichen Eigenthümer des Bodens durch ein höchst trauriges Dasein einem noch traurigern Ende entgegen."

Binnen 20 Jahren, von 1821 bis 1842 hat die englische Regierung zur Verbesserung des fysischen, geistigen und sittlichen Zustandes der Eingebornen Australiens 51,800 Pf. Sterling (621,600 fl.) verwenden lassen. Das Ergebniß dieses Geldopfers ist Null gewesen. Lord Stanley hat es in seinem an Sir Georg Gipps, vom 20. De-

zember 1842 datirten Briefe, der in den „Parliamentaryreports“ enthalten ist, erkannt.

Palliativmittel heilen selten oder nie. Die britische Regierung hätte, wäre es ihr Ernst gewesen, die von ihr geschlagene Wunde zu heilen, die erste Ursache derselben, die vorbezeichneten Unterdrückungen und Beeinträchtigungen beseitigen müssen. Sie hatte damit begonnen, den Eingebornen alle Existenzmittel zu rauben; sie hatte ihnen sogar verboten, ihren Durst zu stillen an den Quellen, aus denen ihre Väter getrunken. Erst als man sie vor Hunger, Frost und Elend hundertweis umkommen sah, gerieth man auf ein bewunderungswürdiges Mittel: man gründete Schulen zu ihrer Unterrichtung und besoldete Missionäre zu ihrer Bekehrung. Nur Diejenigen, welche sich in den Schulen und Andachtshäusern einfanden, erhielten, je für eine ganze Familie, eine wollene Decke und ein paar Hände voll Korn. Wie darf man sich nach solchen Vorgängen noch wundern, daß jene 50,000 Pfd. St. vergeblich verwendet worden?

Wie vermochte der Wilde, wenn seine Decke in Lumpen zerfiel, sie durch eine neue zu ersetzen? Wie konnte er, nachdem das wenige Getreide verzehrt war, Anspruch auf eine neue Gabe machen? Hatte man von jenen 50,000 Pfd. St. nicht Geistliche und Lehrer zu besolden, wohnliche Häuser für sie zu bauen, ihnen Diener beizugeben, um ihre Gärten und Felder zu bestellen? Der Knabe oder der Jüngling, der ein Jahr, einen Monat, eine Woche bei dem Missionär oder dem Schullehrer zugebracht, kehrte früher oder später zu seinem Stamme zurück, weniger unwissend vielleicht, als er in Betreff der christlichen Religion früher gewesen, aber auch viel weniger geübt in der für ihn so wichtigen Kunst, die erforderliche Nahrung sich zu verschaffen. Er war ein weniger geschickter Fischer und Jäger, mehr verweichlicht und weniger gegen Entbehrungen aller Art gestählt als diejenigen seiner Landsleute, welche ihre Wälder nie verlassen hatten. Der ihm zu Theil gewordene moralische, religiöse und selbst wissenschaftliche Unterricht half ihm also zu weiter nichts, als desto schneller Hungers zu sterben.

Lord Stanley gebührt die Anerkennung, daß er während seiner Statthalterschaft der Kolonie, zuerst eine kräftige und weise Maßregel

getroffen, um dem Uebel Einhalt zu thun. Er schrieb vor, „daß jedes Individuum, welches sich in Australien niederlassen wolle, ein Pfd. Sterling für den Morgen Landes zu entrichten habe.“ Diese Verfügung hat viele und lebhafte Beschwerden veranlaßt. Man hat behauptet, daß sie die Auswanderer entmuthige. Nicht ohne Unrecht, sagte man, wer werde hinfort noch nach Australien gehen, um dort den Morgen Landes mit 12 fl. zu bezahlen, wenn man ihn in Nordamerika für 2½ bis 3¼ fl., und zwar von viel besserer Qualität als in Australien, kaufen könne? Daß diese letzte Angabe gegründet sei, hat Strzelecki durch die chemische Zerfetzung des Erdgrundes der beiden Festlande außer allem Zweifel gestellt.

Das Alles ist wahr; dennoch muß man Lord Stanley's Verfügung billigen, weil zu hoffen ist, daß wenn sie streng aufrecht erhalten wird, sie glückliche Ergebnisse für die Eingeborenen und die Kolonie zur Folge haben muß. Ihre Wirkungen sind schon jetzt bemerklich. Sind auch einige weniger Begüterte dadurch verhindert worden, sich in Australien niederzulassen, so ist anderseit dadurch ein Mißbrauch, nämlich das Wildansiedler- oder Squatters-System beseitigt worden, welches eben so sehr der Gedeihlichkeit und dem wohlverstandenen Interesse der Kolonie, als den Rechten und dem Dasein der Eingeborenen nachtheilig war.

Kraft des vorbezeichneten Systems erhielt der Besitzer einer großen Viehheerde durch einen Erlaubnißschein das Recht, als Weideplätze sich große nicht näher bezeichnete Liegenschaften zuzueignen, die Eingeborenen davon zu vertreiben und eine unbeschränkte Gewalt in der Umgebung seiner Niederlassung auszuüben. Jetzt ist er genöthigt, auf eine genau umschriebene Stelle sich zu beschränken. Er kann diese nach Belieben wählen, muß sie jedoch bezahlen. Also, statt wie vorher eine Klasse weißer Nomaden, deren Wildheit hinter jener der Eingeborenen nicht zurückstand, übermäßig zu begünstigen, sind die Eigenthümer von Heerden jetzt genöthigt, an einer bestimmten Stelle zu bleiben und darauf sich niederzulassen.

Kapitän Stokes hat bei seinem Verweilen auf den verschiedenen Punkten der Küste, wo er angelegt, vielfach Gelegenheit gehabt, mit

den Eingeborenen zu verkehren und sie möglichst genau zu beobachten. Wir wollen in dieser Beziehung seinem Tagebuche einige kurze Stellen entnehmen.

„Eines Tages," sagt er, „bemerkte ich in geringer Entfernung von dem Flusse eine Rauchsäule. Sogleich machte ich mich gegen dieselbe auf den Weg, kletterte vorsichtig das steile Ufer hinan und bemerkte einige Wilde, welche mit großem Eifer stillschweigend Löcher in die Erde gruben. Da ihrer nur wenige waren, würden sie entflohen sein, wenn wir uns ihnen plötzlich gezeigt hätten. Wir hielten uns deshalb verborgen und beobachteten genau ihr Thun. Es war ein neues, interessantes Schauspiel für uns. Männer und Weiber suchten Wurzeln oder Insekten in den von ihnen gegrabenen Löchern, oder zündeten das Gestrüpp an, um die darin vielleicht verborgenen Schlangen zu vertreiben. Nachdem wir, ohne unsere Gegenwart zu verrathen, sie belauscht hatten, kehrten wir nach unserem Fahrzeuge zurück. Ich hinterließ einige kleine Geschenke für sie an der Stelle, wo wir gelandet waren. Mit welcher ängstlichen Neugier mögen sie, nach unserer Abreise, den von uns hinterlassenen Fußstapfen, die ihnen zur Genüge andeuten mußten, daß wir zu einem anderen Menschenschlage gehörten, nachgespäht haben." ....

Ein anderes Mal erblickte Kapitän Stokes in der Ferne einen schon bejahrten Mann, begleitet von seiner Frau und vier Kindern. Stokes näherte sich ihnen unbemerkt und reichte der Frau ein Schnupftuch, für das sie ihm ein breites Palmkohlblatt gab, welches ihren Rücken gegen die Sonne schützte. Nach diesem Austausch näherte sich ihm der Vater mit den Kindern. Am schüchternsten von den letzten benahm sich das älteste, ein 15jähriger Knabe. Er trug in seiner Nase ein etwa 2 Zoll langes Stückchen Holz und hatte wie seine Geschwister sehr schöne Zähne, nebst krausem, in Locken geschlungenem Haar. Drei kleine lichtbraune Hunde begleiteten die Familie, für welche sie sehr viel Anhänglichkeit zu haben schienen, weil sie sich auf keine Weise von ihr ablocken ließen. Der Spieß des Mannes hatte keine Spitze. Sein Wamara, oder Schleuder, war ziemlich lang und schmal. Die Frau trug um den Hals einen kleinen Korb in Fläschenform, worin sich rothe und

weiße Farbe befand, mit welcher sich die Australier das Gesicht und den Körper bemalen.

Diese Eingebornen äußerten so viel Neugier, daß es dem Kapitän Stokes leicht wurde, sie zum Besuche seines in der Nähe befindlichen Nachens zu vermögen. Die Größe der Ruder und die Breite des Bootes erregten ihr Erstaunen. Der Mann war schnell entschlossen, die Briten bis auf ihr Schiff zu begleiten. Kaum hatte er jedoch den Fuß in den Nachen gesetzt, so bebte er zurück, gleich als wäre er mit kaltem Wasser übergossen worden. Seine Frau und sein ältester Sohn beschworen ihn, die Verwegenheit nicht noch weiter zu treiben. Stokes beobachtete auf dem ausdrucksvollen Gesichte des Wilden den Kampf zwischen Furcht und Neugier. Wie lebhaft jedoch sein Verlangen sein mochte, das Innere des großen Vogels (unter welchem Namen die Australier ein Seeschiff bezeichnen) zu sehen, zog er es doch endlich vor, lieber in Sicherheit und auf dem Lande und bei den Seinigen zu bleiben.

Die Eingebornen Australiens haben eine außerordentliche Nachahmungskraft. Obgleich man annehmen kann, daß sie nie in irgend einer Berührung mit den alten Aegyptern gestanden, haben sie doch viele Felsen und Grotten mit Malereien und Bildhauereien geschmückt. Ihre ersten Versuche dieser Art waren sehr unförmlich, und es werden noch Jahrhunderte vergehen, bevor sie, ihrem eignen Instinkt überlassen, die Vollkommenheit derjenigen erreichen, mit denen sie zu wetteifern scheinen, deren Meisterwerke ihnen aber ganz unbekannt geblieben sind. Die auffallende Neigung, welche Stokes bei einem jungen Eingebornen bemerkte, beweist indeß, daß sie es zu etwas Ausgezeichnetem bringen könnten, wenn sie sich unter guter Leitung befänden. Der ebengenannte Brite sagt über diesen Punkt:

„Die Inselgruppe hängt mit dem Festlande durch so hohe und breite Sandbänke zusammen, daß man zur Ebbezeit das Meer ohne Schwierigkeit hier durchwaten kann. Wahrscheinlich begeben sich die Eingebornen hierher, um Schildkröten zu fangen. Sie scheinen auch die Ebbe abzuwarten, um in gleicher Art die Forester-Inseln zu besuchen; denn wir bemerkten längs der ganzen Küste weder einen Nachen noch ein Floß. Die Depuch-Insel scheint die am meisten besuchte dieser

Gruppe zu sein. Wir fanden darauf noch einige Hütten. Diese waren aus Zweigen und daneben gepflanztem Gesträuch erbaut, eine Laube bildend, deren Decke aus einer grob geflochtenen Grasmatte bestand. Das Trinkwasser, welches nach dem Regen in den Felsenlöchern und Spalten dieser Insel vorhanden ist, scheint, neben andern Beweggründen, die Eingebornen hierher zu führen."

„In der Nähe dieser natürlichen Zisternen sind an den glatten Felsen verschiedene Gegenstände gemalt. Vorher wird sorgfältig der röthliche Anflug abgekratzt, welcher die Felsen auf der Außenseite bedeckt, wonach das natürliche Grün des Gesteines zum Vorschein kommt. Es wird nun, und zwar mit großer Geschicklichkeit, ein Umriß gezeichnet, ein Thier, einen Baum, eine Pflanze, darstellend, was man auf den ersten Blick zu erkennen vermag. Wir sahen hier eine so große Menge solcher Zeichnungen, daß sich daraus schließen ließ, sie seien zu verschiedenen Zeiten und in vielen aufeinanderfolgenden Jahren verfertigt worden. Je länger und sorgfältiger ich in eine Prüfung dieser Gegenstände eintrat, um so höher steigerte sich mein Interesse an denselben. Ich sah eine Menge Zeichnungen von Menschen, vierfüßigen Thieren, Vögeln, Waffen, Geräthen, ganze Szenen aus dem Leben der Wilden und fühlte mich von dem Gedanken beschlichen, daß die Urheber dieser Malereien in einer bestimmten Jahreszeit hierher kämen, um auf den aus dem Ozean sich erhebenden Felsen die von ihren Vorfahren begonnene Gallerie zu bewundern und fortzusetzen. Durch den Augenschein überzeugt man sich, daß diese Gemälde ihren Verfertigern eben so viele Mühe gekostet haben, als die meisterhaften Fresken Rafaels und Michel Angelos in der Peterskirche und im Vatikan den beiden ebengenannten Künstlern. Vielleicht auch, daß der Beifall und die Bewunderung ihrer Landsleute ihnen eben so viel Vergnügen machen, als jenen beiden Italienern die Gunstbezeugungen der Päpste und der Fürsten, oder die Lobeserhebungen der zivilisirten Welt. In einem Punkte sind die australischen Wilden, wie wir sie nennen, selbst den Aegyptern und den Etruskern überlegen, nämlich in dem, daß man in ihren Zeichnungen nicht die mindeste Unschicklichkeit bemerkt."

Stokes führt noch mehre andere, nicht minder merkwürdige Bei-

spiele von den Naturfähigkeiten der Eingebornen Australiens in Betreff der Zeichenkunst und selbst der Poesie an. Indem wir es bei obiger Mittheilung bewenden lassen, werden wir uns in einem dritten und letzten Artikel mit den weißen Einwanderern beschäftigen, die, wie man bereits gesehen hat, die eingeborne Bevölkerung auf der großen Insel Van Diemensland gänzlich ausgerottet und vertrieben haben, und wohl nicht eher ruhen werden, bis sie ein mehr oder weniger gleiches Ergebniß auch in dem australischen Festlande erzielt haben.

Sittliches, religiöses und politisches Leben der Völker.

Die Bewohner des algierischen Tell und der Sahara.

Zweites Sittengemälde.

Alles, was in den letzten fünfzehn Jahren über die Bevölkerung und die Erzeugnisse des Tell veröffentlicht worden, ist mehr geeignet, die Besorgniß eines endlosen Krieges zu erwecken, als die Voraussicht einer friedlichen Herrschaft der Franzosen über dieses Land festzustellen. Die alleinige Ausnahme findet für die Provinz Konstantine statt. Man hat nämlich bemerkt, daß seit den ältesten Zeiten, von den Römern bis zu unsern Tagen, der ruhige und durch Erfolg gekrönte Besitz der östlichen Bezirke, immer im auffallenden Gegensatz zu den beständigen Unruhen in Westen des Landes gestanden hat. Die Römischen Kolonien und die Bisthümer der afrikanischen Kirche wurden immer seltener, je weiter man von Numidien in das cäsareische Mauretanien eindrang. Unter der türkischen Herrschaft war das Beylik Konstantine im-

mer das ruhigste und einträglichste von allen. Seit der französischen Eroberung haben die Streifzüge Abdel Kaders immer im Westen begonnen, während er die Provinz Konstantine nie anders als mit der Eile eines Flüchtlings durchzogen hat.

Es ist ganz natürlich, daß Diejenigen, welche die Befestigung und Ausdehnung der französischen Macht in Algerien wünschen, die in unserem ersten Artikel angedeuteten Unterscheidungslinien zwischen dem Küstenlande, wo die Franzosen zu Oran, Mostaganem, Tenes, Cherchel, Algier, Dellis, Bougia, Dschidschelli, Collo, Stora, Filippeville und Bona Herren und Meister sind, und zwischen dem Tell, wo sie nur einzelne feste Punkte, wie Tlemsen, Lala Maghnia, Belb Abbis, Maskara, Orleansville, Miliana, Medeah, Setif, Konstantine und Guelma inne haben, nicht anerkennen wollen, ungeachtet des Krieges, den sie noch unausgesetzt im Tell, namentlich in den Provinzen Tittery und Oran zu führen haben. Ihrer Versicherung nach hätte sich auch schon hier, wie überhaupt im Innern des ganzen Landes die bei weitem überwiegende Mehrheit der Bevölkerung der französischen Oberherrschaft unterworfen. Sie verlangen demzufolge, daß das Land, nach den Gewohnheiten, Sitten und Neigungen der verschiedenen Völkerschaften, wie nach den religiösen Institutionen, welche diese gegenseitig verbinden, regiert werden solle.

Viele Oasen der Sahara haben in der That bereits politische Beziehungen mit den Franzosen, durch die Einsetzung ihrer Scheike zu Biskra, der bedeutendsten Stadt von Siban, angeknüpft. Auch befinden sich französische Besatzungen zu El Acuat und zu Ain Madhi, zwei wichtigen Orten südlich vom Dschebl Amur. Abdel Kader hat mehr als einmal der herrschenden Partei des Stammes den Krieg erklärt, um sie für seine offen gegen ihn ausgesprochene Abneigung zu bestrafen. Ahmed Ben Salem bewarb sich 1844 aus freien Stücken bei dem französischen General Statthalter um die Bestätigung seiner Autorität in dem Kalifat El Aruat, indem er hinzufügte, daß alle muselmännischen Sultane, denen er früher sich unterworfen, ihn verrathen hätten, er nun aber Friede und Gerechtigkeit von dem Sultan der Franzosen erwarten zu können glaube. Ueber diesen angeblichen Verrath aufs auf-

ſerſte erbittert, ſchwor Abdel Kader, keinen Einwohner von El Aruat, der in ſeine Hände fallen würde, zu verſchonen. Er befahl, ſolchen Unglücklichen, die Haut über die Ohren zu ziehen und ſie zu Trommelfellen zu verwenden. Es ſcheint jedoch nicht, daß der numidiſche Ziska ſeine Drohung habe in Ausführung bringen können.

Nicht ohne große Gefahren ſind die Franzoſen Schritt um Schritt gegen Süden vorgedrungen. Nur mit Mühe iſt es ihnen gelungen, einige der bedeutendſten Märkte der Sahara unter ihren Einfluß zu bringen. Es läßt ſich nicht bezweifeln, daß, wenn ſie geſcheut genug ſind, gleichzeitig den Handel und die alten Gebräuche der Eingeborenen zu ſchirmen, es ihnen wohl gelingen werde, ihre Herrſchaft hier feſtzuſtellen. Jedenfalls kann man annehmen, daß die offiziellen Actenſtücke, welche in ſolcher Beziehung veröffentlicht worden, die Unterwerfungs-Anfänge der Saharaſtämme zu günſtig darſtellen. Der Friede ſchien zu Ende 1845 ſo allgemein, daß man in der nächſten Zeit keine Feindſeligkeiten befürchten zu müſſen glaubte. Aber ſchon einige Wochen nachher begann Abdel Kader ſeinen in jeder Beziehung merkwürdigen Winterfeldzug. Nun weiß man aber, daß die Völkerſchaften der Sahara, welche außer dem Bereiche der franzöſiſchen Waffen waren, in jenem Feldzuge ihm thatſächlich beiſtanden. Einige derſelben wurden dafür beſtraft, unter anderen die Wed Nail, denen General Juſſuf eine bedeutende Kriegsſteuer auferlegte.

Soviel iſt jedenfalls gewiß, daß wenn man in den ehemaligen Barbareskenſtaaten feſten Fuß gewinnen will, man die Bevölkerung der Sahara, von der Grenze des Tell bis zu jener der Wüſte, möglichſt genau kennen muß. Die Türken begnügten ſich, von jedem Stamme der die Märkte an der Küſte beſuchte, einen Tribut zu erheben. Dieſe Abgabe war in der Regel übertraglich feſtgeſtellt, und wurde dem Dey von Algier in regelmäßigen Terminen bezahlt. Weigerte ſich einmal ein Stamm, ſeinen Tribut zu entrichten (was wohl von Zeit zu Zeit ſich ereignete), ſo ſchickte der Dey ein Truppenkorps gegen ihn. Auf ſolche Weiſe brachte er die ihm ſchuldige Summe und noch mehr zuſammen.

Der wirkliche Umfang des ſo großen und ſo wenig bekannten

Landes, welches man in Algier die Sahara nennt, ist nicht mehr ein Gegenstand bloßer geografischer Neugier; es ist für Frankreich ein Gegenstand von überwiegender politischer Wichtigkeit geworden. Bisher waren die südlichen Grenzen der Barbareskenstaaten sehr unbestimmt. Man hielt die längs denselben gelegenen Länder für eine menschenleere unfruchtbare Wüste; Carette hat aber den Beweis aufgestellt, daß diese angebliche Wüste große, starkbevölkerte Oasen enthält, und daß sie, ja selbst die noch mehr südlich gelegene eigentliche Wüste, von sehr vielen Verkehrswegen durchschnitten wird. Seine Landkarte von der Sahara und der großen Wüste, ist mit fast eben so vielen Wegen bedeckt, als die Eisenbahnkarte, welche letzthin dem Unterhause des britischen Parlaments vorgelegt worden.

Die Oasen sind durch mehrere Wege mit den nördlichen Bezirken verbunden, welche jetzt unter Frankreichs Botmäßigkeit stehen. Sie bilden eine Linie, die am Melrirsee, unter dem 34sten Breitegrade beginnt, und sich bis zum Wad Suf, unterm 35sten Grade erstreckt. Ungefähr unter derselben Breite, nur ein wenig mehr gegen Abend, ist der Wad Rir, oder das Ruara-Thal, worin sich 35 Dörfer, deren Hauptort Tuggurt ist, befinden. Tuggurt liegt etwa 76 französische Stunden von Biskra und 174 Std. von Algier. Südlich von Wad Rir wohnt der unabhängige Volksstamm Temasin. Noch mehr gegen Süd, unter dem 32. Breitengrade, sind die großen Oasen Wargla und Wed Mzab, bewohnt von dem Stamme Schamba. Diese beiden Oasen bilden, nach Carette, die südlichste Grenze Algeriens.

Auf den Wegen nach Fezzan und dem Innern Afrika's befinden sich zwei wichtige Zwischenpunkte: die Stadt R'bames im Osten und El Golea. Von den vorbezeichneten Punkten sind sie jedoch durch eine große Wüste geschieden. Die Stadt Gurara, in der Oase Tuat, ist 15 Tagereisen davon entfernt, und diese Tagereisen hat man durch eine nackte Sandwüste zurückzulegen, in der sich kein Dorf, keine menschliche Wohnung befindet. Die letzte Oase der französischen Sahara auf der Abendseite, ist die Abied Sidi Scheik genannte. Sie steht in fast ununterbrochener Handelsbeziehung mit den Häfen Marokko's und mit den Märkten Inner-Afrika's. Jenseits dieser bewohnbaren Gegen-

den dehnt sich die große Sandwüste aus, welche allein von den Tuariken durchstreift wird. Von dieser gleichzeitig Handel und Räuberei treibenden, das abentheuerlichste Leben führenden, Völkerschaft entwirft der Oberst Daumas in einem seiner trefflichen Werke [1]) über Algerien nachstehende beachtungswerthe Beschreibung:

„Es ist sehr schwer, die Umgrenzung des von den Tuariken bewohnten Gebietes näher anzugeben. Das herumirrende Leben dieser räuberischen Nomaden entgeht jeder geografischen Wahrnehmung. Wir finden sie überall in dem ungeheuren Kreise, der von einer Linie durchschnitten wird, welche sich von Tidikelt, im Lande Tuat, bis nach Timbuktu erstreckt, längs des Nigers von Abend gegen Morgen sich zieht und durch Fezzan bis nach R'dames, dem äußersten Punkte der Provinz Tripoli, ansteigt. Das ist die eigentliche Wüste, das Sandmeer, wo die Tuariken tyrannisch herrschen und Alle, welche in ihre Hände fallen berauben und morden."

„Ein Gebirgs-Archipel, welcher fast in dem Mittelpunkte dieser ungeheuern Wüste wie verloren sich bietet, und den man Dschebel Hoggar nennt, ist der Hauptwohnplatz und die Zufluchtsstätte der eigentlichen Tuariken, welche sich Tuarik H'arar nennen. Einige Abtheilungen ihres großen Stammes wohnen jedoch näher an der Grenze der französischen Sahara, nämlich: Die Muidir, im Dschebel Sekmaren; die A'Zeger, im Dschebel R'at; die Fukas, im Dschebel Fukas. Mehrere andere sind uns ohne Zweifel noch unbekannt."

„Dringen wir mehr gegen Süden vor, so finden wir, auf dem Wege nach Timbuktu, die Faradgi, Annanua, Uled Ah'med, Aghail und Tallaui, welche die vorgenannte Stadt fast beständig blokiren. Diese räuberischen Horden sind theils im Norden, theils im Innern, theils im Süden der Wüste dergestalt postirt, daß sie alle Zugänge der Sahara und des Sudans bewachen. Jede Karawane, welche nicht der Beraubung und Mißhandlung sich preisgeben will, ist genöthigt, ihnen einen dreifachen Eingangs-, Durchzugs- und Ausgangs-Tribut zu entrichten."

---

[1]) Le Sahara algérien. Ein Band in 8. De l'organisation de la tribu arabe. Ein Band in 8.

„Welches ist der Ursprung dieses sonderbaren, in so viele Horden zerstückelten, so weit zerstreuten Volkes, dessen gemeinsame Abkunft durch die übereinstimmenden Gesichtszüge, Sitten und Sprache bewiesen wird? Wir müssen darauf verzichten, diese Frage zu beantworten und uns damit begnügen, die einzelnen Andeutungen zusammenzustellen, welche wir mehr als hundert Arabern verdanken, die mit den Tuariken Handel getrieben und unter ihrer Begleitung die Wüste durchzogen haben."

„Nach der eigenen Versicherung der Tuariken würden sie von den Türken abstammen. Vielleicht aber hat sich diese Meinung nur aus übelverstandener Eigenliebe herangebildet, weil die Tuariken die Araber verachten und sie als ein erobertes Volk behandeln. Von Gestalt sind jene groß, stark, mager und von weißer Hautfarbe, selbst diejenigen, welche sich in der Nähe von Timbuktu aufhalten. Bei einzelnen Abtheilungen, welche andere Städte in Sudan umlagern, zeigt sich indeß schon eine Blutvermischung. Sie haben fast durchgehend sehr schöne Augen und treffliche Zähne. Gleich den Türken tragen sie große Schnurrbärte und auf dem höchsten Punkte des Scheitels einen Haarbüschel, der nie abgeschnitten wird, weshalb er bei Einigen so lang ist, daß er in Gestalt eines geflochtenen Zopfes über die Schulter herabhängt. Der ganze übrige Kopf ist glatt rasirt. Alle haben Ohringe. Ihre Tracht besteht in einem weiten Rocke, der Aehnlichkeit mit der Dschellaba oder A' abaja der Kabylen hat. Er besteht aus aneinander genähten Streifen jenes schmalen schwarzen Stoffes, den man Saje nennt und aus dem Sudan bezieht. Darunter tragen sie Hosen, welche eine gewisse Aehnlichkeit mit denen der Europäer haben und über den Hüften durch eine rund laufende Schnur befestigt werden. Diese deckt ein wollener Gürtel. Ihre Kopfbekleidung besteht in einer sehr hohen Schaschia, um welche ein Stück Zeug in Turbanform geschlungen wird, dessen Enden in ihrer ganzen Breite das Gesicht bedecken und nichts als die Augen sehen lassen. „Edelleute wie wir," sagen die Tuariken, „dürfen sich nicht zeigen." Die Häuptlinge allein tragen Bernus oder Mäntel."

„Fast Alle, Reiche wie Arme, gehen barfuß. Fragt man sie um den

Grund dieser Eigenthümlichkeit, so antworten sie: „Wir reiten fast immer, brauchen also keine Schuhe.“ Wer kein Kameel hat und genöthigt ist, zu Fuß den Sand zu durchwaten, trägt Sandalen, die mit Bändern oder Schnüren am Fuße befestigt werden.“

„Die Waffen der Tuariken bestehen in einer sehr langen Lanze, mit einer Spitze in Rautenform, einem breiten und langen zweischneidigen Säbel und einem Messer, welches in einer an dem Vorderarm befestigten Scheide dergestalt steckt, daß es die Bewegungen des Armes nicht hindert, und doch mit Leichtigkeit heraus gezogen werden kann. Ein großer mit Nägeln beschlagener Schild, dessen sich diese Leute mit vieler Geschicklichkeit zu bedienen wissen, deckt sie gegen fremde Angriffe. Nur die reichsten Häuptlinge haben Flinten, einige sogar doppelläufige.

„Wenn es sein muß, sind die Tuariken äußerst mäßig. Sie können 2 oder 3 Tage hinter einander Hunger oder Durst leiden und alle Entbehrungen ertragen, nur um desto besser einen Handstreich auszuführen. Dagegen sind sie auch wieder äußerst genußsüchtig, wenn sich ihnen eine günstige Gelegenheit bietet, wo sie sich als dann reichlich zu entschädigen wissen.“

„Ihre gewöhnliche Nahrung besteht in Milch, Datteln, Hammel- und Kameelfleisch, ausnahmsweise auch in dünnen Kuchen von Mehl oder Kuskussu. Sie haben wenig oder kein Getreide und dieses nur, wenn sie es geraubt. Dagegen besitzen sie viele Kameele und Schafe, die statt der Wolle ein mit sehr kurzen Haaren besetztes Fell und einen ungeheuren Schwanz haben.“

„Die Tuariken bedienen sich der Targuia-Sprache, die einige Aehnlichkeit mit der Zenatia zu haben scheint. Darf man den Bewohnern von Tuat Glauben schenken, so würden sie die Tuariken verstehen, und diesen in ihrer Sprache sich leicht begreiflich machen. Die Weiber der letzten zeigen sich unverschleierten Gesichtes. Sie sind im Allgemeinen schön und haben eine sehr weiße Haut. Einige von ihnen haben blaue Augen, was bei diesem Volke für eine große Schönheit gilt. Im übrigen sind sie äußerst sinnlich. Ihre Tracht besteht in Beinkleidern von schwarzer Sarsche, einem weiten Kleide von demselben Stoffe und dergleichen Farbe und einer Mütze, deren Beschreibung uns nicht

klar geworden ist. Die reichsten Frauen schmücken sich mit Edelsteinen, die andern haben gewöhnlich nur Armspangen von Horn. Männer und Weiber tragen Halsbänder, woran sich ein Talisman befindet."

„Ihre Religion ist die muselmännische, indeß beten sie wenig, fasten niemals und beobachten auch nicht die von dem Gesetze Mahomeds vorgeschriebenen Waschungen. Gleichermaßen übertreten sie das Gesetz beim Schlachten der Thiere, denen sie durch einen Säbelhieb den Kopf abhauen. Statt an den großen Festen des Islam die gebräuchlichen Gebete herzusagen, vergnügen sie sich durch Kriegsspiele und ähnliche Belustigungen, um sich für ernstliche Ueberfälle in den Waffen zu üben. Im Ganzen sind sie nur dem Namen nach Muselmänner; auch würde es ihnen schwer sein, anders zu leben, weil sie fast immer auf Raubzügen begriffen sind. Sowohl weil sie ihre Verachtung des Koran offen zur Schau tragen, als weil sie den Arabern großen Schaden zufügen und der Schrecken dieser Letzten sind, werden sie eben so sehr gehaßt, als gefürchtet. Man spricht im Tell auf gleiche Weise von den Tuariken, wie man bei uns früher der Türken erwähnte. Im Uebrigen ist man einstimmig über sie. „Wer ist ihnen Feind?" fragten wir einen Tuaten. „Niemand ist ihnen Freund," entgegnete er. Ein Anderer sagte: „Ich habe nichts Gutes bei ihnen gesehen, als ihre Schönheit und ihre Kameele."

„Verwegen, listig, geduldig wie alle Raubthiere, darf man sich ihnen nie anvertrauen. Sie brechen ihr Wort, so oft es ihr Interesse erheischt. Wird man von einem Tuariken gastfreundschaftlich aufgenommen, so hat man persönlich von ihm, unter seinem Zelte, auch nach der Abreise direkt nichts zu befürchten. Dagegen benachrichtigt er von letzterer seine Freunde. Von diesen wird man nun überfallen, beraubt, todtgeschlagen und jener macht sich kein Gewissen daraus, die erlangte Beute mit ihnen zu theilen.

„Beseitigen wir alle Vorurtheile, so entdecken wir auch bei diesen Völkern Familientugenden, die nur aus großen instinktartigen Eigenschaften entspringen können. So ist die Vielweiberei bei ihnen äußerst selten und wird nur ausnahmsweise geduldet. Die Würde des Menschenschlages wird so streng bewahrt, daß jede fremde Vermischung,

selbst mit den Arabern, als deren Gebieter die Tuariken sich betrachten, streng gemieden wird. Um geliebte oder verehrte Todte wird lange und innig getrauert. Während der Trauerzeit lassen die Freunde und männlichen Verwandten des Verstorbenen ihren Bart wachsen und dürfen sich nicht verheirathen. Man kann daraus schließen, daß hier, wie überall, das Gute neben dem Bösen sich befindet, und daß die Nothwendigkeit allein die Herzen der Tuariken verhärtet, die jedenfalls besser sind, als die Araber sie schildern.

„Der mächtige Berg Dschebel Hoggar, die vorzüglichste Zufluchtsstätte der Tuariken im Norden, bildet ein ungeheures längliches Viereck. Fast alle Gipfel dieser vereinzelten Gruppe sind mit Hochwald bedeckt. Die Abgründe und Schluchten, in denen der nackte Fels himmelhoch sich aufthürmt, verwandeln sich in der Regenzeit in verheerende Bäche. Um diese Zeit herrscht eine feuchte Kälte, gegen welche die frostigen Bewohner der Wüste sich nicht anders zu sichern vermögen, als daß sie sich in Bernus, oder Tuchmantel, die im Innern mit Ziegenfell gefüttert sind, hüllen. Sie leben alsdann familienweise unter runden Zelten, die aus gegerbten Fällen verfertigt werden und die sie aus dem Negerlande beziehen. Ihr alleiniger Zeitvertreib besteht in dieser Jahreszeit darin, vom Morgen bis zum Abend zu rauchen, in welcher Beziehung die Weiber mit den Männern wetteifern.

„Mit dem Beginn des Frühlings ziehen die Tuariken wieder hinaus in die Wüste. Die meisten Handelskarawanen setzen sich alsdann in Bewegung. Sie wissen im Voraus, daß die Tuariken ihnen auflauern. Die vorsichtigen Anführer des Zuges verständigen sich deshalb mit dem Häuptling der ihnen zunächst befindlichen herumstreifenden Bande. Dieser gibt ihnen, gegen Bezahlung, eine größere oder kleinere Zahl Reiter mit, unter deren Bedeckung sie in Sicherheit bis zu dem Punkte gelangen, wo die Herrschaft einer anderen Bande beginnt, mit der nun auf ähnliche Weise unterhandelt und verfahren werden muß. Wehe der Karawane, die es unternimmt, diesem Tribut sich zu entziehen. Sie darf es nur dann wagen, wenn sie so stark ist, daß sie den Angriffen der Tuariken bei Tag und Nacht Trotz bieten kann, und es ihr nächstdem auf einige Menschenleben nicht ankommt. In diesem Falle

macht sich der Zöllner oder Targui selbst zum Räuber und holt das nach, was von den Tuariken versäumt worden."

„Sobald die Näherung einer Karawane verrathen wird, was in der großen Ebene unvermeidlich ist, verbergen sich die Diebe in den Furchen, welche sich zwischen dem hin und her gewehten Sande in Menge bieten. Während Einige hier alle Bewegungen des Zuges beobachten, eilen Andere fort, um noch mehr Hülfe herbeizuschaffen. Die Wüstendiebe fliegen gewissermaßen auf ihren schnellfüßigen Kameelen während der Nacht bis zu dem Punkte, wo die Lauernden sie erwarten. Hier steigen sie ab und Alle kriechen in den Sandfurchen bis zum Lager, wo sie, ohne Geräusch zu verursachen, oft zehn bis zwanzig beladene Kameele stehlen. Unternehmungen dieser Art sind sehr häufig, nicht allein in der Wüste, sondern selbst in den französischen Lagern. Die Araber sind in dieser Beziehung eben so geschickt als die Tuariken, und es ist schon häufig geschehen, daß nicht allein die schönsten Offizierpferde, sondern auch ganze Haufen zusammengestellter Gewehre unter den Augen der Schildwachen gestohlen worden sind.

„Die großen Raubzüge, sowohl in die Länder der Neger, als nach Tidekelt, oder Schamba, oder gegen eine große Karawane, werden zuvor durch einen unter dem Vorsitze des Häuptlings gehaltenen Kriegsrath entschieden. Alle, welche die Gefahren und Vortheile des Unternehmens zu theilen haben, brechen, manchmal 1500 bis 2000 Mann stark, auf den schnellfüßigsten Mah'aris oder Kameelen auf. Der Sattel wird zwischen dem Höcker und dem Bauchriemen befestigt. Die Rücklehne desselben ist immer breit und sehr hoch, oft mit vielfarbigen seidenen Franzen geschmückt. Der Reiter sitzt darauf mit übereinander geschlagenen Beinen, wie auf einem Lehnstuhl, mit seiner Lanze, seinem Säbel und seinem Schilde zur Hand. Er lenkt sein Kameel mit einem einzigen an der Nase des Thieres befestigten Zügel und legt so, ohne sich besonders zu ermüden, 25 bis 30 Wegstunden täglich zurück.

„Nachdem Jeder mit seinem Vorrath von Wasser und Datteln sich versehen, beginnt die Bande an dem vorausbestimmten Tage ihren Marsch. Um soviel als möglich die Sonnengluth und ihr vom Sande zurückstrahlendes Licht zu vermeiden, reist man bei Nacht, seinen Weg

nach der Stellung der Sterne verfolgend. In einer 4- bis 5stündigen Entfernung von dem Punkte, wo der Ueberfall stattfinden soll, wird abgestiegen. Die Kameele legen sich nieder und die am meisten ermüdeten oder kränklichen Männer bleiben als Wächter bei denselben. Soll eine nicht zu starke Karawane angegriffen werden, so stoßen die Räuber ein furchtbares Kriegsgeheul aus, stürzen sich über die Schlummernden, rechts und links um sich hauend und stechend, vorzüglich nach den Beinen, weil sie wissen, daß Jemand, der nicht stehen kann, nicht besonders zu fürchten ist. Nach vollbrachter Metzelei beginnt die Plünderung, wobei Jedem das zu Theil wird, was der Häuptling ihm andeutet. Die Besiegten, gleichviel ob todt oder verwundet, werden sich selbst überlassen. Die Tuariken verstümmeln sie nicht, schlagen ihnen auch nicht die Köpfe ab, sondern lassen sie vor Hunger und Verzweiflung in der Wüste umkommen.

„Ist die Karawane zu stark, um sogleich angegriffen werden zu können, so folgen ihr die Tuariken Schritt um Schritt. Sie rasten, wenn sie rastet, und lassen alle ihre Bewegungen durch Kundschafter beobachten, welche die Araber Schuaf nennen. Bei der geringsten Verminderung der Wachsamkeit, vielleicht erst in dem Augenblicke, wo der Bestimmungsort beinahe erreicht ist, und man nichts mehr fürchten zu müssen glaubt, erfolgt der Ueberfall, der immer verderbliche Folgen nach sich zieht.

„Unglaublich mag es scheinen, daß diese so sehr gefürchteten und so allgemein in der Sahara gehaßten Räuber ganz ruhig, oft vereinzelt die Kaufleute von Tidikelt, Agabli, Aulef, R'dames ꝛc. besuchen, denen sie aus den Negerländern Sklaven, Goldstaub, Elfenbein und andere Gegenstände zuführen, um dagegen das zum Bau ihrer Zelte, zur Ausrüstung ihrer Kameele, zu ihrer eigenen Bewaffnung und Nahrung Erforderliche einzutauschen.

„Die im Süden an der Negergrenze hausenden Tuariken treiben ungefähr dasselbe Gewerbe, wie ihre im Norden der Sahara hausenden Landsleute. Sie werden zu Timbuktu unter dem Namen Sergu, in Bernu und H'doussa unter dem Namen Kiluan bezeichnet. Dieser letzte Stamm scheint, wie schon gesagt, sehr vermischt. Das von ihm

bewohnte Land bringt Korn und Hirse in Menge hervor. Von den Heerden gewinnt man Milch, Butter und Käse. Die Bäume tragen mancherlei Früchte. Im Allgemeinen befinden sich also die südlichen Tuariken in einem besseren Zustande, als die nördlichen; sie sind deshalb auch menschlicher, gastfreundschaftlicher und weniger räuberisch. Dennoch kann keine Karawane den Sudan betreten, ohne ihnen einen Durchzugs-Tribut entrichten zu müssen, wenn sie nicht der Gefahr sich aussetzen will, beraubt und mißhandelt zu werden. Die beiden ebengenannten Volksstämme bedienen sich des Säbels und der Pfeile, welche letzten sie in einem zur Seite hängenden Köcher tragen. Die Pfeile sind vergiftet. Das einzige Mittel der Heilung besteht darin, das verwundete Glied abzuschneiden oder die Wunde auszubrennen. Diese Stämme haben keine Feuergewehre.

„Es ist bereits oben gesagt, daß die Städte im Sudan, namentlich Timbuktu, von den Tuariken fast beständig umlagert sind. Sie nähern sich den Orten bis auf einige Stunden, immer in großer Zahl, schlagen ihre Zelte auf, durchstreifen das Land in allen Richtungen, bemächtigen sich der Einwohner desselben bis an die Ufer des Niger, bis an die Felder, die Gärten und die Häuser der Städte, um sie in größerer oder geringerer Zahl als Sklaven an die Karawanen zu verkaufen.

„Wir verdanken diese Nachrichten einem Neger, der auf ähnliche Weise geraubt worden, und jetzt als Diener bei der Zentral-Direktion der arabischen Angelegenheiten in Algier angestellt ist. Der in dieser letzten Stadt wohnende Negerkaid, hat alle obigen Angaben bestätigt. Nebenbei treiben die Tuariken regelmäßigen Handel mit allen Märkten im Sudan, wohin sie ihren Jagdertrag, nebst Fellen, Goldstaub u. s. w. bringen. Sie tauschen dagegen eine Menge Sachen ein, womit sie die Karawanen versorgen. „Denn," sagt der oben bezeichnete Neger, „die Märkte meines Landes sind sehr reich; du kannst darauf Alles finden, was du wünschest, mit Ausnahme deines Vaters und deiner Mutter.""

Gebiet der Reisen.

Ein Ausflug an das Mittelmeer im Herbste des Jahres 1846.

Von Dr. F. W. Chillany.

Sechstes Kapitel. Biel. Erziehungsanstalt in Neuveville. Aussicht von dem benachbarten Berge. Die kleinen Schweizerkriege. Wasserfahrt nach Neufchatel. Neufchatel Communismus. Fahrt nach Lausanne. Lausanne. Aussicht vom Montbenon. Aussicht vom Thurm der Münsterkirche. Der Genfersee.

Ich hatte das Posthaus in Solothurn bei meinem Gasthof ganz in der Nähe. Kleine Städte haben denn doch auch ihre Vortheile. Auch fand ich kein Gedränge von Reisenden vor demselben, man existirte dem Postpersonale gegenüber nicht blos als Platznummer, sondern als menschliche Persönlichkeit. Es war noch frühe; noch schien die Sonne nicht über die Stadtmauern. Die Stunde der Abfahrt hatte geschlagen — und man dachte daran, nach und nach die Pferde aus dem Stall zu bringen. — Alles langsam und deutlich! Wie hatte ich mich beeilt, um vor dem Stundenschlage einzutreffen, und wie erstaunt waren die Leute, die eben mit dem Wagenschmieren beschäftigt waren, daß da schon ein Reisender komme! Endlich saß der Conducteur — ich meinerseits schon lange. Es ging über das mit Rasen durchwachsene Pflaster zum Thore hinaus.

Die Gegend war nicht mehr so anmuthig, wie gestern, doch immer noch freundlich genug; im Grunde eine frische Wiesenfläche, zu beiden Seiten mäßige Anhöhen. Nach ein paar Stunden hatten wir Biel erreicht, ein gewerbreiches lebendiges Städtchen an der nördlichen

Spitze des See's, dem es seinen Namen gab. Ein bischen Schifffahrt hat denn doch gleich seinen Einfluß auf die Betriebsamkeit eines Ortes. Ich konnte dies hier recht deutlich wahrnehmen, wenn ich Biel mit Solothurn verglich. Der Bieler See ist nur drei Stunden lang und drei Viertelstunden breit; aber er ist durch den Fluß Ziehl mit dem Neuenburger See verbunden und die Schifffahrt geht von einem See in den andern. Täglich kommt ein Dampfschiff von Neuenburg hierher und geht wieder zurück.

Wir fuhren hart am See hin; zu unserer Rechten zogen sich unendliche Weinberge fort. Hier und den ganzen Neuenburger See hinab wächst jener angenehme rothe Wein, den wir in Deutschland gewiß häufig für Burgunder trinken. Und wie billig bekommt man ihn hier! Auch auf dem Dampfschiff kostete die Flasche bester Qualität nur 24 Kreuzer! Die Weinberge waren von der Chaussee durch eine Mauer abgegrenzt, die an vielen Stellen mit Holzbüscheln belegt war — ohne Zweifel in keiner andern Absicht, als um sie etwas zu erhöhen und den Vorübergehenden es unmöglich zu machen, von außen eine Traube zu erhaschen. Glückliches Volk hier, dachte ich, wo Brennholz in solcher Weise verwendet werden und unangetastet liegen bleiben kann!

Bald zeigte sich, mitten im See, die Petersinsel, auf welcher Rousseau einige Zeit gelebt hat; sie tauchte als ein waldiger Bergrücken aus dem Wasserspiegel hervor. Das Haus, worin Rousseau ein Zimmer bewohnte, konnte man von unserer Seite aus nicht sehen, es steht auf der entgegengesetzten Senkung des Berges; dort oben ist auch die Insel nicht waldig; sondern mit Gartenanlagen versehen, in welchen sich Feigen- und Kastanienbäume finden. Dicht vor der Petersinsel gegen Süden liegt ein Inselchen, die Kaninchen insel genannt; dort hielt sich Rousseau zu seinem Vergnügen Kaninchen und schiffte oft von seinem Wohnhause aus hinüber. — Es gibt Momente, wo ich dem Mann um die schöne Einsamkeit, die er hier genoß, beneiden könnte; für Jahre aber möchte ich mich nicht dort drüben abschließen!

Ich verließ den Postwagen in Neuveville, einem Städtchen am südlichen Ende des Bieler Sees, um hier das französische Erziehungsinstitut des Herrn Peter Guillet zu besuchen. Das Gebäude, neu

und geschmackvoll aufgeführt, liegt eine halbe Viertelstunde vom Städtchen, am See auf einer mäßigen Anhöhe, in einem Garten, von Weinbergen umgeben. Ich fand in dem Director dieser Anstalt einen redlichen und fleißigen Mann, der es sich um die Bildung seiner Pflegbefohlenen Ernst sein läßt, in der Hausfrau aber eine Dame von würdiger Häuslichkeit. Etwa dreißig Mädchen leben hier in Pension und genießen den Unterricht in allen Zweigen weiblicher Bildung; selbst für Leibesübungen ist gesorgt. Dabei ist das jährliche Honorar von 24 neuen Louisdo'r, wobei die Pflegbefohlene Unterricht, Kost, Wohnung und Wäsche von der Anstalt hat, sehr billig gestellt. Die Sprache ist im Institute nur französisch, und ich wurde also hier zum ersten Mal ernstlich in das Treffen geführt; im Städtchen spricht man bald deutsch bald französisch; die Kinder dieser Gegend haben den Vortheil, daß sie beide Sprachen in der Familie neben einander lernen.

Der Berg, welcher sich hinter Neuveville erhebt, bietet eine sehr schöne Aussicht, viel reicher noch, wie mir Herr Guillet versicherte, als die berühmte auf dem benachbarten Berge Chaumont bei Neufchatel. Es sollte also die bis zum Mittagstisch noch übrige Stunde zum Besteigen dieses Berges verwendet werden. Eine Zeitlang ging es durch Weinberge in die Höhe, bei welcher Gelegenheit wir uns aus dem Besitzthum des Herrn Guillet reichlich mit Trauben versahen. Sie kamen in der Sonnenhitze dem lechzenden Gaumen recht wohl zu Statten. Höher hinauf hörten die Weinberge auf; es kam ein Steinbruch, der Weg war mit Felsstücken bedeckt. In Zeit von einer guten halben Stunde hatten wir, wenn auch mit einiger Anstrengung, doch ohne Beschwerde, den waldigen Gipfel des Berges erreicht.

Da sah man denn allerdings in ein reizendes Thal hinab, das sich weit zur Rechten und Linken hindehnte. Drei große Wasserspiegel lagen in ihrer vollen Ausdehnung vor den Blicken. Zuerst der Bieler See zur Linken, dann gerade hinüber der kleinere See von Murten, weiter zur Rechten in kaum absehbarer Länge der See von Neuenburg, der sich bis zum äußersten Horizont in eine Länge von neun Stunden hinab erstreckte. Rings um diese krystallenen Becken lagerte sich üppiger Wiesgrund, dessen grüne Zungen sich bald mehr bald we-

niger in die blaue Fluth hineindrängten. Zunächst zu meiner Rechten war die grüne Fläche für ein paar Stundenlängen des ganzen Gebietes Meister geworden; sie hielt den Bieler von dem Neufschateler See völlig abgegrenzt. Nur das blaue Band der Thiele, die beide Seen verbindet, wand sich hier durch die Wiesen hindurch. Ringsum an den Ufern der Seen sah man viele kleine Ortschaften; im obersten Norden am Anfange des Bieler Sees das Städtchen Biel, ihm entgegengesetzt am südlichen Ende des Neufschateler Sees in einer Entfernung von zwölf bis vierzehn Stunden das Städtchen Yverdon, nur schwach im Dunste des äußersten Horizonts noch kenntlich. Gegenüber zeigte sich das Städtchen Murten, bekannt durch die im Jahre 1476 gelieferte Schlacht, in welcher 20,000 Schweizer das 70,000 Mann starke burgundische Heer Karls des Kühnen völlig zu Grunde richteten. Das berühmte Murtener Beinhaus, welches die Knochen der gefallenen Burgunder aufbewahrte, hat die französische Revolutionsarmee im Jahre 1798 zerstört; jetzt steht ein Obelisk an der Stelle, den der Kanton Freiburg im Jahre 1822 zum Andenken der Schlacht errichten ließ.

Das protestantische Murten steht unter der Freiburger Jesuitenherrschaft; kein Wunder, wenn es in den jüngsten Tagen einen Versuch zum Sturze der Jesuiten gemacht hat, der freilich unglücklich ausfiel.

Ein in der Regel unglücklicher Ausgang aller dieser kleinen Schweizerkriege gegen die bestehende Regierung ist sehr natürlich. Die Regierungspartei befindet sich auf dem einmal geltenden Rechtsboden und hat alle Hülfsmittel; die Angreifenden sind Revolutionäre gegen die bestehende Ordnung, unexerzirte, allerdings durch eine Idee zusammengeführte Haufen, von der sie aber nicht so sehr begeistert werden, daß sie im Ernst ihr Leben dafür einsetzen möchten. Man hofft in der Regel, durch eine bloße Demonstration, durch blinden Lärmen zum Ziele zu gelangen. Ist die Gegenpartei schwächer, dann mag dies gelingen. Steht sie aber noch kräftig da, setzt sie sich ernstlich zur Wehre, kommt es zu Kugeln: dann ist der Enthusiasmus bald abgekühlt. Der Einzelne sucht sodann auf gute Manier seine heile Haut davon zu bringen; sein

Leben ist ihm wichtiger, als eine Aenderung der bestehenden Regierungsform, welche, wie er hofft, die Zeit schon für sich bald bringen werde. Auf der Gegenpartei ist allerdings der Enthusiasmus noch geringer, aber Disziplin und Gehorsam ist vorhanden, und diese Disziplin, verbunden mit den größeren Hülfsmitteln, ist es denn auch allein, was den Sieg davon trägt. Man kann sich übrigens nicht genug wundern, daß die europäische Diplomatie, welche durch die unaufhörlichen Schweizerhändel so unangenehm berührt wird, durchaus nicht auf den Gedanken kommen will, den Stein des Anstoßes, die Jesuiten, hinwegzuräumen. Diese schwarzen Herren müssen doch in der That gar besonders hohe Gönner haben, da man sie nicht beseitigte und bis heute nicht beseitigt hat, obgleich in den jüngsten Jahren Deutschland, die Schweiz und Frankreich gegen sie in Aufregung kamen. Hält man sie vielleicht für eine Stütze der Throne? Möge man das doch ja nicht glauben! Bei dem klaren Lichte, das unsere Zeit durchdringt, bei dem frischen Leben, welches durch die Völker strömt, kann dieser schleichende Orden seinen früheren Einfluß nicht mehr erlangen; eine Regierung, die sich mit ihm verbündet, entwürdigt sich in der Meinung des Volkes. Ist ja doch in Wahrheit der Jesuitenorden auch in seiner größten Blüthe niemals eine Stütze und ein aufrichtiger Freund einer Dynastie gewesen. Er verfolgte immer seine eigenen Zwecke, denen sich die hohen Gönner unbewußt fügen mußten, und überall, wo er von Einfluß war, galt der Gehorsam des Volkes ihm, nicht der Regierung!

Am blauen Himmel waren einzelne Wolken zerstreut. Es gewährte eine angenehme Unterhaltung, den Schatten zu beobachten, den jede dieser Wolken auf die Fläche drunten warf; die Farbe des Wassers und der Wiesen erhielt durch diese versprengten trüben Gäste einen lieblichen Wechsel von Dunkel und Licht. Gerade über das Thal hinüber reichte die Aussicht nur in eine geringe Ferne; es zogen sich da an den Seen waldige Berge von mäßiger Höhe hinab, unten mit Wein bepflanzt. Hinter denselben sollte sich die ganze Gletscherreihe des Berner Hochgebirges erheben; die Schweizer Riesen ziehen sich da in langer Reihe hin und ragen, wie man mir versicherte, hoch hervor, zur Linken zuerst das Wetterhorn, dann weiter nach rechts der Berglistock,

das Schreckhorn, das Finsteraarhorn, der Eiger, der Mönch, die Jungfrau, das Gletscherhorn, das Bietschhorn, das Großhorn, das Stockhorn — aber der feindselige Himmel ließ heute, wenn auch gleich die Sonne klar leuchtete, diese Berge nicht erblicken, obwohl man ihnen hier keineswegs so ferne war. Es zog sich ein weißer Dunst am Horizonte hin, welcher es der Fantasie anheimstellte, eisige Berggipfel in ihm zu finden.

Wir standen da oben eine gute Weile im Sonnenschein; die Seele genoß in tiefen Zügen aus diesem vollen Kelche der Natur. Da plötzlich fing es derb an zu regnen, so derb, daß auch die mächtigen Aeste hoher Fichten keinen Schutz mehr gewährten. Drunten auf den Seen blitzte die Sonne immer noch hell. Es war, als wenn es eine dieser Wolken gerade auf unseren Standpunkt abgesehen hätte. Denn es regnete kaum in dem Umkreis einer halben Stunde. Die Zeit, in welcher wir zurück sein sollten, war schon lange abgelaufen; die Hausfrau drunten im Institute — wir sahen das Gebäude mahnend vor uns liegen — harrte wohl sehnlich auf die Tischgesellschaft, die Aeste unserer Fichte, der buschigsten, die aufzufinden war, sandten auch den Regen bereits in Strömen auf uns nieder — da faßten wir einen verzweifelten Entschluß und gingen — wie es die Nürnberger seit alten Zeiten zu thun gewohnt sind — unter dem Regen weg; ja, in der Ueberzeugung, nun doch einmal bis auf die Haut durchnäßt zu werden, waren wir heroisch genug, vor einem mächtigen Granitblock, der vereinzelt da oben lag, Betrachtungen anzustellen, auf welche Weise er wohl hierher gekommen sein möchte. An einer Burgruine vorüber gelangten wir wieder in die Weinberge, und als wir an das Städtchen kamen, hatte der Regen völlig aufgehört. Wir waren darüber nicht im Geringsten in Sorge, da wir eine gute Partie davon bei uns hatten. Mein Rock bedurfte einiger Tage, um völlig wieder trocken zu werden.

Ich mußte, bevor ich zu Tische kommen konnte, in mein Gasthaus gehn und mich völlig umkleiden: und da stand denn auch mein Regenschirm in der Ecke, schadenfroh in seiner Trockenheit mich ansehend. So oft hatte ich ihn mit mir geschleppt — kein Regen kam — und gerade heute mußte ich ihn zu Hause lassen! Doch der Lohn für die überstan-

denen Mühseligkeiten blieb nicht aus. Wer je Fußreisen gemacht hat, der weiß, welch angenehmes Gefühl es ist, wenn man in der Herberge die durchnäßten Kleider vom müden Körper gebracht hat und sich neugeboren zu Tische setzen kann. Die Annehmlichkeiten des Lebens sind dies ja zum großen Theile nur durch die Kenntniß und Erprobung des Gegentheils und durch die Abwechslung mit demselben. Welchen Genuß bietet einem müden Fußreisenden das Sitzen: und wie gleichgültig ist man zu Hause dagegen! Wie glücklich fühlt sich der Genesene bei der wieder erlangten Gesundheit, und wie wenig achten Diejenigen dieses Gut, welche es fortwährend besitzen! Wir setzten uns munter zu Tische und ließen es uns wohl sein.

Das Dampfschiff nach Neufchatel ging erst gegen Abend ab. Daher wurde nach Tische noch ein Spaziergang durch das Städtchen nach der Richtung von Neufchatel hin gemacht. Da waren wir denn bald an der Gränze des Kantons Bern, zu welchem Neuveville gehört; der Berner Bär war als Gränzzeichen auf der Granitbrüstung einer Brücke angebracht, neben ihm der preußische Adler. Das kleine Bern stellte sich mit seinem Bären keck dem preußischen Königreiche gegenüber. Gegen vier Uhr kam das Dampfschiff von Biel herab; ich verabschiedete mich und stieg ein. Es war freilich ein Abstand zwischen diesem Schiffe und jenen des Rheines. Wie viel blieb hier an Eleganz und selbst an Reinlichkeit zu wünschen übrig! Wie es schien, heizte man hier bloß mit Holz. Der Kamin warf fortwährend Funken und Asche auf die Reisenden herab, was den Kleidern natürlich nicht vortheilhaft war. Ich spannte meinen Regenschirm aus, nachdem ich ihn eingenäßt hatte. War er dem Wasser entgangen, so sollte er jetzt in Feuersnoth kommen. Das half denn gegen Asche und Funken; der arme Kerl kam mit einigen Landesvätern davon. Man wird mich fragen, warum ich doch nicht lieber der Asche aus dem Wege gegangen, ich hätte ja nur auf die entgegengesetzte Seite des Schiffes treten dürfen! Gerne wäre ich dahin getreten, aber es war dort Alles mit Transportgütern angefüllt, und dann will ich nicht verheimlichen, daß ich mir für die bevorstehenden Regenschirmmißhandlungen auf Eilwägen u. s. w. gerade nicht mein bestes Stück ausgesucht hatte. Der getreue

Diener hatte schon bald zwei Jahre seine Schuldigkeit gethan, an seinen Rippen hinab war sein schwarzes Fleisch so dünn geworden, daß das liebliche Licht der Sonne ziemlich freundlich durchschimmerte, und die Reise sollte das letzte Opfer sein, das er mir brächte. Auch war wirklich das südliche Klima nicht im Stande, seiner gebrochenen Gesundheit aufzuhelfen. Wiewohl ich seine Dienste fortan nur hie und da gegen die Sonne in Anspruch nahm, denn es regnete auf der ganzen Reise auch nicht einen Tropfen mehr; so wurde er doch zusehends dünner. Endlich kam er so vom Fleische, daß Löcher in seine Weichen fielen, und gegenwärtig steht er als völliges Skelet, abgestorben für diese Welt, zu Hause, hoffend eines neuen Leibes, mit welchem ihn in der nächsten Zeit einer der hiesigen Fabrikanten versehen wird.

Wir fuhren kaum eine halbe Stunde, als wir das Ende des Bieler Sees erreicht hatten, und mündeten sodann in die Ziehl ein, einen schmalen, aber wie es schien, tiefen Fluß, die uns zwischen Wiesen in allerlei Windungen etwa nach einer Stunde in den Neufchateler See beförderte, wo wir uns anfangs durch Schilfmassen hindurch zu arbeiten hatten. Bald dehnte sich der See nach beiden Seiten in die ziemlich ansehnliche Breite von etwa zwei Stunden; nach der Länge streckte er sich vor uns hin wie das Meer, es war kein Ende erkennbar. Die Sonne ging unter; Dämmerung lagerte sich über das Wasser, in naher Ferne erschien Neufchatel, aus dem Wasser die Höhe hinansteigend. Wir fuhren in den ziemlich lebhaften Hafen ein, der durch Pallisaden vor dem Wellenschlage geschützt war.

Wo ich in Neufchatel gewohnt habe — ich weiß es nicht. Ein Gastwirth aus dem Badischen, ein gebildeter Mann, mit dem ich auf dem Schiffe bekannt wurde und der hierher öfters in Weingeschäften kam, lud mich ein, mit in sein gewöhnliches Gasthaus zu gehen, das zwar nicht das erste der Stadt sei, wo ich aber Alles sehr gut finden und eine weit billigere Rechnung bekommen werde; namentlich erhalte man da ein Glas Wein — Herr! sagte er, wenn wir in Deutschland den Zoll nicht hätten — er ist besser als Burgunder! Ich folgte ihm und bereute es keinen Augenblick. Das Abendessen war gut, der Wein in der That vortrefflich, Zimmer und Bett reinlich und die Rechnung

über alle Erwartung billig, zumal ich meine kleine Flasche zweimal geleert hatte. Der preußische Adler, der auf Bouteillen und Gläser gepreßt war, sah gar so heimisch und einladend, und der dunkelrothe Wein fühlte sich so mild auf der Zunge! — Es ist sonderbar, Preußen ist so wenig mein Vaterland, als die Schweiz, und doch wandelte mich ein heimisches Gefühl an, als ich den preußischen Adler sah, dessen Heimath ja einen mächtigen Bestandtheil Deutschlands ausmacht; ich zehrte im Stillen an dem Genusse des deutschen Einflusses, der sich hier geltend machte, wo Niemand mehr die deutsche Sprache redete.

Am anderen Morgen war ich bereits mit dem ersten Grauen des Tages in den Straßen der Stadt; das Dampfschiff ging schon Morgens nach Yverdon ab — und ich mußte ja doch vorher die Stadt sehen! Neufchatel besteht aus einer einzigen langen Hauptstraße, in welche nur wenige kurze Seitengassen einmünden. Die Stadt zieht sich am See hin eine Anhöhe hinauf. Dort oben stand die Kirche, und ich richtete vor allem meine Schritte dahin, weil man von der Terrasse eine sehr schöne Aussicht hat.

Weit konnte ich in dieser frühen Morgenstunde noch nicht sehen; aber es war ein sehr interessanter Anblick, die Nebel zu betrachten, die über den See hin mit der aufgehenden Sonne kämpften. Stellenweise brach das Sonnenlicht auf das Wasser durch und die lustig gehenden Wellen blitzten zwischen dem Dunst hervor. Nach und nach wurde das Gebiet des Wassers immer freier, der Nebel zog sich an die angrenzenden Berge zurück und lagerte sich in die Mitte ihrer Höhe, indeß die Gipfel völlig frei im Sonnenlicht glänzten. Endlich spiegelten die Sonnenstrahlen über die ganze Fläche des Sees hin und das unendliche kleine Gewimmel der Wellen blitzte in emsigem Wechsel das Licht zurück. Aber die Zeit mahnte, ich mußte hinab! Die Stadt fing an, sich aus dem Schlafe zu erheben; da und dort hatten sich schon die Kaufläden geöffnet. Ueberall nur französische Aufschriften! Es ist ein eigenthümliches Gefühl, wenn nun die Muttersprache völlig aufhört; man empfindet dann erst recht, daß man einer Nation angehöre und daß es mit unseren Gränzpfählen innerhalb Deutschland wenig sagen will. So wie die deutsche Sprache aufhört, sind wir keine Bayern und

Preußen mehr, sondern fühlen uns recht eigentlich als Deutsche. Ich ging die ganze Länge der Hauptstraße hinab bis zu ihrem Ende. Die Stadt ist freundlich und reinlich, wie auch noch Lausanne; der deutsche Einfluß wirkt herüber; Genf ist schon völlig französisch und man macht sich da aus dem Schmutz nicht mehr viel. Gegen das nördliche Ende der Hauptstraße hin kamen großartige Gebäude; sie standen einzeln, durch Gartenmauern getrennt und die Gärten zogen sich nach der Tiefe hin. Dieser Theil gab der Stadt ein monarchisches Ansehen; man mußte, ohne es zu wissen, bemerken, daß hier fürstlicher Einfluß waltete.

Die Gesellschaft auf dem Dampfschiffe war heute zahlreicher als gestern. Alle Umstände mit dem Gepäck fielen diesmal hinweg; ich hatte meinen Koffer gestern auf dem Schiff gelassen und nur meinen Nachtsack mit mir; desto ängstlicher war ich aber auch, die Abfahrt nicht zu versäumen. Der Morgen auf dem Dampfschiff gehörte zu den schönsten meiner Reise. Der Himmel war heiter, das Wasser ziemlich bewegt; unzählige grüne Wellen wimmelten über die Fläche hin und warfen bald mehr bald weniger ihre weißen Häupter empor. Der See erschien mir heute viel großartiger, als gestern, da wir uns jetzt mehr seiner Mitte näherten; nach Norden und Süden schien die hellgrüne Fluth bergan zu gehen, wie das Meer; man konnte kein Ende sehen. An beiden Seiten erblickte man am Ufer viele Dörfer und Städtchen, hinter ihnen erhoben sich im Dufte des Horizonts röthliche Berge, alle mit Wein bepflanzt. Etwa sechs bis sieben Stunden hatten wir auf dem Wasser zurückgelegt, da näherten wir uns dem Ende des See's, und fast gewährte die schöne Wiesenfläche mit vielen Baumgruppen, die sich jetzt dem Blicke deutlich darstellte, schon einen Genuß wie nach langer Entbehrung.

Unser Schiff fuhr zwischen Wiesen und Bäumen hindurch in den Fluß Orbe ein. Da standen mehre Omnibus und Diligencen, welche die Reisenden aufnehmen sollten. Jeder beeilte sich, möglichst schnell Platz zu bekommen, und in einem Augenblicke waren alle Sitze gepreßt voll. Ich konnte meinen Koffer nicht verlassen und kam spät; meine Karte aber, die von Neufchatel nach Lausanne lautete (man kann

auf dem Dampfschiff sogleich auch für die Diligence nach Lausanne den Platz erhalten), gab mir Ansprüche auf einen der ersten Sitze. Der Kondukteur tröstete mich, daß in Yverdon, welches etwa eine Viertelstunde vom Landungsplatze liegt, viele Leute aussteigen würden. Yverdon, bereits im Kanton Waadt, sieht nicht einladend aus. Das Aeußere der Häuser und die Straßen sind schmutzig; das Städtchen gleicht in seinem äußeren Ansehen ganz einem französischen; noch eine einzige deutsche Aufschrift sah ich hier an einem Hause, einen „Gasthof zu den drei Schweizern," dessen Außenseite aber nichts Anziehendes hatte.

Ich war also jetzt im Kanton Waadt, in der gefürchteten Heimath der Communisten! — Hat keine Gefahr! Die Zahl der Denkenden und Besitzenden ist zu groß, als daß ein System, dessen Unausführbarkeit im Großen sich jedem Nüchternen aufdringen muß, auf eine bedenkliche Weise um sich greifen könnte. Man gebe nur, wie die Schriften der Communisten populär sind, auch populäre Gegenbeleuchtungen; dergleichen werden mehr wirken, als Regierungsverbote, das Reisen der Handwerksburschen betreffend, und Confiskation der communistischen Tractätchen. Und dabei erkenne man denn aber auch an, was in diesen Bewegungen wirklich Wahres und Dringendes liegt! Es hilft Nichts, die ergrauten Herren Staatsräthe müssen sich endlich zu anderen Ansichten bequemen, wenn sie die Gewitter zertheilen wollen, die allenthalben am Horizont heraufziehen. Man will in Deutschland nicht die Republik, man schätzt es vielmehr für eine Wohlthat, die oberste Stelle im Staate erblich besetzt zu sehen und auf diese Weise für immer tausenderlei Bewegungen des Ehrgeizes und jenes Unmaß von Parteiungen und Leidenschaftlichkeit beseitigt zu haben, welcher in der Regel in Republiken sein Wesen treibt. Das Königthum hat auch seine schönen Seiten, und es ist keine der letzten, daß es die jedem gebildeten Mann so wohlthuende feine Sitte aufrecht erhält, indeß man in unseren neueren Republiken einen Beweis von Freiheit auch darin finden will, sich in öffentlicher Gesellschaft über den guten Ton hinwegzusetzen. Man mag immerhin über die großen Civilisten klagen; auch ich will ein Uebermaß in dieser Beziehung nicht in Schutz nehmen; aber bedenken muß man dabei doch, daß die fürstliche Familie in der

Regel nur Wenig davon genießt, durch die Hofhaltung aber eine Menge Menschen versorgt werden und Verdienst erhalten. Auch die Republiken haben ihre Aristokratie, und ich, meiner Treu, will lieber in der fein gebildeten Gesellschaft monarchischer Aristokraten sein, als unter den plump-stolzen Geldsäcken, die in der Regel in Republiken die Elite der Gesellschaft vorstellen wollen.

Was man aber heut zu Tage verlangt und mit Recht für unumgänglich erachtet, das sind Garantieen für das Volk, der königlichen Gewalt gegenüber. Die alte Theorie kann sich nicht mehr behaupten, daß Land und Volk nur für die Regenten geschaffen seien, daß die übrigen Menschen nur aus Gnade in ihren Ländern leben und geduldet werden, weil sie Steuern geben und Soldaten stellen. Mag eine solche Ansicht der Dinge auch noch manche treue Anhänger zählen, als herrschendes Prinzip hat sie längst ihre Geltung verloren, die allgemeine Anschauung ist eine andere, eine würdigere geworden. „Es wäre absurd," sagte schon Kaiser Josef II., „wenn sich ein Landesfürst einbilden wollte, das Land gehöre ihm, und nicht er dem Lande zu, Millionen Menschen seien für ihn, und nicht er für sie gemacht, um ihnen zu dienen."

In unserer Zeit ist man hierüber in Europa so ziemlich einverstanden. Aber man verlangt mehr, man will vom Staate für den Einzelnen besser gesorgt wissen, man will namentlich, daß der untersten Classe, den Bedürftigsten mehr aufgeholfen werde. Die Regierungen erheben Steuern von jedem Einzelnen, so lange er sie zu entrichten im Stande ist, die Verarmten und Hülflosen werden aber ihrem Schicksale überlassen oder den Gemeinden zugewiesen. Nun aber macht sich der Gedanke geltend, und gewiß nicht mit Unrecht, daß es eine Hauptaufgabe des Staates sein müsse, der Verarmung vorzubeugen, den Arbeitskräften Beschäftigung zu bieten, Erwerbsquellen zu eröffnen. Ein Mann, der arbeitsfähig und willig ist, muß eine solche Hülfe vom Staate erwarten dürfen und denkt ganz folgerichtig, wenn er sagt: Nimmst du meine Glieder und mein Leben für den Krieg in Anspruch, meinen Geldbeutel, so lange ich Etwas habe; so kümmere dich auch um mein Schicksal und schaffe mir Arbeit; da sind meine Arme,

ich will leben! — Es ist keine Frage, daß die dermaligen Zustände, uns eine umfassendere und eindringendere Sorge für die unteren Classen näher legen, als jemals und nicht auf die Fristung des Lebens und Unterhalts allein sollte sich diese Sorge erstrecken, sondern auch vor einem Dasein in Kummer und Elend den Armen möglichst zu bewahren suchen, damit er auch seines Lebens froh werden könne!

Aber wie Das anfangen, wo die Mittel hernehmen? Wir haben jetzt die großartigsten öffentlichen Arbeiten, den Bau der Eisenbahnen: und gleichwohl wird der Stand der Armen nicht geringer! Es würde hier zu weit führen, auf diese Frage ausführlich einzugehen; auch ist in diesen jüngsten Jahren schon Viel darüber gesprochen und geschrieben worden. Ich glaube nicht, daß es ein besseres Mittel gibt, als eine von den Regierungen zweckmäßig geleitete Auswanderung. Die Hauptursache unseres heutigen Elendes beruht darin, daß es für alle einzelnen Beschäftigungen, welche Menschen nähren, zu viele Hände gibt, namentlich deßhalb, weil die Maschinen Hände überflüssig machen; der kleine Arbeiter kann neben den mächtigen Fabriken, deren großartige Produktion die Preise herabdrückt, nicht mehr bestehen. Der Preis der Lebensmittel wird bei der steigenden Bevölkerung immer höher, der Verdienst immer geringer, und da müssen denn in größeren Städten, die nicht vom Ackerbau, sondern von Industrie und Handel leben, jährlich mehr und mehr Familien in den Stand der Armen herabgedrückt werden.

Die bisherige Auswanderung, so zahlreich sie auch war, hat auf eine Verminderung der Armuth keinen Einfluß gehabt. Die gingen, waren keine Armen; wer für sich und seine Familie noch die Ueberfahrtskosten bezahlen kann, ist in unseren Verhältnissen noch nicht der Armenliste verfallen. Auch waren es meist Landleute; auf dem Lande aber ist das Elend bei weitem nicht so groß, als in den Städten. Den Städten muß vor Allem geholfen werden, indem man ihnen jährlich eine Anzahl armer Familien abnimmt und so auf der einen Seite die Armentaxen vermindert, auf der anderen durch Verringerung der nach Brod gehenden Hände die Möglichkeit des Erwerbes vergrößert. Und wer deckt die Kosten? Der Staat. Der Staat muß Land in Amerika

ankaufen, er muß Schiffe bauen, die Armen hinüberbringen, ihnen dort Land und Werkzeuge geben. Und haben diese Armen denn nach einigen Jahren das Land urbar gemacht, so tragen sie nach und nach in Naturprodukten die für sie gehabten Auslagen ab, und dieselben Schiffe, welche immer neue Auswanderer bringen, nehmen auch fortwährend diese Produkte mit nach Deutschland zurück.

Aber wo das Geld hernehmen, die ungeheueren Summen, welche ein solches Unternehmen erforderte? denn man müßte die Sache im Großen betreiben; aus einer Stadt von 10,000 Einwohnern müßten alljährlich wenigstens fünf Familien fortgenommen werden, wenn ein empfindbarer Nutzen daraus hervorgehen sollte! — Ich weiß das Mittel hiezu: Man reducire die stehenden Heere auf die Hälfte! In der Weise, wie bisher, können die militärischen Verhältnisse doch unmöglich mehr lange bestehen! Man bedenke den ungeheueren Kostenaufwand seit dreißig Friedensjahren! Wie viele arme Menschen hätten nicht schon um die Kosten der Fourage versorgt werden können, die viele tausend Pferde seit dreißig Jahren aufgezehrt haben, ohne Dienste zu leisten!

Gleich hinter Yverdon geht die Chaussee einen langen, hohen Berg hinauf. Die Reisegesellschaft war in zwei Wägen vertheilt und gleichwohl saß man ziemlich gepreßt. Der Conducteur ersuchte die Herren, den Berg hinauf zu Fuße zu gehen; ich hätte dies ohnehin gethan, da es zum Vergnügen auf einer Reise wesentlich beiträgt, die Last des unendlichen Fahrens öfters dadurch unterbrechen zu können, daß man eine Strecke zu Fuße zurücklegt. Hier zumal, wo man dicht gepreßt an den Seiten des Omnibus hinsaß und in Verlegenheit war, wo die Kniee unterzubringen, wenn Einem, wie mir, durch ein günstiges oder ungünstiges Geschick, die Beine ziemlich hoch gewachsen waren: hier war es eine wahre Wohlthat, sich frei bewegen zu können. Oft, recht oft wandte ich mich mit der zunehmenden Höhe um und blickte in die Tiefe hinab, wo der See sich in die Ferne hinstreckte. Die Sonne schien klar und heiß; die Rebenhügel zu beiden Seiten am Wasser hinauf waren hell beleuchtet; gegen den Hintergrund aber erhob sich

jener unglückselige weiße Dunst über dem See, man konnte in keine große Entfernung sehen.

Es war mir ganz eigen zu Muthe; ich fühlte mich in der Fremde, die Muttersprache hatte völlig aufgehört, Alles sprach französisch, Niemand verstand mehr deutsch. Die Reisenden waren meist aus Lausanne und Genf, einige aus Frankreich; nur eine einzige Frau aus dem Badischen, in Genf verheirathet, die eben von einem Besuch in ihrer Heimath zurückkehrte, war der deutschen Sprache mächtig.

Wir saßen ein. Es ging mäßig rasch vorwärts. Eine dicke Französin, die fleißig schnupfte und die ganze Gesellschaft reichlich mit Tabak versah, führte die Unterhaltung. Sie hatte wirklich nicht üble Einfälle und wußte sich geschickt durchzuhelfen, wenn sie sich in ihren gelehrten Raisonnements etwas vergaloppirt hatte. Ein schmächtiger bejahrter Mann aus Lausanne opponirte ihr fleißig, auch ich sprach manchmal ein paar Worte dazwischen; und da löste sich denn die Scene in der Regel in allgemeine Heiterkeit auf, wenn sie den Rückzug antrat. Zwei junge Männer, die neben einander Platz genommen, hatten bisher kein Wort gesprochen und überhaupt gar keinen Antheil an dem gezeigt, was um sie vorging. Es ist Schade, sagte die redselige Französin, daß diese Herren nicht französisch verstehen; ach und wie gerne hätte ich mich bei Ihnen nach meinem Vetter in Liverpool erkundigt. Er hat eine Nichte von mir zur Frau und lebt schon seit zehn Jahren in jener Stadt, wo er eine Handlung von Musikalien und musikalischen Instrumenten etablirt hat. Aber Madame, entgegnete ich, England ist groß, wie können Sie glauben, daß diese beiden Herren gerade Ihren Vetter in Liverpool kennen? Nun, sagte sie, möglich wäre es doch, und Fragen ist umsonst. Wenn Sie wünschen, erwiederte ich, so will ich sie fragen.

Ich redete die Herren Englisch an, und ihre Mienen heiterten sich zusehends auf. Sie erzählten mir, sie kämen den Rhein herauf, hätten die Tour durch die Schweiz hieher gemacht und seien Willens, nach Avignon zu gehen, um unter diesem südlichen Himmel den Winter zuzubringen und auf eine leichte und angenehme Weise französisch zu lernen. Leider verstünden sie von der deutschen und französischen Sprache

Nichts, als ein paar Worte für die nöthigsten Lebensbedürfnisse, die sie sich zu Hause aufgeschrieben, und da sei es ihnen denn bisher sehr übel gegangen; es helfe aber nichts, sie müßten sich bis Avignon durchschlagen. Dabei waren diese junge Leute noch obendrein sehr wenig über die Gegenden unterrichtet, durch welche sie kommen sollten; sie wußten nicht, daß das Volk in Avignon und überhaupt im südlichen Frankreich einen Dialect spricht, den man kaum mehr für französisch erkennt, und daß Jemand, der französisch lernen will, hier seinen Aufenthalt sehr übel gewählt hätte. Ich rieth ihnen, wenn die Erlernung der französischen Sprache ihr Hauptzweck sei, lieber in Lausanne oder Genf zu bleiben, und erst im Frühjahre die Reise nach Avignon zu machen.

Unsere Reisegesellschaft hatte unterdessen mit einigem Respect schweigend zugehört, wie der Deutsche da plötzlich auch mit den Engländern eine Unterhaltung in ihrer Sprache anfing, und nachdem auf diese Weise die Einleitung getroffen, kam ich denn auch auf die Angelegenheit unserer Reisegefährtin. Wie nun oft ein sonderbarer Zufall sein Spiel hat: einer der Reisenden war wirklich aus Liverpool und oft in die Handlung des Vetters gekommen, um dort Musikalien zu entlehnen. Das war nun eine große Freude für unsere gesprächige Nachbarin. Ohne von den Worten Etwas zu verstehen, las sie schon aus unseren Mienen, daß die Nachfrage einen günstigen Erfolg hatte und fing dann selbst an, an die Engländer französische Fragen zu stellen. Es war wirklich interessant, hier die Verschiedenheit der Nationalcharaktere zu beobachten. Die lebhafte Französin vergaß immer von Neuem, daß die Engländer ihre französischen Fragen nicht verstanden; die kalten Engländer aber kamen nie in Versuchung, ihre englische Antwort an die Französin zu richten, sie sahen mich immer lächelnd an, wenn sie wiederum französisch angeredet wurden und gaben die Antwort an mich ab. Mein Dolmetschergeschäft gab denn wieder der Gesellschaft manche Veranlassung zur Heiterkeit, und so gewöhnten wir uns bald so gut zusammen, daß die glücklichen Besitzer des Coupés ihr Fensterchen nach innen öffneten, um von unserem Vergnügen auch zu profitiren. Auch die Engländer waren jetzt allgemeine Freunde geworden und es

war gar lustig, wie sich ihnen ihre französische Gönnerin durch allerlei Zeichen und Kopfbewegungen verständlich zu machen suchte.

Mir aber hatte die Dankbarkeit dieser Frau einen großen Triumph zugedacht. „Nun was sagen Sie," fing sie an, „meine werthen Freunde, die Deutschen sind doch in der That gescheute Leute! Da sitzen wir jetzt zusammen, Engländer und Franzosen; die Engländer können nicht französisch, die Franzosen nicht englisch, und möchten doch so gerne mit einander sprechen; wer muß uns helfen? Ein Deutscher, ein Deutscher, der weder Engländer noch Franzose ist und doch beide Sprachen versteht. Denn eine Sprache noch zu lernen," fuhr sie fort in ihren Docententon übergehend, „das wäre leicht; wenn ein Franzose englisch spräche oder ein Engländer französisch; nun darüber müßte man gerade nicht erstaunen; aber dieser Herr spricht deutsch auch noch!" Ich dankte ihr für das Compliment, und war für den ersten Augenblick wirklich in einiger Verlegenheit, was ich weiter erwiedern sollte. Denn sagte ich, das sei ja gar nichts Besonderes, so lag darin gewissermaßen eine Beleidigung für meine Umgebung, die einer so alltäglichen Anforderung nicht zu entsprechen wüßte; ließ ich die Sache aber für etwas Außerordentliches gelten, was sie denn doch, wie Andere in der Gesellschaft auch wissen mußten, nicht war; so warf dies auf mich einen Schimmer von Einbildung. Ich sagte also: In Deutschland fände man in der Kenntniß dreier Sprachen gerade nichts Besonderes; es komme da bei vielen Leuten noch die Kenntniß der alten Sprachen dazu. Aber die Unerschöpfliche war noch nicht müde: „Sie," fuhr sie fort, „mein Herr, Sie hätten wahrlich nicht Ursache gehabt, auch nur eine Sprache zu lernen, Ihnen hätte ihr Gesicht überall durchgeholfen!" — Neue Heiterkeit, Alles wandte sich gegen mich, um den Ausspruch in Prüfung zu nehmen. Ich glaubte am besten aus meiner Verlegenheit zu kommen, wenn ich die Sache aufnahm: Nun, sagte ich, man hat mir immer den guten Geschmack der Französinnen gerühmt und ich finde, daß man nicht Unrecht gehabt hat!

Die Höhe, auf der wir mehrere Stunden hinfuhren, bot nichts Anziehendes, man sah nach beiden Seiten auf ein hügelichtes, ziemlich

Nichts, als ein paar Worte für die nöthigsten Lebensbedürfnisse, die sie sich zu Hause aufgeschrieben, und da sei es ihnen denn bisher sehr übel gegangen; es helfe aber nichts, sie müßten sich bis Avignon durchschlagen. Dabei waren diese junge Leute noch obendrein sehr wenig über die Gegenden unterrichtet, durch welche sie kommen sollten; sie wußten nicht, daß das Volk in Avignon und überhaupt im südlichen Frankreich einen Dialect spricht, den man kaum mehr für französisch erkennt, und daß Jemand, der französisch lernen will, hier seinen Aufenthalt sehr übel gewählt hätte. Ich rieth ihnen, wenn die Erlernung der französischen Sprache ihr Hauptzweck sei, lieber in Lausanne oder Genf zu bleiben, und erst im Frühjahre die Reise nach Avignon zu machen.

Unsere Reisegesellschaft hatte unterdessen mit einigem Respect schweigend zugehört, wie der Deutsche da plötzlich auch mit den Engländern eine Unterhaltung in ihrer Sprache anfing, und nachdem auf diese Weise die Einleitung getroffen, kam ich denn auch auf die Angelegenheit unserer Reisegefährtin. Wie nun oft ein sonderbarer Zufall sein Spiel hat: einer der Reisenden war wirklich aus Liverpool und oft in die Handlung des Vetters gekommen, um dort Musikalien zu entlehnen. Das war nun eine große Freude für unsere gesprächige Nachbarin. Ohne von den Worten Etwas zu verstehen, las sie schon aus unseren Mienen, daß die Nachfrage einen günstigen Erfolg hatte und fing dann selbst an, an die Engländer französische Fragen zu stellen. Es war wirklich interessant, hier die Verschiedenheit der Nationalcharaktere zu beobachten. Die lebhafte Französin vergaß immer von Neuem, daß die Engländer ihre französischen Fragen nicht verstanden; die kalten Engländer aber kamen nie in Versuchung, ihre englische Antwort an die Französin zu richten, sie sahen mich immer lächelnd an, wenn sie wiederum französisch angeredet wurden und gaben die Antwort an mich ab. Mein Dolmetschergeschäft gab denn wieder der Gesellschaft manche Veranlassung zur Heiterkeit, und so gewöhnten wir uns bald so gut zusammen, daß die glücklichen Besitzer des Coupés ihr Fensterchen nach innen öffneten, um von unserem Vergnügen auch zu profitiren. Auch die Engländer waren jetzt allgemeine Freunde geworden und es

war gar lustig, wie sich ihnen ihre französische Gönnerin durch allerlei Zeichen und Kopfbewegungen verständlich zu machen suchte.

Mir aber hatte die Dankbarkeit dieser Frau einen großen Triumph zugedacht. „Nun was sagen Sie," fing sie an, „meine werthen Freunde, die Deutschen sind doch in der That gescheute Leute! Da sitzen wir jetzt zusammen, Engländer und Franzosen; die Engländer können nicht französisch, die Franzosen nicht englisch, und möchten doch so gerne mit einander sprechen; wer muß uns helfen? Ein Deutscher, ein Deutscher, der weder Engländer noch Franzose ist und doch beide Sprachen versteht. Denn eine Sprache noch zu lernen," fuhr sie fort in ihren Docententon übergehend, „das wäre leicht; wenn ein Franzose englisch spräche oder ein Engländer französisch; nun darüber müßte man gerade nicht erstaunen; aber dieser Herr spricht deutsch auch noch!" Ich dankte ihr für das Compliment, und war für den ersten Augenblick wirklich in einiger Verlegenheit, was ich weiter erwiedern sollte. Denn sagte ich, das sei ja gar nichts Besonderes, so lag darin gewissermaßen eine Beleidigung für meine Umgebung, die einer so alltäglichen Anforderung nicht zu entsprechen wüßte; ließ ich die Sache aber für etwas Außerordentliches gelten, was sie denn doch, wie Andere in der Gesellschaft auch wissen mußten, nicht war; so warf dies auf mich einen Schimmer von Einbildung. Ich sagte also: In Deutschland fände man in der Kenntniß dreier Sprachen gerade nichts Besonderes; es komme da bei vielen Leuten noch die Kenntniß der alten Sprachen dazu. Aber die Unerschöpfliche war noch nicht müde: „Sie," fuhr sie fort, „mein Herr, Sie hätten wahrlich nicht Ursache gehabt, auch nur eine Sprache zu lernen, Ihnen hätte ihr Gesicht überall durchgeholfen!" — Neue Heiterkeit, Alles wandte sich gegen mich, um den Ausspruch in Prüfung zu nehmen. Ich glaubte am besten aus meiner Verlegenheit zu kommen, wenn ich die Sache aufnahm: Nun, sagte ich, man hat mir immer den guten Geschmack der Französinnen gerühmt und ich finde, daß man nicht Unrecht gehabt hat!

Die Höhe, auf der wir mehrere Stunden hinfuhren, bot nichts Anziehendes, man sah nach beiden Seiten auf ein hügelichtes, ziemlich

kahles Land hin; erst näher gegen Lausanne, als wir das Ende des Bergrückens erreicht hatten, und anfingen abwärts zu fahren, wurde die Aussicht schön, ja großartig; denn der Genfersee lag in der Tiefe vor uns und hinter ihm stiegen die Savoyischen Gebirge empor. Lausanne selbst liegt noch ziemlich hoch über dem See; man hat eine halbe Stunde bergab zu steigen, um an das Ufer zu kommen. Die Stadt machte schon beim Einfahren einen freundlichen Eindruck auf mich; die Straßen waren breit, die Häuser ansehnlich und reinlich. Zu meinem Erstaunen fuhren wir auf einer schönen und großen steinernen Brücke mit marmorner Brüstung über Bäume und Häuser hin, welche sich in einem schmalen Thale, das sich die Quene eine gute Strecke hinaufzog, angesiedelt hatten. Der mir empfohlene Gasthof, die Post, lag so ziemlich am Eingange in die eigentliche Stadt. Es war zwei Uhr. Ich beschleunigte es möglichst, zu einem Mittagessen zu kommen, um für den Nachmittag und Abend frei zu werden. Alsobald fragte ich nach dem Wege, der auf den Montbenon führte; denn dort, war mir gesagt worden, solle man eine prächtige Aussicht haben. Der Montbenon, antwortete der Kellner, ist nur wenige Schritte von hier; er besteht in einer Terrasse am Ende der Straße, und damit zeigte er gegen das rechte Ende des Platzes. Das war tröstlich; ich hatte mich wenigstens auf eine halbe Stunde Weges gefaßt gemacht. Bald war ich an Ort und Stelle. Am Ende jener Straße trat man links ab auf eine mit Bäumen bepflanzte Erhöhung; dies der Montbenon, der freilich keinen Berg für sich bildete.

Welch einen schönen Anblick hatte ich da! wie glücklich fühlte sich mein Herz in dieser Natur, und wie tief athmete ich auf, um dieses höhere Leben recht völlig einzusaugen! Dicht von der Terrasse an war die ganze Senkung des Berges bis nach dem See hinab in einer Länge von einer halben Stunde und eben so zur Rechten und Linken so weit der Blick reichen konnte, mit Weinbergen und Gärten bedeckt. Bald war es das blasse Grün der Reben, welches eine der vielen durch Mauern abgegrenzten Abtheilungen färbte, bald das dunklere Laub von Obstbäumen und Parkanlagen, und dazwischen hervor hob sich eine ziemliche Zahl stattlicher Landhäuser. Unten dehnte sich der See

zur Rechten unabsehbar bis an den Horizont hin, zur Linken verlor er sich in dem Dunst näherer Berge. Sein Wasser erschien jetzt tief dunkelblau und schillerte an einigen Stellen in's Violette. Gegenüber, am anderen Ufer des See's, zogen sich in langer Reihe die kahlen savoyischen Berge hin; auch der Montblanc ist hier sichtbar, aber die Luft war heute zu dunstig. Auf der weiten Fläche des Sees selbst zeigten sich mehre Segel, die in ruhiger, schweigsamer Bewegung, Bilder innerer Zufriedenheit, dort dem savoyischen, da dem schweizerischen Ufer über die stille Flut hin zusteuerten.

Der Anblick wirkte so mächtig auf mich, daß ich ihn nur etwa eine Viertelstunde genoß, um noch bei höherer Sonne den Thurm der Münsterkirche zu besteigen, von wo man eine noch weit reichere Aussicht haben sollte. Die Stadt zieht sich ziemlich steil bergan; auf der Höhe steht die Kathedralkirche mit den vormaligen bischöflichen Gebäuden — der Bischof ist seit der Reformation nach Freiburg übergesiedelt. Der Weg war nicht sehr weit, ich war bald oben, auch hatte mir ein Knabe schnell die Meßnersfrau zur Stelle geschafft, die mich nun die Treppen hinanführte. Diese sind hell und bequem, der Thurm selbst ist nicht sehr hoch. Als ich nun, oben angekommen, hinaustrat, sah ich allerdings in eine weit größere Ferne, als auf dem Montbenon; aber meine Erwartung war nicht befriedigt. Ich fand, daß gerade der beschränktere Kreis, welcher auf dem Montbenon sichtbar war, die tiefere Stellung und größere Nähe des See's, das Herausſehen aus den Bäumen, welche die Gegend gewissermaßen in einen Rahmen faßten, jener Aussicht unten eine besondere Lieblichkeit verlieh und auf das Gemüth so anziehend und einladend wirkte. Hier oben sah ich den See, den die Sonne noch beschien, nur weißlich glänzen und gegen den Horizont hin verhüllte jener unglückliche weiße Dunst, der mir schon gestern so hinderlich war, alle Aussicht nach der Gegend von Genf; der See verlor sich dort zuletzt völlig in der dunstigen Atmosfäre. Die savoyer Berge gegenüber erschienen von dieser Höhe niedriger, die höheren Gebirge dahinter mit dem Montblanc waren verhüllt; zur Linken hin war die Aussicht auch hier durch die nahen Berge bald begrenzt; der See selbst erschien nicht mehr so mächtig, die Breite ge-

ringer, als unten. Ich hatte keine Luſt, hier länger zu verweilen; auch wollte ich die ſchöne Kirche nicht näher in Augenſchein nehmen, meine Zeit war zu koſtbar; ich eilte durch einen bedeckten Weg über eine Maſſe von Treppen wieder hinab, nochmal auf den Montbenon, um ſodann noch einen Spaziergang an den See hinunter zu machen.

Meine Ausſicht hatte unterdeſſen einen neuen Reiz erhalten; die Sonne hatte ſich geſenkt, der See ſpielte in Grün, Violett und Purpur, die kahle Bergkette gegenüber ſtand in einem röthlichen Lichte, das in verſchiedenen Nüancirungen von Gelb, Grau und Blau ſpielende Geſtein war durch die untergehende Sonne in eine bald höhere, bald mattere Gluth geſetzt. Namentlich war dieſer Anblick prächtig zur Linken hin, wo der See in die Berge hineinging. Ich weiß nicht, waren es wirklich Gletſcher, oder ſchien es nur ſo: ich hatte ſchon heute Nachmittag durch die duftige Luft hindurch wellenförmige weiße Strecken, wie Schnee und Eismaſſen bemerkt; dieſe weißen Wellenſtreifen, die ſich von der Höhe nach dem See herabzogen, leuchteten nun wie purpurnes Feuer. Es müſſen doch wohl Gletſcher ſeyn! Denn in einer Entfernung weniger Stunden vom jenſeitigen Ufer finden ſich nach dieſer Richtung allerdings eiſige Berge, wie das Oldenhorn, der Dent de Midi und andere: Niemand war da, den ich hätte fragen können.

Ich genoß mein Glück noch einmal recht; dann auf's Gerathewohl den nächſten beſten Weg hinab nach dem See. Auf ſchmalen Wegen zwiſchen den Mauern der Gärten und Weinbergen hindurch, bald etwas links, bald etwas rechts — der See mußte ja unter allen Umſtänden endlich erſcheinen, wenn ich mich immer abwärts zog — kam ich an ſein Ufer. Das Dorf Ouchy aber, der Hafenplatz von Lauſanne, lag eine gute Strecke zur Linken; dorthin mußte ich gelangen, um das kleine Hafenleben des Platzes zugleich mit anzuſehen. Ein ſchmaler Fußſteig führte neben einer Gartenverzäunung am Rande des See's dahin. Das Dorf war ſehr lebendig. Um einen großen Brunnen am Hafen hatten ſich die Töchter des Landes geſammelt, theils mit Waſchen, theils mit dem Füllen ihrer Waſſergefäße beſchäftigt. Es war ein luſtiges Völkchen! Wohl oft habe ich es mir ſchon gedacht: wie iſt die

Natur doch so gütig, daß sie dieser Jugend des weiblichen Geschlechtes, die im Dienste gerade nicht das beste Loos hat und in der Regel einer sorgenvollen Zukunft entgegen geht, einen so heitern lebensfrohen Sinn gibt! — Laßt ihnen diese wenigen glücklichen Jahre unbeneidet und unvergällt, ihr alten, schlaflosen Tanten, denen man für dieses Leben nichts mehr recht machen kann!

In den See hinaus war ein langer steinerner Damm gebaut, um den Wellenschlag abzuhalten. Ich ging hinaus an seine äußerste Spitze und setzte mich dort nieder. Die Sonne war untergegangen; der See schillerte jetzt im Abendroth dunkelgrün und violett; ein Luftzug hatte sich erhoben und die Wellen schlugen ziemlich stark an meinen schmalen steinernen Wall an. Die savoyer Berge hatten gleichfalls eine violette Färbung angenommen, nur die Gletscher in der Tiefe zu meiner Linken leuchteten noch in Purpurfarbe, die immer tiefer wurde, bis sie endlich in völlige Nacht erlosch. Gegen das Ufer hin hatten sich Nachen und Schiffe, wie Heerden in einem Stalle, zusammengeschaart; weiter herauswärts standen ein paar Dampfschiffe, von der Tagesarbeit ruhend und Kräfte sammelnd für den Morgen. Ringsum aber, bis hinüber an das savoyische Ufer, in eine Entfernung von zwei Stunden, tanzten viele kleine Nachen hin, fahrlustiges Volk tragend, das keine andere Absicht hatte, als hier herumgeschaukelt zu werden. Es war wie auf ein verabredetes Zeichen: mit Sonnenuntergang kamen sie überall plötzlich zum Vorschein, wie durch einen Zauberstab hervorgerufen, und gaukelten lustig auf der wogenden Fläche auf und nieder und an einander vorüber. Sie waren so klein, daß sie nur eine oder zwei Personen trugen, hatten aber ein großes Segel an einem dünnen Maste, dessen Spitze sich häufig bis auf die Wellen hinabbog; so daß ich, des Seewesens völlig Unkundiger, anfangs die höchste Gefahr fürchtete, bis ich bemerkte, daß sie alle fortwährend so tiefe Verbeugungen machten und mit den Wellen nur ihren Scherz trieben.

Ich saß lange hier, es war eine Feenwelt; meine Stimmung war überaus glücklich. Endlich mahnte die hereinbrechende Dunkelheit zum Aufbruche; auch die Segel auf dem See verschwanden nach und nach, einige tanzten ganz nahe an mir vorüber dem Ufer zu, die Gletscher

waren erloschen und über das Wasser breitete sich die Dämmerung. Morgen in der Frühe sollte ich wieder hierherkommen, um mich nach Genf einzuschiffen; für heute gute Nacht, freundlicher See, liebliche Landschaft!

Ich ging durch das Dorf die breite und gute Straße hinan, welche ziemlich steil bergaufwärts nach Lausanne führt. Viele Leute, wie es schien Arbeiter vom Lande, die in der Stadt Verdienst finden und jetzt Feierabend hatten, kamen mir entgegen. Sie schienen mir alle sich recht wohl zu befinden und glücklich zu seyn — ich war es ja in meinem Innern auch! Unsere Seelenstimmung wirkt immer mächtig auf unsere Beurtheilung der Außenwelt ein und hält uns ihre eigenen verschiedenfarbigen Gläser vor, durch die wir die Dinge betrachten müssen. Stimmen uns glückliche Ereignisse froh und heiter, so erhält selbst eine ärmliche und kahle Gegend ein freundliches Ansehen; diesmal aber hatte die Natur ihrerseits auf die Stimmung gewirkt. Die Leute mögen denn aber auch in der That aus dem täglichen Blick in eine so schöne und reiche Natur immer neuen Lebensmuth schöpfen! Glücklich, wer hier nicht nur einzelne Tage, sondern Monate zubringen kann!

Zu beiden Seiten des Weges zogen sich Gärten die Höhe hinan. Ich ging in einige hinein. Sie sind, wie es schien, zum größten Theile für reiche Fremde angelegt, welche für einige Zeit ihren Aufenthalt in Lausanne wählen. Man findet darin das Nützliche mit dem Schönen auf eine sehr angenehme Weise verbunden; kleine Parkanlagen, Weinpflanzungen, Gemüse- und Blumenbeete — Alles ist in einem solchen Garten vereinigt, und überall zeigt sich die üppigste Vegetation. In der Mitte steht in der Regel ein ansehnliches Haus in modernem Style mit der Aussicht gegen den See; es ist bereits möblirt, wir dürfen nur einziehen. Zwei bis viertausend Franks für den Sommer, der Winter geht vielleicht darein; für einen Lord eine Kleinigkeit! Doch klagte man, daß die Zahl der Fremden, welche solche Gärten suchen, abnehme und die Preise deßhalb sinken. Ein Preuße, mit dem ich am andern Tage auf dem Dampfschiff zusammentraf, versicherte mir, er habe vor einigen Jahren ein solches Haus bewohnt und für den Sommer 2000 Franks bezahlt; bei seiner diesmaligen Durchreise habe er seine alte

Wohnung aufgesucht, sie sei den Sommer über völlig leer gestanden und man habe sie ihm für das nächste Jahr für 1000 Franks angeboten. Ein solcher Preis für ein ganzes, anständig möblirtes Haus ist in der That sehr gering! Doch braucht man gerade nicht reich zu seyn, um als einzelner Fremder in Lausanne zu leben. Man hat hier Pensionate eingerichtet, wo mehre Fremde wohnen und zusammen essen. Der Einzelne zahlt dafür, je nach der höheren Einrichtung der Anstalt und dem reicheren Tische, monatlich zwischen drei und sechs Louisd'or. Es ist dies äußerst billig; man würde auch in Deutschland nicht billiger leben.

Darum, wer unabhängig ist und monatlich sechs Louisd'ore hat, der packe zusammen und ziehe nach den schönen Ufern des Genfersée's! Ich würde es auch thun, wollte wohl auch die zweite Bedingung erfüllen, aber mit der ersten läßt es mich im Stiche! In der That, dürfte ich unter den vielen Städten und Gegenden, die ich in Deutschland, Frankreich, Italien, Belgien, Holland und der Schweiz gesehen habe, mir einen Aufenthaltsort wählen, ich würde mir keinen anderen erkiesen als Lausanne. Auch die Stadt an und für sich hat ihr Anziehendes; sie ist freundlich und reinlich, genügsam, aber nicht ärmlich, groß genug, um alle Annehmlichkeiten des Verkehres zu bieten, aber nicht so groß, um, wie es schon in Genf der Fall ist, jene unangenehmen Spuren menschlichen Elendes und sittlichen Verfalls kund zu geben, die dem Beobachter in volkreichen Städten überall aufstoßen.

Fyſikaliſche Beobachtungen.

Die Veränderung der Breitegrade und deren auffallende Folgen.

Seit längerer Zeit hatte man, aus den von Jahr zu Jahr immer bemerklicheren Abweichungen der Magnetnadel auf eine Veränderung der Breiten geſchloſſen. Die vorzüglichſten Reiſenden im nördlichen und ſüdlichen Eismeere, namentlich Parry, Roß und Scoresby, wie die Forſcher am nördlichen Küſtenſaume Amerika's, Franklin, Lyon u. A. hatten übereinſtimmend verkündet, daß nach langen und ſorgfältigen Beobachtungen der Magnetnadel die Spitze derſelben nicht mehr direkt gegen Nord, ſondern gegen Nordnordweſt ⅓ Nord gerichtet ſei. Sie folgerten daraus, daß der magnetiſche Nordpol nicht mehr unter 90, ſondern etwa unter 86 ½ bis 87 der Breite und unter 155 bis 156 weſtlicher Länge von Ferro zu beſtimmen ſei.

Dieſe Angabe, übereinſtimmend mit der Verſchiedenheit der Höhe, bis zu welcher im Sommer oder im Winter die Sonne ſich erhebt, die bekanntlich nach den verſchiedenen Breiten in der Art ſich vermindert, daß die leuchtende und wärmende Scheibe, vom Aequator hinweg je näher den Polen, um ſo tiefer am Geſichtskreiſe ſteht, hat ſeit Langem die öffentliche Aufmerkſamkeit beſchäftigt, und bereits zu mehr als einer Hypotheſe Veranlaſſung gegeben.

Nicht allein hatte man in Europa und im nördlichen Aſien, vorzüglich in dem mittleren Theile Sibiriens, bemerkt, daß im Durchſchnitt die Winter nicht mehr ſo ſtreng ſeien, als in früheren Jahrhunderten, man hatte auch noch eine andere ſehr beachtungswerthe Beobachtung be-

währt gefunden, nämlich die, daß in Straßen mit sehr alten Gebäuden besetzt, an denen seit etwa 200 Jahren keine wesentlichen Veränderungen, namentlich nicht in der Höhe und Form der Dächer vorgenommen worden, die Sonne, welche den größten Theil des Winters hinter den südlich und südwestlich gelegenen Häusern verborgen blieb, in den letzten Jahren über diese hinweg schien und die gegenüber befindlichen Gebäude durch ihre ungewohnten Strahlen erfreute. Beispiele dieser Art, und zwar in recht auffallender Weise, hat man in Danzig, Königsberg, Lübeck und andern Städten Norddeutschlands beobachtet.

Es ergiebt sich aus dieser alleinigen, einfachen Thatsache, daß die Sonne in unsern Tagen bis zu einem höhern Punkte am Horizonte sich erhebt, als in frühern Zeiten. Man begreift leicht, warum die Thatsache überzeugender im Winter als im Sommer sich feststellen läßt, weil die Sonne in der ersten Jahreszeit einen viel kleinern Kreis zu beschreiben hat, und am Mittag bedeutend niedriger steht, als dies im Sommer der Fall ist.

Hat sich nun aber in dem Standpunkte der Sonne an unserm Gesichtskreise eine erwiesene Veränderung zugetragen, so muß man wohl fragen, woher diese Veränderung rühre und mit welchen Zuständen sie in Zusammenhang zu bringen sei? Astronomen und Geografen haben in dieser Beziehung übereinstimmend angenommen, daß unser Erdball in seiner doppelten Bewegung um sich selbst und um die Sonne, da diese Bewegung unaufhörlich gegen Osten gerichtet ist, zwar unmerklich für das lebende Geschlecht der Menschen, dagegen bestimmt und klar ausgedrückt in der Gestalt der einzelnen Erdtheile und Inselgruppen, wie auch in den Fundgruben der Geologie, mehr und mehr gegen Südost sich neige. Eine solche Neigung scheint unumgänglich mit allen um sich selbst, immer in derselben Richtung fortrollenden, runden Körpern verbunden. Alle solche Körper neigen sich gleichmäßig mehr oder weniger allmälig zur Rechten in der Hauptrichtung, in welcher sie sich andauernd bewegen.

Mit Bezug auf die Erde hat man berechnet, daß die östliche oder südöstliche Neigung binnen 50 auf einander folgenden Jahren etwa 2 Minuten eines Breitengrades beträgt. So wurde die Polhöhe in Kon-

stantinopel von Dechaller, Chazel u. A., nach Verlauf eines halben Jahrhunderts von 41° 6′ sogar bis auf 40° 56′ vermindert. Nach allen vorhergegangenen Beobachtungen hatte sich die Polhöhe von Paris zu 48° 53′ ergeben. Cassini stellte sie, nach den sorgfältigsten Berechnungen 1671 auf 48° 51′ 40″ fest, und erstaunte nicht wenig, als er sie 1692 nur noch zu 48° 50′ 10″ fand. Tycho de Brahe, dessen Genauigkeit in allen seinen Beobachtungen sprichwörtlich geworden ist, bestimmte um das Jahr 1588 die Polhöhe seiner in Dänemark gelegenen Sternwarte zu 55° 54′ 45″. Nach des berühmten Astronomen Ableben fand Longomontan die eben angedeutete Höhe schon um 20 Sekunden geringer. Als nun 1738 die französische Akademie der Wissenschaften, um die Beobachtungen Tycho de Brahe's in den Kreis ihrer Benutzung zu ziehen, durch Maupertuis und andere Astronomen den Breitegrad jener Sternwarte berechnen ließ, fand sich die Polhöhe von 55° 52′ 46″; sie hatte sich also in 150 Jahren um 2 Minuten, oder um beinahe 1 Sekunde jährlich vermindert.

Krüger hatte 1612 den Breitegrad von Danzig zu 54° 23′ bestimmt. Hevel, des Ebengenannten Schüler, fand 13 Jahre nachher für dieselbe Stadt nur noch eine Polhöhe von 54° 22′ 52″, und nach einigen Jahren, wie er in seiner Kometografie 1. Buch, 3. Abtheilung, angibt, nur noch zu 54° 22′ 50″. Kepler hatte für Königsberg die Breite von 55° 8′ festgestellt. Tycho de Brahe und Linemann fanden zu Anfang des 17. Jahrhunderts sie nur noch zu 54° 43′. Bessel bestimmte sie 1820, ohne Zweifel mit der größten Genauigkeit, zu 54° 42′ 50″ 54‴. Demungeachtet fand er schon 1824 eine Verminderung, da sich die Breite nur noch auf 54° 42′ 50″ 23‴ berechnen ließ. Er überzeugte sich von dieser Verminderung sowohl an dem Stand der Fixsterne, als an der Sonnen- und Polhöhe.

Als Ergebniß dieser gewiß sehr sorgfältigen Beobachtung stellt sich fest, daß die Sonne in Königsberg jetzt mehr als um ⅓ Grad (24′) höher aufgeht als im Jahr 1558, daß mithin der Pol um so viel niedriger steht, und die Fixsterne der Scheidelinie jetzt um eben so viel nordwärts dieser Linie sich befinden.

Aus den zuverlässigsten Beobachtungen hat sich somit ergeben, daß

die Breitengrade überall abnehmen, was eine beständig fortschreitende Naturveränderung immerwährend zur Folge haben muß. Diese stets fortschreitende Veränderung wird dasselbe Schicksal haben, wie die Abnahme der Neigung der Ekliptik. Bei jeder neuen Wahrnehmung einer Verminderung des Unterschiedes der Sonnenhöhe im Sommer gegen den Winter, beschuldigt man gewöhnlich seine Vorgänger des Irrthums, obschon ein solcher bei einer so einfachen Erscheinung kaum möglich war. Die wirkliche Veränderung der Ekliptik konnte jedoch auf die Länge nicht abgeläugnet werden, doch wollte man sie nur als eine zeitweise Veränderung oder Schwankung gelten lassen.

„Es wird viel schwieriger sein," sagt J. W. Schmitz, in einer lesenswerthen Abhandlung über den in Rede stehenden Gegenstand, „von der Ursache der fortwährenden Verminderung der Breite eine Periode zu machen, und da ihre Folgen noch erheblicher als die Veränderung der Jahreszeiten sind, so ist sie geeignet, in einem hohen Grade die Aufmerksamkeit und die Prüfung der Naturforscher in Anspruch zu nehmen. Die Ursache der Abnahme der Breite und der fortwährenden Vergrößerung der Parallaxen der Fixsterne ist eine und dieselbe. Da die Parallaxen der Fixsterne einzig und allein im Durchmesser der Erdbahn bestehen, so kann deren Vergrößerung nichts Anderes sein, als die Vergrößerung der Erdbahn. Dies ist so mathematisch richtig, daß nicht allein keine Einwendung dagegen zu finden ist, sondern auch noch Niemand versucht hat, zur Erklärung der Vergrößerung der Parallaxen eine andere Ursache auch nur zu nennen."

„Bei einer Vergrößerung der Erdbahn kann man sich leicht vorstellen, wie der Beobachter zwischen denselben Wendezirkeln, aber auf einer größern Entfernung von der Sonne, als früher, von einem nördlichen Standpunkt auf der Erde aus die Sonne mehr über sich, mehr nordwärts suchen muß. Er sieht sie um so viel mehr seinem Zenith näher gerückt, als der Winkel, den der Mittelpunkt der Sonne zwischen ihm und dem Aequator ausspannt, sich durch die größere Entfernung verengt hat; mit anderen Worten: die Breite seines Ortes hat um so viel abgenommen. Zu den Fixsternen hinblickend, sieht derselbe Beobachter die Sterne, welche er in der Vertikal-Linie gehabt hat, um so viel mehr

nach Norden gerückt, als der Winkel, der sich von ihm zu diesen Sternen und dem Aequator ausspannt, sich durch die Vergrößerung der Erdbahn erweitert hat: und so findet er die an der Sonne beobachtete Veränderung der Breite an den Fixsternen bestätigt. So fand Bessel im J. 1824 die Fondamental-Sterne durch die direkte Beobachtung noch etwas mehr nördlich, als die Verminderung der Polhöhe. Die Quantitäten der Verminderung der Breite würden Jahr für Jahr mit denen der Vergrößerung der Parallaxen der Fixsterne übereinstimmen, und beide Veränderungen zusammen mit der Vergrößerung der Achse der Erdbahn. Die Beobachtungen von Schröter, Maskelyne, Brinkley, Calandrelli, Piazzi und Lacciatore setzen die Vergrößerung der Parallaxen der Fixsterne außer Zweifel. Die Verminderung der Breite finden sich durch Cassini, Hevel, Bessel und viele andere Beobachter bestätigt. So haben diese ausgezeichneten Astronomen zwei bedeutende Folgen der Vergrößerung der Achse festgesetzt. Diese Vergrößerung beträgt wenigstens jährlich 72,000 geografische Meilen. Dies ist der Maßstab der jährlichen Vergrößerung der Parallaxen und der jährlichen Verminderung aller Breitengrade. Die Zusammenstellung sämmtlicher Verminderungen der Breitengrade wird die Progression geben, in welcher jeder Breitengrad jährlich abnimmt. Es wäre deßhalb zu wünschen, daß die an vielen Orten geschichtlich bekannten älteren Feststellungen der Breitengrade durch Sachkenner oder auf höhere Veranlassung, bekannt gemacht würden."

Für Mainz berechnet man die heutige Breite auf 49° 56′. Ist nun die vorstehende Annahme, hinsichtlich der fortschreitenden Veränderung der Breitengrade, richtig, so würde die eben genannte Stadt vor hundert Jahren, also 1747, unterm 50sten Grade; 1647 unter 50° 4′; 1547 unter 50° 8′; 1447 unter 50° 12′; 1347 unter 50° 16′; 1247 unter 50° 20′; 1147 unter 50° 24′; 1047 unter 50° 28′; 947 unter 50° 32′; 847 unter 50° 36′; 747 unter 50° 40′; 647 unter 50° 44′; 547 unter 50° 48′; 447 unter 50° 52′; 347 unter 50° 56′; 247 unter 51°; 147 unter 51° 4′; 47 unter 51° 8′; also zur Zeit ihrer Erbauung, im Jahre 11 vor Chr. Geburt, unter 51° 11′ nördl. Breite, d. h. 18 Minuten nördlicher gelegen haben, als

gegenwärtig Köln. Es würde sich aus dieser Veränderung der Breite zum Theil auch erklären, weshalb, zu Anfang der Römerherrschaft am Mittelrhein, das ihn umgebende Land kälter war als jetzt, indem es erst im vierten Jahrhundert auf einzelnen bevorzugten Stellen, wie z. b. bei Rüdesheim, und im neunten Jahrhundert in größerer Ausdehnung, sowohl im Rheingau, als im Ingelheimer-Grunde, zu Anlegung von Weinbergen entsprechend gefunden wurde.

Geschichtsforschung.

Urkundliche Geschichte der merkwürdigsten Rheinburgen.

Von Dr. Keuscher, groß. hess. Fyskatsarzt zu Battenberg.

I. Ehrenfels.

Mit Vergnügen erinnere ich mich stets an eine in meiner frühern Jugend ausgeführte Rheinfahrt. Damals kannte man noch keine Dampfschiffe, jene schwarzen Schwäne, die mit eisernen Schaufeln die Wogen peitschen und in ruheloser Wuth den Strom durcheilen. Damals fuhr der eilige Reisende noch in leichtgebauten Jachten und freuete sich herzlich, wenn er in einem Tage von Mainz nach Coblenz kam. Damals setzten sich noch bei heiterm Wetter die Reisenden ohne Unterschied der bezahlten Plätze um den Schiffer oder Steuermann und horchten der Sagen, die er von jedem Felsen, von jeder Burg, und von jedem Dorfe in kernigten Ausdrücken zu erzählen wußte. Man lachte über die biederben Späße der Schiffer und wenn auch manches

zweideutige Wort dem züchtigen Mädchen die Wange rötbete, so nahm es ihm Niemand übel; hatte er doch Redefreiheit. Mit müßiger Ruhe durchfuhren wir damals den Rheingau und eine Matrone, die mich unter ihren mütterlichen Schutz genommen, ermangelte nicht mir mit rühriger Geschwätzigkeit alle Orte namhaft zu machen. Aber Schiffer und Matrone waren vergessen, als die Jacht bei Hattenheim zwischen der großen Giese hervorkam und ich die Orte Oestrich, Mittelheim, Langenwinkel, Bartholomai und Geisenheim so sonderbar hintereinander geschoben sah, daß sie wie eine große Stadt zusammen geschmolzen schienen. Ueber dieselbe erhob sich der schöne Johannisberg, wie eine Zitadelle und an der äußersten Grenze glänzte aus dem dunklen Schlunde des Binger Loches Rüdesheim, über welchem Eibingen mit seinem Schloß ähnlichen Kloster wie eine andere Zitadelle emporragte. Mächtig war der Eindruck, den dieses reizende Bild auf mein jugendliches Gemüth hervorbrachte. Um so beengender, und so schauerlicher ward es mir, als die Jacht schneller dahin eilte und zwischen Rüdesheim und Kempten die Berge kühner vom Flusse herauf anschwollen, ihre Häupter wilder und dunkler, das Ufer steiler und schmäler wurde, und der breite Rhein sich plötzlich wie ein großer See ausdehnte. Schon in der Gegend von Rüdesheim sah ich manchen Felsen aus dem Wasser ragen, und den Strom sich rascher in Strudeln drehen. Gegen Bingen hin ward die Scene immer schauerlicher und größer, und froh war ich dort, die auf unsichern Wogen schaukelnde Jacht verlassen zu können.

Auf einem leichten Kahn setzte ich hier nach der rechten Seite über. Dort wölbt sich der runde rüdesheimer Berg fast steil zum Rhein herab und läßt dem Fußgänger kaum einen schmalen Pfad durch Hecken und Felsen gestützt. Die gleichen Reihen der Weinstöcke und Mäuerchen sind hier so künstlich herumgezogen, daß man glauben sollte, sie wären mehr der Schönheit als des Nutzens wegen angelegt. Sie geben im binger Loche dem wilden düstern gegenseitigen Ufer einen desto auffallenderen Vorgrund. Dort fast senkrecht über den schäumenden Fluthen des Rheines stehen auf den zwischen den Weinbergen noch hervorragenden Felsen die Trümmer der stolzen Ehrenfels.

Die Burg liegt in der halben Höhe des Berges auf einer 60

Schritt langen und eben so breiten Ebene und ist in ihren äußern Hauptmauern und den beiden Thürmen noch sehr gut erhalten, während alle Gebäulichkeiten des Innern und ein dritter, die noch vorhandenen weit überragender Thurm gänzlich zerstört sind. Das Hauptgebäude mit weiten luftigen Fenstern und Söllern stand mit der Fronte gegen das Binger Loch und durch einen nordwestlichen Flügel mit der hintern wohl 16 Fuß dicken Mauer in Verbindung. Auf dieser erheben sich die über 100 Fuß hohen mit Zinnen versehenen Thürme. Die untern Räumen dieses zweistöckigen Schlosses enthielten Waffenkammern, Küchen, Ställe und einen größeren Saal, der vielleicht der Mannschaft zum Speisezimmer und zum gewöhnlichen Aufenthaltsorte gedient haben mochte. Die obern Räume, zu welchen man über eine am hintern Thurme befindlichen steinernen Treppe gelangte, bestanden aus weiten hohen Zimmern und Sälen, die dem Kurfürsten zur jeweiligen Wohnung dienten.

Die enge Thüre zu diesen Gebäulichkeiten war mit einem kleinen zehn Schritte langen eben so breiten Hause überbaut, das im untern Stocke eine weite Halle mit der Ausfallpforte, im obern aber die Kapelle enthielt. An den mächtigen Wänden und den Grundmauern läßt sich die Konstruktion deutlich erkennen, so wie die riesigen Schornsteine und weite Kamine beweisen, daß die Bewohner nie mit dem Brandholze sparsam umgingen.

Noch führt auf der östlichen Seite der alte nur für Saumthiere bestimmte Weg vom Rheine zur Burg herauf und an ihm gewahrt man 97 Schritte davon die Reste eines Thores, das mit einer Mauer in Verbindung stand, die zu dem am Fuße des Berges liegenden stark befestigten Zollhause hinablief. An der südwestlichen Ecke der Burg lag ein kleiner Thurm, von dem die westliche Mauer zum Zollhause führte. Dieses Haus ist gänzlich zerstört und der Raum zu einem Weinberge umgewandelt; nur das Quai am Rheine, noch jetzt die Zollmauer genannt, mit seinen schweren eisernen Ringen, zeigt die Stelle, wo einst die Schiffe anlegen mußten um den Zoll zu bezahlen.

Achtzig Schritte oberhalb der Zollmauer, steht in der Mauer eines Weinberges das Heiligenhäuschen zum Sankt Nikolaus. Es ist mit

einem eisernen Gitter versehen und hat einen mit eisernem Deckel verschließbaren steinernen Opferkasten. Das in den Rheinlanden sprichwörtlich geworden: „Du kriegst nit dat, Nikelöschen," wobei man dem Gefoppten ein Schnippchen schlägt, findet seinen Ursprung in einer Sage dieses Häuschens, die mir der Binger Fährmann in folgender Weise erzählte:

„Bekanntlich ist S. Nikolaus der Patron aller rheinischen Schiffer. Noch besteht der alte schöne Gebrauch, daß, wenn der Schiffmann zur Reise das Ufer verläßt und das Schiff klar im Fahren ist, er der Mannschaft zuruft: „betet." Jeder zieht den Hut, betet ein Vaterunser und empfiehlt S. Nikolaus Leben und Gut. Wer in Marktschiffen und Marktnachen den Rhein befahren, kennt diese Volkssitte, die der Reichere bald nur der Sage nach kennt, indem die Dampfboote ihn vom Volke fern halten. In allen Städten am Rhein ist St. Nikolaus eine Kirche, Kapelle oder Altar geweiht, und Heiligehäuschen an den gefährlichsten Stellen errichtet. So steht auch ober dem Binger Loche am Fuße des Berges zwischen Hecken und Felsen ein Häuschen, wo noch der Schiffer gerne nach vollbrachter Fahrt ein Opfer niederlegt, und sicher vor muthwilligem Diebstahl findet der Bedürftige das Almosen."

„Die Sage aber erzählt: Vor langer Zeit fuhr ein Schiffer ohne Gebet von Bingen, und im Loche überraschten ihn heftige Windstöße, und brachten das Schifflein aus dem Rinnsal. „Hilf, heiliger Nikolaus!" schrie er, „und rettest du mich und Schiff, so bringe ich dir große Opfer!" Der Wind legte sich und glücklich durchsteuerte der Schiffer das Loch. Als die Gefahr vorüber, wuchs der Uebermuth des Schiffers. Er schlug ein Schnippchen und rief: „Du kriegst nit dat, Nikelöschen!" Doch dem Hohne folgte die Strafe, und ein heftiger Windstoß schlug das Schifflein in Grund. Der Schiffer ertrank, und, als seine Leiche bei St. Clemens geländet ward, fehlten der rechten Hand die Finger."

Doch geben wir zurück nach der stolzen Ehrenfels, und treten auf den nothdürftig hergestellten Söller. Ueberrascht wird selbst das verwöhnte Auge des Touristen von der sich hier in voller Pracht ent-

wickelnden Aussicht. Nach Osten sieht man eine große weite Ebene mit Kempten und Gaulsheim und das reiche Thal von Ingelheim. Während im blaugrauen Silberbande des Rheines die Auen zu schwimmen scheinen, bietet der Rochusberg mit seiner Kapelle dem Auge einen Ruhepunkt dar. Die Abdachung dieses Berges ist allenthalben mit Reben bepflanzt und seinen lang gedehnten Rücken krönt dunkelgrüner junger Eichwald. Gleich den Pfeilern eines Riesenthores stehen vor dem Beschauer die rothen Klippen des Scharlachs- und des gegenüber stehenden Münster-Kopfes, der Nahl, und lassen kaum der sanftfließenden Nahe den nöthigen Raum zum Durchgange. Dort zeigt sich im Nahthale die Neumühle, Diedersheim, Sponheim und die weite Ebene von Gensingen und Horweiler, an die sich die hügelige Pfalz, mit dem blauen Gebirge des Donnersberges im Hintergrunde anschließt. Auf dem jenseitigen Ufer des Rheines und ganz im Vordergrunde des Thalkessels liegt Bingen mit seinen gothischen Thürmen, um die Ruinen des Schlosses Klopp herumgelagert und sich schüchtern in den Weinbergen des Thales versteckend, als suche es Kühlung gegen die brennende Sonne. Aber kaum glaubt man der Stadt, durch den breiten Strom getrennt, so fern zu sein, denn fast kann man in jede Straße hinein sehen und die Menge der Wirthswische zeigt, daß die Stadt nicht umsonst St. Ulrich zum Kirchweihpatron erwählt hat.

Am linken Nahufer stehen zwischen Weinbergen und Gärten versteckt die in ein Wohnhaus umgewandelten Reste der Elisabethenkapelle und das auf den Ruinen des Ruppertsberger Klosters erbaute Zollhaus; der Ort der Begeisterung und prophetischen Gesichte der h. Hildegard. Nach rechts hin zieht sich im Schlangenpfade die neue Hundsrücker Chaussee zwischen Weinbergen zur schwindelnden Höhe, während die dem Felsen und Rheine abgenommene Kaiserstraße am Fuße der Berge sich hindreht. Hier schließen sich der Reihe nach der Weiler Kopf, die reizende Elisenhöhe, der große und kleine Rheinberg an; alle aber überragt der alte mit mächtigen Eichen gekrönte Drudenberg, wo im heiligen Haine einst die Katten ihrem Gotte Menschenopfer brachten, wo jedes Blatt heilig und dessen Betreten jedem Un-

eingeweihten den Tod brachte. Hier strecken die Berge sich immer kühner in die Höhe, nackte Felsen richten sich zwischen Bäumen und Gesträuchen senkrecht am Ufer auf, ihre unzugänglichen Spitzen krönt mit dichtem Buschwerk die dunkelgrüne Eiche und bildet eine Art schwebender Gärten, die von der schwindelnden Höhe in den brausenden Strom herabsehen.

Doch die Krone und der Schöpfer des Ganzen ist der alte Vater Rhein, der sich zu unsern Füßen in hundert Krümmungen fortwindet, und von dem man sagt, er stürme und brause, um der schimpflichen Gefangenschaft, dem engen Bette zu entrinnen. Dem aber ist nicht so. Der Rhein in voller Manneskraft durchfließt ruhig in starkem Schritte den Rheingau, keine Leidenschaften haben seine Wogen zerrissen, nur die Brüder, den Neckar und den Main, hat er in seine Freundschaft, in seinen Busen aufgenommen. Gen Bingen pocht und wallt sein Herz schneller, er ahnt, er fühlt, er weiß es, daß ein anderes Wesen nahet, das mehr als Freundschaft, das Liebe will. Bei Bingen kommt zwischen den Bogen der alten Drususbrücke mit zögerndem Schritte die jungfräuliche, grün durchsichtige Nahe hervor und vor dem Rheine steht mit erröthenden Wangen die Jungfrau. Er staunt ob der blendenden Schönheit, aber bald wird er seiner Kraft sich wieder bewußt, zieht die schwach widerstrebende Jungfrau an die Brust, er wird ihrer Herr und mit brausender, wirbelnder Wollust stürzen beide in die Felsen des binger Loches.

Dort steht mitten in der brausenden Fluth, wie ein Verbannter, trauernd und einsam der alte Mäusethurm. Eisgänge und stürmende Wogen haben umsonst den Sturz dieses Wächters der Zeit versucht, nur der Alles unterjochende Mensch pflanzte auf seine Spitze einen Mast, von dem der preußische Adler weht; — ein Grenzstein im Herzen Deutschlands.

Nicht leicht findet man das Schauerliche mit dem Lieblichen so angenehm gemischt, als in dieser Gegend. Hier rieseln aus Felsmassen erfrischende Quellen, Blumen und Gebüsche decken den Rasen; von den Höhen beugen Bäume und Gesträuche ihre schattigen Zweige herab, und, wo der Abhang es erlaubt, hat der emsige Winzer Reben ge-

pflanzt, deren gewürzige Feuergluth uns so gern die Sorge des Lebens vergessen macht.

Mit der Fülle des Reichthums verband die gütige Natur auch die Fülle der Schönheit und nicht umsonst wird unser Vaterland, die Rheingegend, das deutsche Paradies und der Rhein das Gürtelband Europa's genannt.

Doch hinweg von diesem verführerischen Söller, auf dem man Tage lang mit trunkenem Blicke stehen kann, und von dem der vielgereiste Matthison sagte, es sei die schönste Aussicht Europa's. Hinweg und sage mir, welcher kühne Ritter die stolze Ehrenfels erbaute?

Trocken und dürr ist die Geschichte, und ich will erzählen, was ich in Kroniken fand:

Die Erbauung dieser Burg, welche in Urkunden des fünfzehnten Jahrhunderts häufig Ehrenstein genannt wurde, fällt in den, dem Erzstifte Mainz in so mancher Hinsicht schädlichen Zeitraum des Zwiespaltes zwischen König Filipp und König Otto IV. und ihren Parteigängern dem Erzbischof Siegfried II. und dem wormser Bischof Leopold. Als im Jahr 1200 König Filipp den Tod des Erzbischofs Christian vernahm, kam er mit einem großen Heerhaufen nach Mainz und auf seinen Wunsch erwählte ein Theil der Domherren mit entschiedener Mehrheit Bischof Leopold von Worms zum Haupte ihrer Kirche. Drei Domherren, Anhänger des Königs Otto, widersetzten sich mit einem Theile der Bürger dieser Wahl, gaben vor, die Wahlfreiheit sei durch die Waffen und persönliche Gegenwart des Königs unterdrückt worden, bestiegen mehrere Schiffe und begaben sich nach Bingen. Hier wählten sie im mainzer Hofe Siegfried, aus der Familie der Eppsteiner zum Gegenbischof. Leopold, unterstützt durch die Soldaten des Königs vertrieb seine Gegner aus Bingen und schlug dort seinen Wohnsitz im mainzer Hofe auf.

Wernher und Filipp II., Gebrüder von Bolanden, die König Filipp's Partei verlassen und jene Otto's ergriffen, hätten sich bei dieser Gelegenheit alle Mühe gegeben, Siegfried's Wahl durchzusetzen, allein sie mußten, obwohl sie ihren Zweck erreichten, der stärkeren Gewalt weichen.

Der vertriebene Siegfried ließ seine Wahl von dem für Alles käuflichen Papste bestätigen und wohnte bis zum Jahre 1208 theils in Italien, theils zu Köln. Nach Ermordung Filipp's durch Otto von Wittelsbach kam Siegfried, unterstützt durch des Königs Otto Willen, mit vielen Mannschaften, die von den v. Bolanden geführt wurden, 1208 vor Bingen, vertrieb seinen Gegner und nahm von dem Erzbisthum Besitz.

Der treulose Siegfried konnte durch die Wohlthaten und Privilegien, welche ihm König Otto ertheilt hatte, nicht an diesen gefesselt werden; denn kaum faß er in der Herrschaft fest, so zerfiel er mit ihm und verkündigte sogar den gegen ihn von dem eben so karakterlosen Papste ausgesprochenen Bann. Für diese Undankbarkeit strafte ihn im Jahr 1211 des Königs Bruder, der Pfalzgraf Heinrich, der das Erzstift verheerte und alle erzbischöflichen Burgen: Bingen, Niederolm, Alsgesheim u. s. w., schleifte. Den Rheingau schützte mit seinem Bruder der 1208 zum Vicedom ernannte Filipp II. von Bolanden. Zur Rache schleifte Siegfried Kreuznach, Pfeddersheim, Alzei und Rockenhausen, und baute, um sich zu sichern, die Starkenburg an der Bergstraße. Um auch dem Rheingau hinreichenden Schutz zu geben, bauten die Gebrüder von Bolanden, da alle erzstiftischen Gefälle durch diese Fehde mannigfach verkümmert worden, aus ihren eigenen Mitteln die Burg Ehrenfels, wobei ihnen gleichwohl die Beihülfe der Rheingauer wohl zu statten kam [1]). Siegfried mußte dem Vicedom vielen Dank wissen, und bewirkte auch, daß im Jahr 1213 das Stift Corneliimünster denselben zum Burgvogt von Reichenstein ernannte. Seine für den Bau von Ehrenfels aufgewendeten Kosten erhielt oder forderte er vielleicht während seiner Lebzeiten nicht; nach seinem Tode aber trat seine Wittwe Beatrix, welche mit Theodorich von Hennsberg zur zweiten Ehe geschritten war, mit dieser Forderung auf und übte deßhalb an dem Besitz dieser Burg, die gleichwohl ihr verstorbener Eheherr im

---

[1]) Chronik von Bingen; Bodmann, rheingauer Alterthümer, 146; Bär, Beitr. 209. Ich habe um so weitläufiger diesen Theil der Geschichte erzählt, als Bodmann denselben bunt durcheinander würfelt.

Namen des Erzbischofs, hauptsächlich auf des Erzstifts Kosten und mit Hülfe der Rheingauer erbaut hatte, das Vorenthaltsrecht aus. Erzbischof Siegfried klagte deshalb bei König Heinrich VII. Dieser ließ die Sache von einem deshalb niedergesetzten Gerichte, worin Erzbischof Theodorich von Trier den Vorsitz führte, untersuchen. Der von Hennsberg vertheidigte die Sache seiner Gemahlin, als Ehevogt derselben. Das Gericht erkannte ums Jahr 1228, der König solle den Bischof in den ihm unrechtmäßig entwährten Besitz der Burg einsetzen, und Heinrich ließ dies Urtheil vollziehen [1]).

Bald nach dieser Besitznahme wählten diese reizende Burg die Erzbischöfe von Mainz zu ihrem Lieblingsaufenthalt, und die alte Burg Rüdesheim ward ihnen jetzt überflüssig. Schon Erzbischof Siegfried II. datirt von hier die Urkunde, welche die Wahl des Probsten von St. Peter zu Mainz bestätigte.

Der Zweck der Erbauung dieser Burg war anfänglich nur dem Rheingau hinreichenden Schutz gegen feindliche Einfälle und nebenher dem unter ihr liegenden Rheinpasse größere Sicherheit zu verschaffen. Sie verschloß aber auch diesen Paß vollkommen und ward daher auch in bürgerlich-politischer Hinsicht für eine der Hauptangeln des Landesbesitzes, für ihr Schlüssel und Schloß angesehen, dergestalt, daß daraus das gemeine Volkssprüchwort erwuchs: „So mein Herr zu Mentze die Brücken zu Eltwill und zu Erinfelß uffziehet, so hat er sin Lude im Ringave beslossen." Sie gehörte sonach zur bewaffneten Vogtei, der Mutter der bürgerlichen Schutzgerechtigkeit, woraus mit Recht gefolgert ward: der Erzbischof von Mainz beschließe seine Leute im Rheingaue mit Thür, Angel, Nagel, der Schindel auf dem Dache und was dergleichen vogteilichen Sprüchwörter des Mittelalters mehr waren.

Ehrenfels ward, wie noch die Merkmale seiner Trümmer deutlich bewähren, in der Folge mehrmal erweitert und nach dem Geschmacke des Zeitwechsels in seinen Eingeweiden verändert und mit neuen Außenwerken versehen. Möglich auch, daß man bei seiner Erbauung

---

[1]) Bodmann a. a. O., Urk. bei Guden. II. 57.

die Einrichtung einer Zollstätte dabei im Auge hatte, und daß man schon in der Mitte des 13. Jahrhunderts, wie mir aus Urkunden nicht unwahrscheinlich ist, einen kleinen unbedeutenden Zoll für gewährten Schutz von den Schiffen erhob. Mit Ende dieses Jahrhunderts aber trat der bis zur Zweideutigkeit politische und für die Vergrößerung seines Erzstiftes unersättliche Erzbischof Gerhard II. mit größeren Zollansprüchen hervor. Bei der Wahl König Albrecht's II. hatte er sich einen neuen Rheinzoll erschlichen, mit der Freiheit, ihn zu Lahnstein oder zu Rüdesheim anzulegen. Lahnstein war schon mit dem von Boppart dahin verlegten Zollrecht versehen. Um eine ohnehin schon lästige Abgabe durch Verdoppelung an demselben Ort nicht noch gehässiger zu machen, wählte Gerhard Rüdesheim und ernannte das nicht weit davon gelegene Schloß Ehrenfels zur neuen Zollstätte [1]).

Aber bald reute den König sein Wort, den unrechtmäßigen Zoll gestattet zu haben, und, als ob anderer Ursachen Streit zwischen ihm und dem Erzbischofe entstanden, und Letzterer drohete: einen neuen König aus seinem Horne zu blasen, da kamen ihm die Klagen des rheinischen Städtebundes über Zollerpressungen des Erzbischofes sehr genehm. Es kam zum Kriege. Der König eroberte 1301 Bingen und Schloß Ehrenfels, und zwang Gerhard im folgenden Jahre, einen für diesen höchst schimpflichen Frieden einzugehen. Der Erzbischof mußte bedeutende Geldsummen bezahlen, alle Zölle abschaffen, dem Könige Bingen, Schloß Klopp, Ehrenfels, Scharfenstein, Lahneck und Lahnstein in Unterpfand geben, und einen gewissen Gottfried von Brauneck und nach dessen Tode seinen Sohn Andreas als Sequester anerkennen. Schon am 22. März 1302 zog Brauneck in die Burg Ehrenfels, wo er seine Wohnung aufschlug, bald darauf starb und seinem Sohne die weitere Exekution des Vertrages überließ.

So lange Albrecht lebte, blieb er im Besitz der Burg und erst nach seinem Tode brachte Erzbischof Peter, ein eben so gewandter als hin-

---

[1]) Bär a. a. O. 210. Ich habe die Geschichte dieses Zolles von der des Schlosses getrennt, und werde dieselbe wegen ihres hohen Interesse besonders abhandeln.

terlistiger Fürst, durch Wahlkapitulationen mit König Heinrich und Ludwig, die Zölle und Burgen wieder an das Erzstift, so kam 1314 auch Ehrenfels wieder an den Erzbischof, das für diesen nun wieder neuen Reiz gewonnen und häufig sein Aufenthaltsort ward. Auch König Ludwig, mit welchem der schlaue Peter so gerne Freundschaft hielt, besuchte ihn auf Ehrenfels und bestätigte dort im Februar 1320 den Kauf des Schlosses Schauenburg [1]).

Erzbischof Heinrich III., der es so treu und ehrlich mit Kaiser und Reich meinte und dessen größtes Verbrechen es war, daß er den päpstlichen Ablaßkram in Deutschland nicht duldete, hatte deshalb keine ruhige Regierung. In der Fehde, welche ihm mit Pfalzgraf Rupert wegen Lorsch bevorstand, schrieb er auf Simon und Juda 1344 dem Zollverwalter auf Ehrenfels: er möge ihm den dort verweilenden Feuerschützen mit allen seinen Geräthschaften nach Aschaffenburg schicken, und dieser soll, wenn er einen andern seiner Kunst Erfahrnen wisse, denselben mitbringen, und alles Nöthige auf erzbischöfliche Kosten kaufen [1]). So sehen wir merkwürdiger Weise auf Ehrenfels schon 1344 den ersten Feuerschützen in Deutschland, mithin lange vor Berthold Schwarz, den man mit Unrecht für den Erfinder des Pulvers hält. Wohl wäre diesem mainzer Mönche dieselbe zuzutrauen, denn das Rheingauer Sprüchwort sagt: „Was kühne Mönche thun, wagt selbst der Teufel nicht." Allein diese Urkunde, sowie viele anderweitige, beweisen, daß man längst vor 1380, zu welcher Zeit Schwarz nach Venedig kam, das Pulver kannte. Vielleicht war derselbe nur der Erfinder des gröberen Geschützes.

Heinrich konnte sich auf dem Kurstuhle nicht erhalten, denn der Papst, dessen blindes Werkzeug er nicht sein wollte, setzte an seine Stelle Gerlach von Nassau, und das damit unzufriedene Domkapitel rief 1349 den Domscholaster Kuno von Falkenstein zum Bisthumsverweser. Dieser nahm sogleich alle Burgen des Rheinganes: Bingen, Klopp und Algesheim, in Besitz, und leitete von Ehrenfels, wo er seinen Wohnsitz hatte, alle seine Pläne. Am Donnerstag vor Mariä-

[1]) Die Urkunde bei de Gudenus III. 181.
[2]) Schunk B. z. M. G. I. 32.

Himmelfahrt 1349 schloß er hier, um sich den Rücken zu decken, mit dem Erzbischof Balduin von Trier einen Waffenstillstand mit vierzehntägiger Aufkündigung ab [1]). Die Bürger von Bingen hielten diesen Zeitpunkt der Anarchie im Erzbisthume für günstig, ihre alten städtischen Freiheiten zu erweitern, und fingen deshalb an, schwierig gegen Kuno zu werden. Dieser, um den zum Aufruhr geneigten Bürgern näher zu sein, verlegte seine Wohnung von Ehrenfels auf den Klopp. Mehrere Jahre lang ließen sich die Bürger schrecken, bis sie, aufgehetzt durch Zwischenträger des Gegenbischofs Gerlach, der ihnen kräftige Nachhülfe versprach, eine günstige Gelegenheit erlauert hatten.

Dem heißen Johannestag 1350 war eine dunkle gewitterschwere Nacht gefolgt, und der denselben Tag auf Schloß Klopp angekommene Kuno, von der Reise und Geschäften ermüdet, in tiefen Schlaf versunken. Die Wächter der Burg, vom Johannesweln sorglos gemacht, lagen, wie ihr Herr, in Morfeus sanften Armen. Die Bürger von Bingen, ihren Schultheisen Amrhyn an der Spitze, erstiegen die Mauern und drangen ungestört bis vor das Bett des Kurverwesers. Sie schrien ihm zu: „Herr Kuno, übergib uns Schloß Klopp, weil es so sein muß, oder du wirst sterben!“ Da dieser wohl einsah, daß er mit Gewalt nichts ausrichten könne, so gab er gute Worte und versprach Alles zu thun, was sie verlangten und was zum Nutzen ihrer Vaterstadt und des Erzstiftes diene; nur sollten sie sich aus dem Zimmer entfernen, damit er sich ankleiden könne, indem er noch im Hemde sei, und es sich für einen Geistlichen nicht schicke, nackt vor fremden Menschen zu erscheinen. Die Bürger entfernten sich und Kuno sprang durch ein Fenster in den 50 Fuß hohen Schloßgraben und gelangte ohne Schaden mit Hülfe einer Efeuranke auf dem Boden an. Ungefährdet gewann er das Ufer des Rheines. Hier fand er einen Kahn und fuhr, indem ein Brettstück ihm als Ruder diente, nach Ehrenfels.

Es war aber auch die höchste Zeit, daß er sich rettete, denn noch stand er am Ufer, als 600 Bewaffnete aus dem Rheingau, welche die

---

[1]) Günther C. d. 3. 5. 6.

Binger mit in die Verschwörung verwickelt hatten, am Weihergarten landeten, und dem Schloß Klopp zu zogen [1]).

Als die Binger sahen, daß sie durch diese kühne Flucht in ihren Erwartungen betrogen waren, liefen sie zur Stadt zurück und vergaßen das Schloß zu besetzen. Sie sahen bald ihren Fehler ein und eilten mit den zugezogenen Rheingauern den Schloßweg hinauf. Im Schlosse aber hatten sich unterdessen die Burgleute aus ihrem Rausche und der Ueberraschung ermannt, die Brücke gehoben, das Thor geschlossen und sich in gehörigen Vertheidigungszustand gesetzt. Die Binger und Rheingauer belagerten nun Klopp förmlich, allein Kuno konnte von Ehrenfels herab alle Bewegungen genau beobachten; er konnte den Belagerten Zeichen geben und von ihnen empfangen. Am Tage gebrauchte er Fähnlein, des Nachts Fackeln.

Als er einst bei Nacht schlaflos in seinem Bette lag, hörte er ein seltsames Geräusch über den Rhein schallen. Sogleich sprang er an ein Fenster. Da hörte er Geklirr der Waffen, das Geschrei der Bürger, das Zurufen der Hauptleute, das Geläute der Sturmglocken; und als er daraus schloß, daß man gegen Klopp einen nächtlichen Ueberfall bewerkstelligte, setzte er sogleich mit aller Mannschaft über den Rhein, rückte mit schnellen Schritten zur Burg heran, und war unter den Reisigen der Erste, welcher in den Graben sprang, um den Belagerten Hülfe zu bringen.

Er übernahm hierauf selbst die Vertheidigung der Burg, schlug die überraschten Bürger in die Stadt zurück, und drang mit den Fliehenden siegreich in die Thore ein. So bändigte er endlich eine tapfere Gemeinde, die die Waffen gegen ihn ergriffen hatte.

„Es war aber auch Herr Kuno," so erzählt die Limburger Chronik, „ein herrlicher starker Mann, wohlgestalt von Leib und groß von allen Gliedern. Er hatte ein groß Haupt mit einem sträubigen und braunen Haar, ein breites Angesicht mit pausenden Backen, einen scharfen männlichen Blick, einen bescheidenen Mund, die Lippen gewissermaßen dick, die Nase breit, mit geronnenen Naselöchern; sie war in der Mitte ein-

[1]) Binger Chronik. — Gest. Trevirens. c. 142.

gedrückt, mit einem großen Kinn und einer hohen Stirn. Er hatte auch eine breite Brust, und stund auf seinen Beinen wie ein Löwe. Er hatte gütliche Geberden gegen seine Freunde und jeden seiner Unterthanen; wenn er aber zornig wurde, dann schlotterten und bauseten ihm die Backen, und das stund ihm weißlich und herrlich wohl an, wie Meister Aristoteles spricht:

„Wer nicht zuweilen zürnen kann,
„Der ist ein Narr, kein weiser Mann."

Im folgenden Jahre 1351 rechnete Kuno mit den Bevollmächtigten des Domkapitels, im Beisein vieler Ritter auf der Zollstube zu Ehrenfels, wegen seiner seitherigen Amtsverwaltung ab, und ließ hierüber eine Urkunde aufnehmen [1]). Einige Tage später, Freitag vor Walpurgis, erneuerte er zu Heimbach mit Erzbischof Balduin von Trier, den vorerwähnten Waffenstillstand auf die Zeit von drei Jahre [2]).

Kuno hatte, um Klopp gehörig zu besetzen und sich auch anderer Feinde zu erwehren, Schloß Ehrenfels zu sehr von Mannschaften entblößt als Gerlach 1352 vor demselben erschien und mit Hülfe der Rheingauer eroberte [3]).

So währte der kleine Krieg schon vier Jahre, als Erzbischof Heinrich starb und durch seinen Tod dem Lande den Frieden gab, den er durch sein Leben nicht herbeiführen konnte. König Karl IV. leitete den Friedensvertrag ein und in demselben ward zwischen Gerlach und dem Stiftspfleger Kuno dem letztern zur Sicherheit der ihm zur Entbindung seiner Vormundschaft ausgelobten Summe von 40,000 Gulden unter Andern auch Ehrenfels mit dem untern Rheingau pfandnutznießlich auf Lebenslang eingeräumt. So kam diese Burg im Januar 1354 wieder an den kriegerischen Kuno, der sie bis 1357 inne hatte, wo es dem Erzbischofe endlich gelungen, die Auslösesummen aufzutreiben.

Die Uneinigkeiten zwischen der Geistlichkeit und Mainzer Bür-

---

[1]) Würdwein S. D. VI. 255.
[2]) Günther C. D. III. 563.
[3]) Bodmann Rh. A. 142.

gern bestimmten 1363 Gerlach dem Domkapitel das Recht zu verleihen, in unruhigen Zeiten seine Kleinodien auf Ehrenfels zu verwahren. Der 1374 entstandene Krieg zwischen dem vom Domkapitel erwählten Adolf von Nassau und dem vom Pabste eingedrungenen Ludwig von Meissen veranlaßte das Domkapitel von diesem Rechte Gebrauch zu machen, und den damals sehr bedeutenden Domschatz auf Ehrenfels [1]) zu flüchten. Die Burg war auch häufig der Bewahrungsort der erzbischöflichen Kleinodien, denn Erzbischof Peter sagte 1319 in seinem Testamente, daß die Vollzieher desselben seine Schätze in dem Kloster Erbach und auf Ehrenfels in Verwahrung finden würden, und sie möchten der Mainzer Kirche das Haupt der Jungfrau Margarethe und das goldne Kreuz, welche einst von Ehrenfels nach Mainz gebracht worden, übergeben. [2])

Erzbischof Adolf verpfändete im Jahr 1377 wegen der Kriegskosten gegen seinen Gegner Ludwig die Burg und Zoll Ehrenfels um 20,000 Gulden und versprach damit vorderſamſt dem Domkapital und einzelnen Domherrn seine Schuld abzutragen und von dem überbleibenden Reste die Stadt Bensheim und andere Pfandschaften einzulösen. Es war dies die von Adolf versprochene Summe für die erkauften Wahlstimmen der Domherrn zu Mainz, welche 12,000 Gulden betrug, wie ihm sein Gegner Ludwig schon im Jahr 1376 öffentlich vorwarf. [3])

Die angenehm reizende Lage der Burg bewog in der folgenden Zeit die Erzbischöfe hier, obwohl große Bequemlichkeit da nie ihren Vorsitz hatte, ihr förmliches Hoflager einzurichten. Johann II. (1397 bis 1419) hielt sich besonders gern und lang hier auf und datirte von hier aus eine Menge Urkunden. Als er starb versammelten sich hier, [4]) wegen den Mainzer Unruhen, die Domherrn am 10. October 1419 und wählten Konrad III. zum Erzbischof. Im Jubel führten sie ihn

[1]) Schunk C. D. 315.
[2]) Gudenus III. 178.
[3]) Urkunde bei Würdwein N. S. D. IX. 236.
[4]) und nicht zu Rüdesheim, wie Serrarius meint.

von Ehrenfels nach Rüdesheim und setzten ihn unter Absingung des Te Deum auf den Hochaltar der Pfarrkirche [1]). Schon drei Tage später erließ von Ehrenstein aus der Domdechant Johann Weiß von Feuerbach ein Schreiben an alle Aemter des Erzstiftes, daß Konrad III. erwählt, und daß alle demselben Gehorsam zu leisten schuldig seien. [2]) Dieser Erzbischof sowohl als Dietrich († 1459) bezeugen durch viele Urkunden ihren häufigen Aufenthalt auf Ehrenfels.

Die Burg hatte nun stets eine gute Besatzung, und ihre eigenen Burgmänner, unter welchen sich eine adelige Familie sogar darnach nannte. Wahrscheinlich ist es auch diese Burg, wovon sich der berühmte Heinrich von Ehrenfels, geheimer Rath Johannes II. Probst zu St. Peter und St. Victor zu Mainz nannte, von dessen Herkunft und Geschlecht übrigens nichts bekannt ist. [3]) Auch Gott hatten die geistlichen Herren im engen Burgraume zu Ehrenfels nicht vergessen. Sie baueten eine Kapelle, welche der Jungfrau Maria Magdalena geweiht und mit Pfründen versehen war. Kein Wunder, daß sich die Domherren wegen dieses Reichthums um deren Besitz so häufig stritten.

In dem bekannten Kurstreite zwischen Diether von Isenburg und Adolf von Nassau, welchen der geldgierige und nimmersatte Pabst dem Mainzer Lande bereitet hatte, nahm Adolf gleich anfang Ehrenfels in Besitz und verlegte hierher seine Wohnung. Auch der ihm folgende Diether bezeugte durch viele Urkunden seinen häufigen Aufenthalt in dieser Burg.

Von nun an hören wir wenig mehr von Ehrenfels, indem die Kurfürsten prachtvollere Schlösser bezogen, und mit der Einführung der Schießwaffen eine veränderte Kriegsweise, die Vertheidigung solcher Burgen unmöglich machte. Auch der Bauernkrieg 1525 traf mehr den Zoll als die Burg Ehrenfels. Erst mit dem dreißigjährigen Kriege erhält wieder dieselbe eine blutige Berühmtheit. Als die Schwe-

---

[1]) Joann. Rer. Mog. I. 735.
[2]) Gudenus IV. 123.
[3]) Bodmann 145.

den den Rheingau erobert hatten, zog ihr Anführer, Herzog Bernhard von Weimar am 7. December 1631 vor Ehrenfels und ließ den Zoll und das Schloß stürmen. Die in dem Zollhause liegenden Würzburger- und Kurmainzer-Freifahnen ergaben sich sogleich ohne einen Gegenschuß zu thun, der Schloßhauptmann aber vertheidigte sich auf das Tapferste und schlug den ersten Sturm zurück. Bernhard ließ die Burg von hinten her beschießen, und der Mainzer Hauptmann konnte sich wegen Mangel an Proviant und indem er auf Entsatz nicht hoffen konnte, nicht länger halten und dachte schon an Uebergabe. Da rief Gustav Adolf seine Truppen aus dem Rheingau zurück und befreite die Ausgehungerten.

In der darauf folgenden Kapitulation der Stadt Mainz war die Burg Ehrenfels mit begriffen und am 25. December zogen die Schweden in dieselbe ein. Bis zum Jahr 1635 blieben dieselben in deren Besitz, zu welcher Zeit Bernhard von den Kaiserlichen gedrängt, sich wie ein verwundeter Löwe nur rücklings und schrittweise zurückzog, die hiesige Gegend verließ und die Kaiserlichen am 26. Juni 1635 Bingen und Ehrenfels in Besitz nahmen. Bald hatte aber Bernhard neue Streitkräfte aus Frankreich erhalten und hielt schon am 10. August nach kurzer Gegenwehr seinen Einzug in Bingen. Denselben Tag stürmte De la Valette Ehrenfels, und die Kaiserlichen ergaben sich aus Mangel an Lebensmitteln auf Gnade und Ungnade. Es befanden sich in der Burg ein Major, ein Kapitain, zwei Lieutenants, zwei Fähndrich und acht Unteroffiziere mit hundert gemeinen Soldaten. Sie wurden nach Mainz gebracht und haben sich größtentheils untergestellt. Die Schweden stellten die verschossenen Befestigungen wieder her und legten eine starke Besatzung in dieselbe.

Mit dem Anfange des Septembers rückten die Kaiserlichen über den Westerwald wieder vor und belagerten Ehrenfels, das aus Mangel an Proviant sich nicht lange halten konnte. Als dies der weimarische Oberst zu Bingen wahrnahm, ließ er schnell auf dem linken Rheinufer drei Zwölfpfünder aufpflanzen und jagte damit den Kaiserlichen einen solchen Schrecken ein, daß sie in der Eile die Belagerung aufhoben und dem Obersten Zeit gaben, eine große Menge Munition,

Wein, Mehl und Brod in die Burg zu bringen. Bei der Kapitulation der Stadt Mainz am 25. Dezember 1635 ward auch Ehrenfels ohne vorhergegangene Plünderung von den Schweden den Kaiserlichen übergeben, welche im Jahr 1639 von baierischen Soldaten abgelöst wurden.

Nach dem Tode des Herzogs Bernhard von Weimar wurden seine kampfgeübten Truppen mit den Franzosen vereinigt, und unter die Anführung des Herzogs von Longueville gestellt. Dieser brach in die Pfalz, eroberte Kreuznach und Bingen im Sturme, ging im Oktober 1639 über den Rhein und besetzte den Rheingau. Die Weimarer erstürmten und besetzten die Burg Ehrenfels. Damit waren auch die Heldenthaten dieses kriegsunkundigen Herzogs zu Ende. Er legte seine Soldaten zu weit auseinander, wodurch sich die Mannszucht auflöste und ein solcher Grad von Unordnung eintrat, daß es die baierische Besatzung von Mainz mitten im Winter von 1639—40 wagen konnte, im Angesicht der Besatzung von Bingen, Schloß Ehrenfels hinwegzunehmen. Die Franzosen standen unterdessen in Bingen am Ufer schossen zum Schein ihre Musketen nach dem jenseitigen Ufer und wollten sich fast todtlachen, als die Weimarer Schläge bekamen. Die Baiern hatten dadurch Zeit genug gewonnen, eine starke Besatzung nach Ehrenfels zu werfen. Diese scheint auch bis zum Jahre 1644 dort gelegen zu haben.

Nach Eroberung des Oberrheines rückten die Franzosen unter dem Herzog von Enguien vor Mainz und forderten die Stadt zur Uebergabe auf. In dem deshalb abgeschlossenen Vertrage ward auch der ganze Rheingau mitbegriffen und den Franzosen übergeben, welche am 17. September das Schloß Ehrenfels besetzten. Erst in Gefolge des westfälischen Friedens verließen diese am 29. November 1648 Ehrenfels und Bingen, und am folgenden Tage Mainz und den Kurstaat.

Nun zogen wieder die alten kurmainzer Zopfsoldaten, deren einzige Heldenthaten Stehlen, Saufen und — Küssen war, in diese schöne Burg ein. Sie stellten dieselben wieder in bewohnbaren Zustand, und waren oft in Verlegenheit, wie sie die Zeit todtschlagen sollten.

Im Jahre 1689 beschuldigte Frankreich den Kurfürsten der Treulosigkeit und glaubte diese durch Verheerung seiner Länder rächen und

bestrafen zu müssen. Die unvergeßliche Barbarei der französischen Armee brachte auch dieser schönen und festen Burg den gänzlichen Untergang. De la Goublière brannte sie aus, warf einen der Thürme nieder, und würde das ganze Mauerwerk zerstört haben, wenn er die nöthige Mannschaft besessen hätte.

Bei der Ländervertheilung im Jahr 1816 kam die Ruine Ehrenfels als Domänialgut an das Herzogthum Nassau.

Als Franz, Kaiser von Oestreich, von Aachen den Rhein herauf am 25. Sept. 1818 zu Bingen ankam, ward Ehrenfels mit 30,000 Lampen und das ganze Rheinufer bis Rüdesheim durch 600 Pechpfannen erleuchtet, welches einen prachtvollen Anblick gewährte. Einen wahrhaft zauberischen Eindruck aber brachte die Burg am 15. Octbr. 1843 hervor, als Adolf, Herzog von Nassau, zu Ehren seiner kaiserlichen Braut ein prächtiges Feuerwerk in jenen finstern Räumen veranstaltete. Die bunten Flammen und Feuergarben, welche plötzlich die Dunkelheit erhellten und ihr magisches Licht über die Berg- und Felsmassen, über die dumpfrollenden Wogen des Rheines und besonders über die Trümmer der Burg ausgossen, erinnerten die entzückten Zuschauer an jene orientalischen Feenmärchen, die unsere Fantasie in den schönen Tagen der Kindheit so oft gefesselt. [1]) Seit die preußischen Prinzen verschiedene Burgen des linken Rheinufers wieder herstellten, sprach man auch vielfach von einem Neubau dieses Schlosses; allein es scheint uns ein Traum des Volkes gewesen zu sein, da vielleicht der Burgherr nie ernstlich daran dachte. Und doch wäre keine Burg des Aufbauens würdiger, als diese; keine, selbst nicht die Stolzenfels kann sich mit ihr messen. —

---

[1]) Schmitt: Helenenbad.

Zeitgeschichte.

Politische Zustände des Kirchenstaats und des römischen Hofes gegen die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts.

Zweite und letzte Thatsachenreihe.

Die unvermeidlichen Folgen einer Regierung, die, wie die päpstliche, von ihrem politischen Prinzip abgewichen ist, sind, nach den Ansichten der „Westminster Revüe" (der wir die Verantwortlichkeit ihrer Behauptungen überlassen) folgende:

„Vor Allem die Anarchie in dem System selbst. Systemeinheit ist unmöglich, Verwaltungs-Uebertragung ist gezwungener Weise da unterbrochen, wo jeder Papst, als Erwählter einer Partei, fast immer als Gegner derjenigen auftritt, welchen seinen Vorgänger gewählt hatte. Es gilt als Regel, daß das neue Kirchenoberhaupt seine Thronbesteigung durch ein Motu proprio bezeichne, welches alle früheren Verordnungen beseitigt oder verändert. Wahrscheinlich in getreuer Befolgung dieses Gebrauches, unterdrückte Pius VII., während er die strenge Eintreibung der unter der Verwaltung des Königreichs Italien eingeführten Abgaben befahl, alle von Napoleon gegebene freisinnigen Institutionen. Er stellte die Inquisition wieder her, eben so das bischöfliche Gericht und die Bevollmächtigten der Provinzen, mit dem Rechte, ein geheimes Urtheil in Kriminalsachen zu sprechen. Derselbe Papst verlieh auch der Rota ihre alte Macht wieder, indem er gleichzeitig die Justizkollegien beibehielt.

Leo XII. beseitigte Alles, was in den Verordnungen seines Vorgängers, Pius VII., noch irgend Gutes enthalten war. Durch sein Proprio motu vom 5. Oktober 1824, schaffte er die Gerichtskollegien ab und ernannte an deren Stelle einen einzigen Richter. Ohne die mindeste Rücksicht auf die Entfernung zu nehmen, errichtete er in der Hauptstadt ein Appellations-Gericht für die meisten Provinzen und verminderte die Gehalte aller Gemeindebeamten. Um dem Volke jede Kenntniß des Prozeßganges vorzuenthalten, bestimmte er, daß die Verhandlungen vor Gericht in lateinischer Sprache geführt werden sollten. Einerseit setzte er zwar die Grundsteuer herab, erhöhte dagegen die Stempelgebühr, und zwang durch vielfache Verfolgungen fast alle reichen Juden zur Auswanderung.

Einige Jahre nachher fuhr Pius VIII. in derselben Weise fort, indem er die Abgaben fast auf das Doppelte steigerte. Diese Veränderungen folgten nicht etwa in großen Zwischenräumen, sondern rasch aufeinander; denn während der acht Jahre, von 1823 bis 1831, nahmen vier Päpste den heiligen Stuhl ein.

Die Anarchie in den verschiedenen Zweigen des Systems ist nicht weniger beachtungswerth als im Ganzen, was sich leicht begreift bei Gewalten, deren Grenzen so übel bestimmt sind. Während die Päpste, dem Rathe ihrer Minister folgend, Rescripte erlassen, die nicht zur Oeffentlichkeit gelangen, wenn schon sie mit allen früheren Gesetzen im Widerspruch stehen, greifen alle höheren Beamten unaufhörlich einer in des andern Geschäftskreis über. Dies Verfahren ging soweit, daß 1827 oder 1828 (wir haben das Aktenstück nicht vor Augen) der Schatzmeister und der Kämmerer zu gleicher Zeit Verordnungen, die Post betreffend, erließen, indem jeder von ihnen behauptete, daß er allein (nach der gebräuchlichen Redeformel) „im Namen des lebendigen Orakels der Stimme des Herrn" spreche.

Dieselbe Reibung der Gewalten bemerkt man auch in den Provinzen, und zwar überall, wo sich ein Monsignor als Beauftragter und ein Kardinal als Bischof befindet. Die Legaten und Prolegaten, die Bischöfe, wenn es um geistliche Interessen zu thun ist, die heilige Inquisition, die Sacra Consulta als oberstes Kassations-Gericht in Kri-

minalsachen, die römische Kongregation, die der St. Peterskirche, in Betreff frommer Legate durch alte oder neue Testamente, die Rota, die Segnatura, und der Himmel weiß wieviele andere Gerichte und Individuen noch, sind mit gerichtlichen Attributen versehen.

Die Polizei steht aller Welt zu Gebote. In der Hauptstadt befindet sie sich eigentlich unter dem Gouverneur, doch darf dieser in Nichts gegen die Vorrechte der Bischöfe und Inquisitoren, oder in den Provinzen gegen die der Legaten und Prolegaten, der Bischöfe und Inquisitoren, der Ortsvorsteher oder anderer päpstlichen Beamten verstoßen. Es hat sich schon mehrmals der Fall ereignet, daß ein Angeklagter, von einer dieser Behörden freigesprochen, darauf von der andern verfolgt und verurtheilt worden. Unter Leo's XII. Regierung wurde ein Mensch, der einem Gastwirthe zu Rom eine bedeutende Summe Geldes gestohlen, vor dem gewöhnlichen Gericht dieses Diebstahls überführt und verurtheilt, sodann von dem Kapitel-Gericht freigesprochen und endlich durch eine päpstliche Verfügung auf die Galeeren geschickt.

Unter Papst Pius VIII. unterdrückte der Schatzmeister Cristaldi die Privilegien des Hafens von Ancona. Diese wurden jedoch sogleich durch den Staatssekretair Gonsalvi wieder hergestellt. Unter demselben Papste setzte der Kardinal-Kämmerer einen Preis aus für die Verfertigung inländischen Tuches; der Schatzmeister fügte jedoch so viele Beschränkungen hinzu, daß nicht eine einzige Fabrik um diesen Preis sich zu bewerben wagte. Die Gemeinderäthe mehrerer Städte in der Romagna wurden nach dem Gesetze durch die Prolegaten ernannt, in Rom anerkannt, durch den Kardinal Albani abgesetzt und bald nachher ohne Ausnahme wiedergewählt. Alles ist möglich in diesem Chaos des Zweifels und der Verwirrung, wie der Kardinal Luca, einer der besten römischen Rechtsgelehrten, sich ausdrückte.

Dem gerichtlichen und verwaltenden Despotismus stellt sich jedoch im Kirchenstaate die verhängnißvollste aller Oppositionen entgegen, nämlich Ungehorsam und Zuchtlosigkeit der niedern Beamten. Ein römisches Sprichwort sagt in dieser Beziehung: „daß in der päpstlichen Regierung la meta comanda, la meta non ubbidisce, eppure tutto

si fa (die eine Hälfte befiehlt, die andere Hälfe gehorcht nicht, und dennoch geht Alles seinen Weg)." Wie könnte es auch anders sein? Die Untergebenen haben wenig oder keine Achtung für ihre Vorgesetzten, keine Ehrfurcht und keine Furcht; denn Alle wissen, daß sie ihre Stellen nur einer Beschützung verdanken, die bald aufhören kann. Da die meisten dieser Beamten Prälaten sind, so betrachten sie ihre Vorgesetzten als Emporkömmlinge, die eine Wendung des Glücksrades unter sie stellen kann. Einige dieser Beamten berufen sich auch auf gewisse Privilegien. So können die Provinzial-Präfekten nur nach Verlauf von drei Jahren von ihren Aemtern abberufen werden. In einer Flugschrift über den Kirchenstaat bezeichnet Croiz einen Kardinal-Legaten von Forli, der mehr als halb wahnsinnig war. Als er nach Verlauf von drei Jahren abberufen worden, weigerte er sich zu gehorchen. Es bedurfte eines triftigen Vorwandes, um ihn nach einer entfernten Provinz zu bringen, und während seiner Abwesenheit wurde seine Stelle besetzt.

Das Beispiel der Insubordination geht manchmal von den höchsten Stellen aus. Nach seiner Thronerhebung erklärte Pius VIII., daß er die Tarife verändern wolle, zu welchem Zwecke eine Kommission ernannt wurde, die eine Denkschrift herausgab. Die Schleichhändler geriethen darüber in Aufruhr. Sie hatten nämlich eine Versicherungs-Gesellschaft gestiftet, um sich vor allem Schaden zu bewahren. In Folge ihrer Bestechungen bildete sich eine so mächtige Opposition im Finanzministerium selbst gegen das vorgedachte Unternehmen, daß man nicht allein jede Verminderung der Steuer aufgeben, sondern diese selbst noch erhöhen mußte.

Pius VII. hatte dem Appellations-Gericht zu Bologna das Recht der Einsicht aller vor dem Bischofsgerichte verhandelten Sachen zugestanden. Die Advokaten und Richter zu Rom, welche die Verminderung der Appellationsprozesse sehr ungern sahen, veranlaßten die verurtheilte Partei, in einer Streitsache zwischen dem Marquis Albergati und dem großen Krankenhause zu Bologna, sich an das Segnatura-Gericht in der Hauptstadt zu wenden. Dieses kassirte den Spruch des Gerichts von Bologna unter dem Vorwande, daß es die Grenzen seiner Gerichts-

barkeit überschritten habe. Dadurch wurde das päpstliche Edikt selbst über den Haufen gestoßen. Aller Vorstellungen des Erzbischofs von Bologna ungeachtet, wurde das letzte Urtheil bestätigt und diente zu nichts anderm, als wieder ganz zu dem alten Verfahren zurückzukehren. In gleicher Weise übertraten der Staatssekretär und der Schatzmeister bei jeder Gelegenheit das Gesetz Benedikts XIV., das von Pius VII. und Leo XII. wieder in Kraft gesetzt worden, und worin bestimmt ist, daß die Vergebung der Stadtzölle in öffentlicher Versteigerung vorgenommen werden soll. Diese Pacht wird gewöhnlich die Beute eines Bietenden, der den vorgenannten hohen Beamten irgend einen Dienst geleistet und sie dadurch direkt oder indirekt gewonnen hat.

Dies veranlaßt uns anzudeuten, wie weit die Bestechlichkeit gehen kann. Der päpstliche Nepotismus ist sprichwörtlich geworden. Die Geschichte Pius VI. und der Familie Lepri ist ein bezeichnendes Beispiel, welches von einem Lustspieldichter trefflich benutzt werden könnte [1]).

Pius VI. hatte nur zwei Neffen, Kinder einer mit dem Grafen Onesti zu Cesena vermählten Schwester. Um seinen Familiennamen Braschi nicht aussterben zu lassen, vermochte er seine Neffen, jenen Namen sich beizulegen. Sodann machte er den jüngsten derselben zum Kardinal und den ältesten zum Herzog, indem er ihn die einzige Tochter einer römischen Patrizierfamilie heirathen ließ. Die größte Verlegenheit bestand jedoch darin, dem jungen Herzog bedeutende Besitzungen zuzuwenden. Da solche auf keine Weise erobert werden konnten, warf man die Augen auf die Güter der Familie Lepri, eine der reichsten in der Weltstadt, deren letzter direkter Erbe der Priester Don Amanzio war. Der eben Genannte, von ungemessenem Ehrgeiz besessene, hätte diesen, seiner geistigen Beschränktheit wegen, niemals befriedigen können. Man gesellte ihm zwei Vertraute bei, den Abbe Stampa, einen speichelleckerischen Spaßmacher, dessen Aufgabe darin bestand, den Ehrgeiz des Schwachsinnigen auf's Aeußerste zu reizen; ferner den lateinischen Sekretair Monsignor Nardi, der ihn ausbeuten sollte. Angetrie-

[1]) Der britische Verfasser der Abhandlung bemerkt, daß er die nachfolgende authentischen Angaben einer Handschrift Hugo Foscolo's entnommen habe.

ben von dieſen beiden gewandten Männern, ſtellte ſich bei ihm bald die Ueberzeugung feſt, daß der Kardinalshut ihm nicht entgehen könne. Dem heiligen Vater durch Nardi vorgeſtellt, von der ſchönen Herzogin und von dem Herzog Braſchi auf alle Weiſe ausgezeichnet, verlor Amanzio den Kopf. Zuerſt ſchenkte er beiden letzten ſeine reiche Gemäldeſammlung, dann ſeine Juwelen, ſeine ſchöne Bibliothek, in der ſich die ſeltenſten Werke befanden, endlich alle ſeine liegenden Güter. Ungeachtet dieſer großen Opfer wagte es Pius VI. dennoch nicht, ihn zum Kardinal zu ernennen. Er mußte ſich begnügen, Prälat der Segnatura, alſo Mitglied eines hohen Gerichtshofes, zu werden, in welcher Eigenſchaft er mit ungewöhnlichem Pompe eingeſetzt wurde. Bald nachher erhob man ihn zum Chierico di Camera. Ganz Rom machte ſich luſtig über dieſe außerordentliche Erhebung eines allbekannten Tropfs, der nicht im Stande war, zwei geſunde Ideen zu hegen. Pasquin und Marforio hatten faſt einen Monat lang mit dieſer Angelegenheit zu thun, und der Skandal war ſo groß, daß ſelbſt der Papſt ſich genöthigt ſah, einige Zeit aus der Hauptſtadt ſich zu entfernen.

Die unglückliche Geſchichte gedieh damit jedoch noch nicht zu Ende. Amanzio, welcher alle ſein Hab und Gut dem Neffen des Papſtes geſchenkt, forderte ernſtlich ſeine Beförderung zum Kardinal. Als er bemerkte, daß ſeine Freunde mehr und mehr von ihm ſich zurückzogen, daß Pius VI. ſeine zu häufigen Beſuche ablehnte, und ſeine bisherigen Schmeichler ſelbſt ihn verließen; da ging ihm plötzlich ein Licht auf, und er nahm ſich die Sache ſo ſehr zu Herzen, daß er in ein Fieber verfiel. Er geſtand ſeinem Beichtvater, daß die Undankbarkeit des Papſtes ihn in dieſen Zuſtand verſetzt und er ſich bittre Vorwürfe darüber mache, daß er ſeinen nächſten Verwandten enterbt habe. Der Prieſter, dem dies Geſtändniß abgelegt wurde, hielt es für eine Gewiſſenspflicht, dem Kranken anzurathen, ſein Teſtament zu widerrufen, was auch geſchah. Die Verwandten Amanzio's fanden ſich von allen Seiten ein und machten ihre Anſprüche geltend. Die vorſichtigſten zeigten ſich geneigt, zu unterhandeln. Der Kardinal Giovannetti rieth dem Papſte, ihre Anträge zu genehmigen; dieſer verwarf ſie jedoch, und ratificirte durch ein Reſcript das ſeinem Neffen gemachte Geſchenk.

Einer solchen höchsten Entscheidung ungeachtet, machten Amanzio's nachgelassene Verwandte eine Klage gegen den Herzog von Braschi anhängig. In erster und zweiter Instanz wurde zu Gunsten des letzten entschieden. So gelangte die Sache bis vor die Roto Romana. Dies Gericht, um seinen alten Ruf der Unparteilichkeit zu erhalten, nächstdem vielleicht noch den öffentlichen Unwillen fürchtend, kassirte die vorher erlassenen Urtheile, setzte die natürlichen Erben Amanzio's in den Besitz aller seiner hinterlassenen Güter ein und verurtheilte den Herzog von Braschi zur Herausgabe derselben. Es erhob sich in Rom ein allgemeines Jubelgeschrei. Das Volk wollte die Richter im Triumpf herumtragen. Pius VI. schlug nun einen Vergleich vor, der auch zur Ausführung gebracht wurde.

Allein nicht blos der Papst läßt sich durch Nepotismus leiten, auch die Kardinäle, die Prälaten ꝛc. haben Neffen, Vettern, oder auch nur Lieblingslakaien, welche sie versorgt zu sehen wünschen. Ist dies geschehen, so verkaufen die Begünstigten ihrerseit Aemter, Gnadengehalte, Auszeichnungen jeder Art; denn Alles ist käuflich in Rom. So kann man in der Weltstadt von dem Namen des Kardinal's Albani, die seiner mächtigen Kammerdiener Constantini und Nicolai nicht trennen, ebenso wenig, als von dem des Kardinales Galeffi. Die eines Raffi und Tomassini, oder von dem des Kardinals Dandini. Den eines Diomilla, von dem des Kardinals Bernetti. Den eines Paul Massani, von dem des Kardinals Guereri. Den eines Marquis Marini ꝛc. ꝛc. Wundert man sich, daß ein Mensch, der öffentlich überführt worden, daß er als Direktor der Einschreibegebühren 400,000 Thaler sich zugeeignet, demungeachtet geadelt und mit Titeln überhäuft wurde, so antwortet man in Rom: „Was wollen Sie? Er war der Mensch des Kardinals Guereri!"

Ueberall hört man sagen, daß der Kardinal Bernetti und sein Mattei den Salz- und Tabakverkauf, welcher dem Staate jährlich 1,200,000 Thaler abwarf, für 900,000 Thaler verpachtet haben. Warum wurde in dieser Beziehung kein Mehrgebot angenommen, wie es doch gesetzlich vorgeschrieben ist? Warum lehnte man die Anerbietungen genuesischer und toskanischer Unternehmer ab, die 200,000 Thaler mehr boten? Warum? Weil Paul Massani Theilnehmer in der

Gesellschaft war, welche den Pacht übernehmen wollte. Gleich nachher verkaufte er seinen Antheil für 100,000 Thaler.

„Wir mögen nicht noch andere bedeutende Namen der öffentlichen Würdigung anheim geben," fügt der Brite hinzu; „soviel aber ist gewiß, daß Bestechlichkeit in allen Klassen vorwaltet. Der Lakai des geringsten Prälaten hat seine Taxe, nach welcher er die Gunstbezeugungen seines Herrn verkauft. Es ist allgemein bekannt, daß die Dienerschaft der Richter der Segnatura von den Advokaten, welche ihre Prozesse gewinnen, sich eine bedeutende Abgabe zahlen läßt. Auch die Bedienten der Richter des Tribunals Della Fabrica erhalten keinen andern Lohn, als die Trinkgelder, welche ihnen von den Parteien zugestellt werden. Nächstdem beziehen sie noch ihren Antheil von jeder Verurtheilung.

Bei einem solchen, mehr türkischen als christlichen Systeme, werden nicht allein die Privatpersonen auf die schmählichste Weise ausgebeutet, auch die Regierung erleidet dadurch große Verluste. Das ergiebt sich am augenscheinlichsten dadurch, daß, ungeachtet mehrmals wiederholter finanzieller Staatsstreiche, der Staat unaufhörlich der Schuldner irgend eines reichen Juden ist. Die römische Staatsschuld, welche sich 1831 auf 600 Millionen Franken belief, hat sich seitdem bedeutend vermehrt. Vergebens stiftete Pius VII. eine besondere Kasse zu ihrer Abbezahlung. Diese Kasse ist nicht nur seitdem immer leer geblieben, die Anleihen sind auch ziemlich rasch aufeinander gefolgt. Es ergiebt sich daraus, daß in Rom der eigentliche Mittelpunkt einer übergroßen Verschleuderung zu suchen ist. Denn Alles konzentrirt sich in Rom, zum größten Nachtheil der Provinzen. Die von dem Kardinal Gonsalvi errichtete Armensteuer, welche von jedem in der Lotterie gewinnenden Looſe erhoben wird, kommt nur einigen sogenannten Armen der Hauptstadt zu Gute. Der aus derselben Quelle herrührende Befehl, welcher allen Notaren vorschreibt, die Erblasser aufzufordern, ein Legat für die Armen zu testiren, betrifft ebenfalls nur jene Armen in Rom. Das ausschließliche Recht, Schulbücher zu drucken und zu verkaufen, gehört dem apostolischen Hospital zum heil. Michael am Ufer in Rom.

Um zur politischen Seite der Angelegenheit zurückzukehren, sagen

wir, daß, wenn in einem solchem Zustande der Dinge für den Ueberrest Italiens das nationale Mißvergnügen hauptsächlich nur aus einer Idee entspringt, diese Idee im Kirchenstaate sich überdem noch auf materielle Interessen stützt, namentlich auf das Elend der großen Masse und auf die üble Verwaltung. Aus Furcht vor der immer drohenden Staatsumwälzung, läßt sich die Regierung zu Bedrückungen verleiten, die sich auf alle und jede Weise äußern, und recht auffallend die Schwäche derjenigen bezeugen, von denen sie ausgehen. Die Inquisition ist immer bereit, in Masse zu verfolgen und zu verurtheiken. Unterstützt durch weltliche und religiöse Hilfsmittel werden die Prozesse von ihr summarisch (della via Sommaria espeditiva) verhandelt [1]).

Aehnliche Bedrückungs- und Ungerechtigkeitsbeispiele könnten noch in Menge angeführt werden. Wir wollen uns jedoch allein mit denjenigen begnügen, welche allgemein bekannt und durch die eigenen offiziellen und diplomatischen Eingestehungen der päpstlichen Regierung beurkundet sind. So heißt es u. a. in einem Zuschreiben des Staatssekretairs an die Bewohner der Romagna, datirt vom 18. März 1831:

„Der heilige Vater ist heute unterrichtet worden von Euern neuen Bedürfnissen. Er beschäftigt sich unermüdlich mit der Forschung der wirksamsten Heilmittel. Durchgreifend sollen diejenigen Verbesserungen

---

[1]) In einem summarischen Prozesse werden soviel als möglich die Förmlichkeiten der Kriminaljustiz abgekürzt. Man klagt die Individuen in Masse an und verurtheilt sie ebenso, die Todten nicht ausgenommen, wie bei Gelegenheit der Ermordung des Kardinals Rivarola, wo der Advokat Bollonai und die Lieutenants Bocci und Polante elf Monate eingekerkert blieben, in Folge der Aussage eines einzigen Zeugen, der sich durch eine versprochene Belohnung zu seiner schändlichen Handlung hatte verleiten lassen. Der ebenfalls in Rom sehr häufig vorkommende Precetto ist eine Art Polizeiverordnung, welche Jedermann verbietet, vor Sonnenaufgang und nach Sonnenuntergang sich in den Straßen sehen zu lassen. Auch darf man alsdann keine Kaffehäuser und andere öffentliche Orte besuchen. Es ist durchaus verboten, umherzugaffen. Der geringste Verstoß gegen diese Vorschriften hat eine Verurtheilung zu mehrmonatlicher Galeeren- oder Zuchthausstrafe zur Folge. Der Precetto wird nicht allein gegen einzelne Personen, sondern oft gegen mehrere hundert, ja auch tausend Individuen in Anwendung gebracht.

sein, welche Er in Ausführung zu bringen gedenkt, und ebenso sollen die Vortheile sein, welche Euch dadurch zufallen werden."

In einer Note von demselben Staatssekretär, gerichtet unterm 18. Mai 1831 an die Mark Ancona, heißt es: „Es ist dem heil. Vater sehr anlegen, diejenigen Maßregeln in Ausführung zu bringen, welche Er seinem Volke bereits verkündigt hat, und die nun verwirklicht werden sollen. Eine neue Aera wird beginnen."

Eine ministerielle, an den französischen Gesandten unterm 3. Juni 1835 gerichtete Mittheilung, deutete die vom Papste als nothwendig anerkannten Verbesserungen also an:

„Gerichtliche und Verwaltungsstellen sollen in Zukunft nicht mehr ausschließlich einer privilegirten Klasse vorbehalten bleiben und das Motu proprio Pius VII. soll nicht mehr umgangen werden. Man wird die Gemeinden auf eine Weise konstituiren, daß sie ihre örtlichen Angelegenheiten selbst zu leiten haben werden. Eine freisinnige Gesetzgebung wird den Eigenthümern die Kommunal-Aufsicht anvertrauen, ohne den Einfluß hintanzusetzen, welcher Denjenigen gebührt, die eine höhere Erziehung genossen und der Industrie sich gewidmet haben. Die Provinzen werden Verwaltungsräthe und Ausschüsse erhalten, zu denen die Munizipalräthe die Elemente und Muster zu bieten haben. Die Kontrole des öffentlichen Rechnungswesens soll gesichert, die Verminderung der Staatsschuld und eine regelmäßige Finanzverwaltung soll festgestellt werden. Eine beständige und treue Anwendbarmachung der Gesetze soll hinfort durch die Institutionen gesichert werden u. s. w."

Die Gesandten der fremden Mächte, namentlich der Frankreichs, beglückwünschte bei dieser Gelegenheit den heiligen Vater, und der Beginn der neuen Aera für Rom wurde dem gesammten Europa angekündigt. Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten Frankreichs, Marschall Sebastiani, hatte nichts Eiligeres zu thun, als der Deputirtenkammer die „Säkularisirung einer theokratischen Regierung" anzukündigen.

Am besten kann man beurtheilen, durch die nun folgenden Edikte vom 6. Juni 1831, bis zum 7. Januar 1832, auf welche Weise die neue Aera sich heranbildete. Es ergiebt sich aus diesen Edikten, daß für die Sicher-

rung einer beständigen und treuen Anwendung der Gesetze, für die regelmäßige Ordnung des Steuersystems, für die zweckmäßige Verwendung der Staatseinkünfte und für die versprochene Zulassung der nicht privilegirten Klassen zu den öffentlichen Verwaltungs- und Gerichtsstellen, durchaus nichts geschah. Vielmehr wurden in den Provinzen die bischöflichen Gerichte, mit ihrer Civil- und Kriminal-Jurisdiktion beibehalten. Ein einziger Richter (ein Geistlicher) erkennt und entscheidet in allen Civilprozessen. Er wird nicht durch den Souverain, sondern durch seinen Bischof ernannt. Auch die Kriminalrichter werden von dem Bischof erwählt und können von ihm willkürlich wieder abgesetzt werden.

In Rom bestehen noch nach wie vor die Kongregations-Gerichte, das Tribunal der Fabrike St. Peters [1]) und das Inquisitionsgericht.

Zu Rom können alle Richter abgesetzt werden. Die privilegirten Stände sind allein zu hohen Beamtungen berufen, selbst bei den Gerichten, und es gibt solche, die allein in Angelegenheiten, welche das öffentliche Einkommen betreffen, zu erkennen haben. In den Provinzen sind alle Vertreter der Regierung Prälaten, mit alleiniger Ausnahme der Romagna. Bis jetzt ist noch keine Veränderung irgend einer Art in den Gemeinderäthen und in den Delegationen eingeführt worden. Alle Abgaben und Steuern sind erhöht worden. Sie werden, wie früher, verpachtet. Dasselbe System ist auch in Betreff der Grenzzölle obwaltend. Nichts ist für die Gewerbthätigkeit, für den Ackerbau und für den öffentlichen Unterricht geschehen. Dagegen hat man die Polizei verschärft und ihren Agenten noch mehr Rechte zugestanden, als sie früher hatten.

Das gesetzliche Verfahren wurde durch ein Edikt vom 5. Oktober 1831 verändert, und zwar in der Art, daß: 1) die Prozedur ihrer

---

[1]) Dies Gericht hat die Verwendung der frommen Legate in Betreff der Seelenämter zu überwachen. Von der Fabrik St. Peters schrieb der Kardinal Luca Nachstehendes: „More piratorum et grassatorum per provincias cursitare profitentur ad proprium lucrum et extorsiones non ut opera pia impleantur.“

Regel, dem obengenannten Edikt, dem Gesetze Pius VII. von 1817, den Handelsverordnungen vom 1. Juni 1821, den Bestimmungen vom 21. Oktober und 21. Januar 1818, einem neuern Reglement und verschiedenartigen Verfügungen zu entnehmen hat. 2) Nächst der Beibehaltung des Tribunals della Fabrica und der andern Gerichte für Alles was das Staatseinkommen betrifft, ist das Privilegium so gut gewahrt, daß die geistlichen Kurien einen Prozeß zwischen Weltlichen jedesmal aburtheilen können, wenn beide Parteien dazu ihre Beistimmung ertheilen, so daß alle übrigen Personen, welche sich in die Verhandlung verflochten finden, unbedingt einem inkompetenten Gerichte sich unterziehen müssen. 3) Die Bildung der Gerichte ist sehr ungleich. In den Legationen bestehen sie aus sechs Richtern, und in den Delegationen aus drei Richtern, denen auch Kriminalsachen unterzogen werden, und Beisitzer zugegeben sind, welche zugleich als Advokaten auftreten können. Das Segnatura-Gericht besteht aus einem Kardinal-Präfekten, sieben stimmfähigen Prälaten, einem Auditor-Prälaten, einem Auditor des Kardinals und einigen berichtabstattenden Prälaten. 4) Unbeschadet der Erklärung, daß es hinfort keine speziellen (privativi) Richter mehr geben solle, besteht das Kapitol-Gericht und die der Rota beigegebenen Beamten immer fort. 5) Die Verschürzung der Förmlichkeiten hat sich noch vermehrt und somit auch die Prozeßkosten. Die Edikte Pius VII. und Leo's XII., wodurch den Unbemittelten eine wohlfeile Gerechtigkeitspflege in Streitsachen, welche nicht 50 Thaler übersteigen, zugestanden worden, bleiben gänzlich unbeachtet. 6) Die Scherereien der untergeordneten Beamten sind immer noch so schreiend, daß sie selbst durch gedruckte Kreisschreiben das ihnen angeblich Gebührende in Anspruch nehmen.

Es ist vorhin gesagt worden, daß die obere Aufsicht in der Romagna einem Weltlichen übertragen worden. Dieser führt den Titel Prolegat, um der Bevölkerung dadurch anzudeuten, daß gleichzeitig ein Legat in Petto ernannt worden. Wirklich dauerte es nicht lange, so traf in Bologna ein mit unumschränkter Vollmacht versehener Kardinal ein.

Die neue Aera, welche bereits vor 15 Jahren der europäischen Diplomatie in Rom, und durch diese allen Staatsregierungen ange-

kündigt worden, hat also nicht begonnen. Es steht dem neuen Papste frei, die neue Aera von sich aus zu datiren, wenn er es wagen darf, von der geheimen Vormundschaft sich zu befreien, unter der sein hochbegabter Vorgänger so lange gestanden hat."

Geografische Entdeckungen.

Die wirklichen Quellen des Nils.

In der Sitzung der geografischen Gesellschaft zu London, am 28. Dezember v. J. unter dem Vorsitze des Lord Colchester, wurde eine sehr umfangreiche Abhandlung des Dr. J. C. Beke [1]), über den Nil, vorgelesen. Die Literarische Zeitung von London spricht sich in ihrer Nummer vom 1. Januar d. J. über diesen Gegenstand also aus:

„Das Dunkel, welches so lange über den Quellen des Nils schwebte, ist nun durch die Bemühungen des Dr. Beke größtentheils aufgehellt. Eine genaue Prüfung der älteren und neueren Schriften über die Nilquellen, dazu seine eigene genaue Bekanntschaft mit dem von dem bedeutendsten Nebenflüssen des großen Stroms bewässerten Lande, hat ihn in den Stand gesetzt, uns eine so klare und befriedigende Lösung der Frage zu geben, daß späteren Forschern wohl nur wenig zu thun übrig bleibt. Wir berühren in Folgendem nur die Hauptpunkte dieser interessanten Abhandlung. Der Reisende folgt

[1]) Dr. Beke ist derselbe „wohlunterrichtete Reisende" (wie ihn C. Ritter in seiner Schrift: „Ein Blick in das Nilquelland." Berlin 1844) nennt, der durch seine Reisebeschreibung über Abyssinien bekannt ist.

zuerst aufwärts dem Takazze, dem Astaborus des Ptolemäus, und beschreibt genau seine verschiedenen Zuflüsse; dann an den Nil zurückkommend folgt er diesem bis zur Vereinigung des blauen und weißen Flusses. Den Bahr el Asrek, oder blauen Fluß, hinaufgehend, kommt er an eine Stelle, wo Caillaud den Hessenn aus Südost strömen läßt."

Dr. Beke beweist, daß dieses der Abai Abyssiniens ist. Zugleich zeigt er, daß der von Russegger als der obere Lauf des Bahr el Asrek beschriebene Fluß wirklich der Dedhesa ist, ein Fluß, welchen Beke zuerst kennen lehrte, und den er jetzt mit dem Takui identificirt; letzterer Fluß war von Dr. Barros als der große westliche Arm des Nil bezeichnet, unter welchem Namen die Portugiesen den blauen Fluß verstanden, da ihnen der weiße Nil oder Bahr el Abiadh gänzlich unbekannt war. Der angebliche Fluß Hababia, der auf einigen neueren Karten verzeichnet steht, und von einigen Geografen entweder für den oberen Theil des Kilimaney (Quilimaé) oder für den Bahr el Abiadh gehalten wurde, wird von Dr. Beke als identisch mit dem obenerwähnten abyssinischen Abai nachgewiesen, welchen die Giugas Abbaja nennen. Beke bespricht zunächst den Fluß Maleg, der von Fernandes im Jahr 1613 auf seinem Wege nach Enarea überschritten wurde; er zeigt, daß Bruce den von diesem Jesuitenmissionär eingeschlagenen Weg ganz mißverstanden.

„Nachdem der Verfasser das hydrografische Becken des blauen Flusses erschöpfend besprochen, thut er, bevor er die Erörterung des Bassins vom weißen Nil übergeht, den Ausspruch: „Ob wir die relative Größe der beiden Ströme, die Richtung ihrer resp. Flußbette oder das Volumen ihrer Gewässer betrachten; ob wir die Meinungen der alten Erdbeschreiber oder die neueren Reisenden zu Rathe ziehen, oder die Angaben von Eingebornen, die mit beiden Flüssen bekannt — das Ergebniß ist das nämliche: der Bahr el Abiadh oder weiße Nil ist der Hauptstrom, der Bahr el Asrek der Nebenfluß."

Mineralogiſche Berichtigung.

Kommt das Flußgold aus dem Gebirge?

Es iſt eine ſehr allgemeine Meinung, daß die Flüſſe darum Gold führen, und es an verſchiedenen Orten abſetzen, weil ſie durch Gebirge laufen, die Golderze enthalten und die Steine zerſetzen, in denen es ſich befindet. Ein ſcheinbarer Grund zu dieſer Behauptung iſt auch dieſer, daß nach einer Ueberſchwemmung die Goldwaſchung reicher ausfällt, gleich als wenn bei hohem Gewäſſer der Fluß eine größere Quantität dieſes edlen Metalls mit ſich brächte.

Die großen Mineralogen Brogniart, Delius, de Born und die Turiner Akademiker Bobilant, Balbo, Giulio und Boſſi haben jedoch ſonnenklar bewieſen, daß das Gold, welches man aus den Flüſſen wäſcht, dem Erdreiche ſelbſt angehöre, das von ihren Wellen beſpült wird. In der That haben wir mehre Beiſpiele von gediegenen Goldblättchen, die in Erdſtrichen zerſtreut gefunden wurden, bei welchen keine Urſache vorhanden iſt, zu glauben, daß ſie von Flüſſen oder auch laufenden Gewäſſern dort abgeſetzt worden ſeien, und daß ſie ſolche aus den im Gebirge befindlichen Goldwerken abgeriſſen hätten.

Die Betrachtung der lombardiſchen Naturforſcher iſt dem Endzweck angemeſſen, nämlich daß die Adda von den ſo hohen Wormſer- und Nilſſer-Jochen herabſtürzt, das lange Veltlin durchſchneidend, das große Thal des Comoſees anfüllt und erſt bei Lecco ſich herauswälzt; nun aber geſchieht die Goldwaſcherei weit unterhalb dieſes Städtchens, nämlich erſt nachdem der Fluß ganz langſam alles Materiale, das er aus den Bergen mitgebracht, und mithin auch das Gold als das

schwerste aus allen Steinen in die Tiefe des Sees abgesetzt hat. Niemals noch hat man von Goldblättchen gehört, die man bei Worms, Tirano, Sondrio, Marbegno oder andern Ortschaften, die die Adda bespült, bevor sie sich in das große Seebecken stürzt, gefunden hätte, obwohl diese den Bergen, woher sie kömmt, sehr nahe gelegen sind. Die nämliche Beurtheilung kann man auch in Hinsicht des Goldes machen, das man in Ticino wäscht, nur substituirte man den St. Gotthardt und das Livinerthal, dem Wormser-Joch und dem Veltin und dem Lago Maggiore, dem Comosee. Man muß also sagen, daß die Gewässer dieser Flüsse das Gold weder aus den Bergen, die sie durchlaufen, mitbringen, noch daß sie es in die Ebene solches an den Orten, wo es vorhanden ist und wo es einstens in der Urzeit abgesetzt worden war, aufdecken und an den Tag bringen. Sowohl das Gold, als der Sand, mit dem es vermischt ist, sind in der That der Satz von Anschwemmung, aber von uralter Anschwemmung, die in sehr entfernten Epochen Statt gefunden, und die Bruchstücke von zerstörten Bergen dem Meere zugeführt hatten, die folglich den gegenwärtigen Lauf der Flüsse und der jetzigen Gestaltung der Erdoberfläche weit vorgegangen sind. Von diesem Golde und Sande kann man das nämliche sagen, was von der unglaublichen Menge der Rollsteine, die auf eine Ebene von einer so großen Ausdehnung von Ticino bis Vicenza und noch weiter fast horizontal ausgebreitet wurden.

Aus dem Gesagten ist nun leicht zu erklären, warum öfters ein Fluß Gold geliefert und dann später damit aufgehört habe. Es darf nur der Fleck, wo der Sand sich vorgefunden, ganz ausgewaschen worden sein, oder der Fluß einen andern Lauf genommen haben, der das Wasser verhindert, über solche goldhaltige Stellen zu fließen und sie aufzudecken, und alsobald hat die Goldernte nachgelassen. Um nur unter hundert zwei einzige Beispiele aufzuführen, genüge zu wissen, daß nach der Erzählung des Grafen Rasoumovsky zu Wien bei Grabung von Ziehbrunnen zu Raggendorf und um Granesdorf, dann in der Leopoldstadt nicht wenig Gold in Blättchen gefunden ward, aber dieses seit langer Zeit verschwunden sei. So führt auch d'Aubissan in seiner Geognosie an, daß man einstens aus dem Sande der Ebene bei Pamiers

im Arriege-Departement eine große Quantität Gold mittelst der Waschung gewann und alljährlich ungefähr 49 Kilogramme, welche 130,000 Franks betrugen, an die Münze zu Toulouse abgeliefert habe. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts hab es angefangen, sich zu vermindern, und jetzt haben die Nachsuchungen ganz aufgegeben werden müssen.

Literarische Korrespondenz.

Mainz, im April 1847.

Es gereicht dem Referenten zu besonderem Vergnügen, den Freunden der Sprachwissenschaft berichten zu können, mit welcher interessanten literarischen Arbeit gegenwärtig Dr. Anton Schmitt, zu Mainz, der, wie sich ein ausgezeichneter Gelehrter über denselben äußerte, „mit edler Begeisterung neue Wege für die Sprachforschung anzubahnen strebt," beschäftiget ist.

Nach einem, mit Frühlings Anfange vollendeten Entwurfe versucht Herr Schmitt, zum Zwecke der Darstellung des dynamischen Ursprunges und des qualitativen Gehaltes der Wörter, von den Lebensäußerungen der die Urmenschen umgebenden sinnlichen Naturdinge auf die Ursprache der Menschheit überzugehen und von dieser Ursprache aus den Entwickelungsgang der menschlichen Sprachen in drei Abschnitten oder Perioden bis zu deren vollen Ausbildung zu verfolgen. In so weit Ref. Gelegenheit gehabt, über die Wege der Forschungen des Hrn. Schmitt Kenntniß zu erhalten, ist dieser einzig durch Beobachtung der Natur im Wege der Vergleichung des menschlichen Nachahmungstriebes in der objectiven Auffassung und Nachbildung der Naturgegenstände und ihrer Bewegungen oder Thätigkeiten und Ei-

genschaften zur Erkenntniß des der Urmenschheit verständlichen Ausdruckes des Naturlebens und zugleich zu dem der menschlichen Ursprache gelangt. Hiernach unterscheidet Hr. Schmitt auch Naturſprache von Urſprache. Unter Naturſprache verſteht er die Sprache, in welcher die Natur gleich einem denkenden und ſprechenden Individuum ihr inneres und äußeres Leben ihren Kindern kundgibt; Urſprache dagegen iſt ihm die Sprache, welche die Natur- oder Urmenſchen, im unmittelbaren Verkehre mit der Mutter Natur, durch Nachahmung und Nachbildung deren Lebensäußerungen in körperlichen Bewegungen oder Gebärden und gleichzeitig in articulirten Lauten abgelernt haben. Die menſchliche Urſprache iſt alſo die erſte Ueberſetzung der Naturſprache in die körperlichen Bewegungen oder Geſticulationen und articulirte Laute des Menſchen, wobei jene durch dieſe zum Zwecke der Verſtändlichmachung begleitet und unterſtützt werden, ſo daß die Urſprache der reine lebendige Abdruck der Naturgemälde iſt. Der Verf. verſetzt ſich ganz in den Zuſtand der Urmenſchen an die Wiege unſeres Geſchlechtes, wo Alles um ſie her Natur und wieder Natur iſt, wo nicht ſowohl die organiſchen Weſen als Thiere und Pflanzen als auch die lebloſen Naturdinge und ſelbſt die Elemente mit Seele und organiſchem Leben erſcheinen.

Die drei großen Entwicklungsſtufen, welche nach der Anſicht des Hrn. Schmitt die Sprachengeſchichte durchlaufen hat, ſind dieſe.

Die erſte Periode der Entwickelungsgeſchichte der menſchlichen Sprache beginnt mit den körperlichen Bewegungen oder Gebärden, wodurch die Naturdinge, ihre Eigenſchaften und Bewegungen ſichtbar nachgebildet und nachgeahmt werden. Dieſe Zeichen der Mittheilung werden mehr oder minder von homogenen articulirten Lauten als hörbaren Nachahmungen begleitet und unterſtützt. Als nach und nach dieſe Doppelſprache mittelſt ſichtbarer und hörbarer Zeichen (Wortwurzeln) auf ſolchen Standpunct der Vervollkommnung gekommen iſt, daß die Urmenſchen anfingen, bei der Tonſprache der Geſticulationen zu entbehren d. h. der Gebärden weniger zu bedürfen; begann die zweite Periode der Entwicklungsgeſchichte der Sprache.

Im Verlaufe der zweiten Periode arbeitete ſich die Tonſprache

zur völligen Unabhängigkeit von der Gebärdensprache hinauf bis auf den Standpunct, wo die Sprache die auf ihrer ersten Entwickelungsstufe zur Nachbildung der Naturgemälden formirten Wortwurzeln zu Wortstämmen entwickelt hat. Auf dieser Stufe haben Laute und Gebärden die Partien gewechselt und die Tonsprache wird jetzt zum Zwecke der Mittheilung von der Gebärdensprache begleitet und unterstützt. In diesem Moment beginnt die dritte Periode der Sprachentwicklung.

In der dritten Periode dauert aber die Unterstützung der Ton- oder Wortsprache durch Gesticulationen so lange fort, bis die Tonsprache die Wortstämme durch Flexionsbildungen zur Bezeichnung der Verhältnisse und Beziehungen der sinnlichen Anschauungen des Raumes (am Nomen) und der Zeit (am Verbum) zu bestimmten Redetheilen ausgebildet und so einen förmlichen Sprachorganismus, wie ihn der Hr. Schmitt in seinen Organismen der lat. und griech. Sprache dargestellt, geschaffen hat.

Gelingt unserm eifrigen Forscher auch die historische Ausführung des angedeuteten Entwurfes durch Belege aus den Sprachen selbst, so dürfen wir die Erscheinung des Werkes unstreitig als den größten Gewinn begrüßen, der je der Sprachwissenschaft gebracht worden ist.

Möchte übrigens Hr. Dr. Schmitt bei seinem fortgesetzten rühmlichen Streben für Wahrheit und Wissenschaft recht bald die ihm gebührende Anerkennung finden, und nicht erst nach seinem Tode mit dem Preise gekrönt werden, den er schon im Leben verdient.

M . . . er.

Mannigfaltigkeiten.

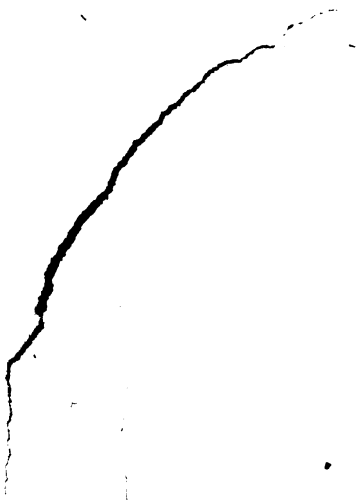
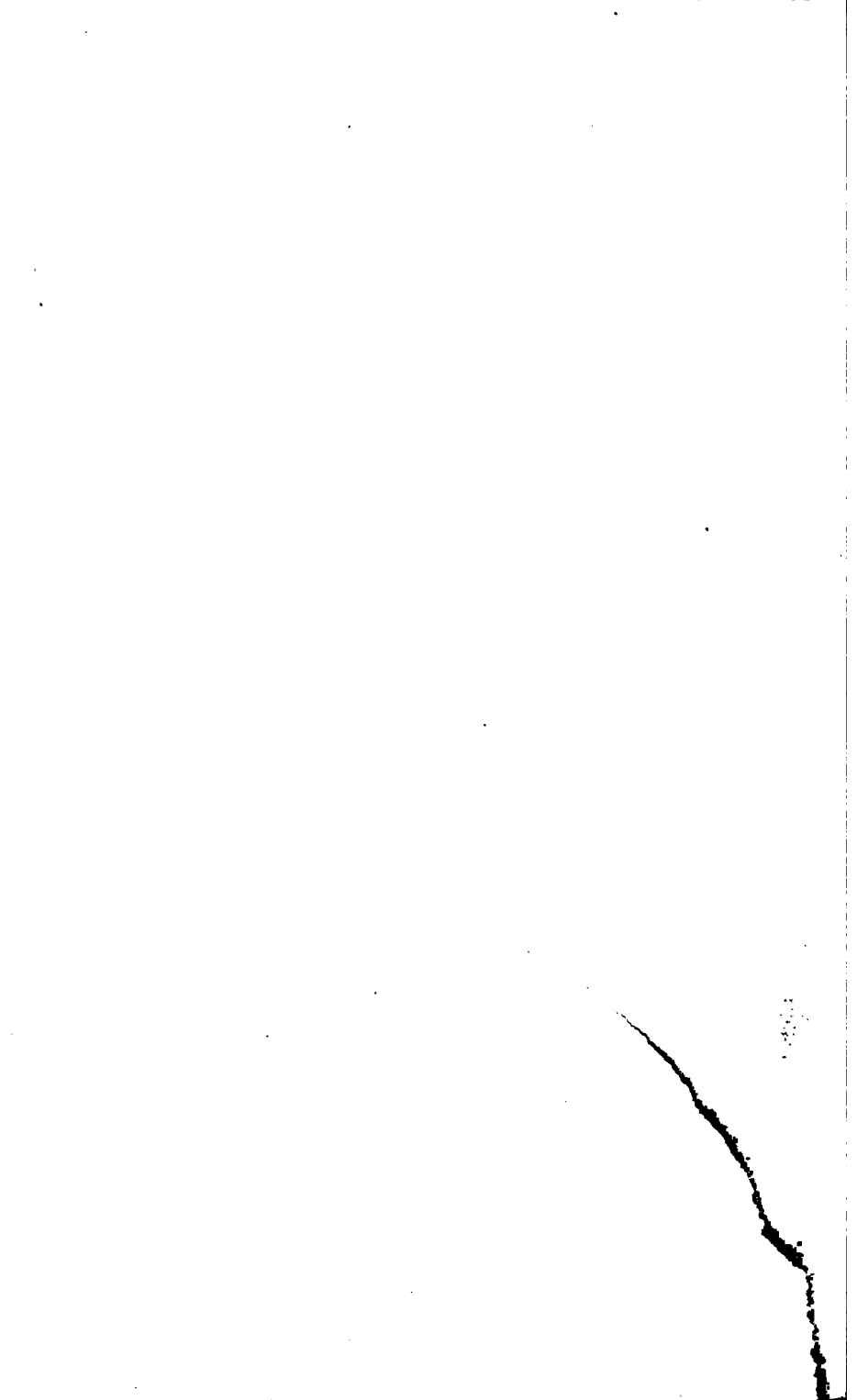
Diokletians Palast in Salona.

Die Nachgrabungen in der einst so glänzenden Hauptstadt Dalmatiens, Salona, vorzüglich auf dem Puncte, wo der Palast des Kaisers Diokletian (das Palatium, jetzt Spalato oder Spalatro genannt) stand, haben unter der umsichtsvollen Leitung Carraras sehr ergiebigen Fortgang genommen. Ihr Zweck ist ein doppelter: die Topographie des alten Salona ins Klare zu bringen und dabei, von der Bewohntheit des Ortes ausgehend und geleitet, antike Kunstdenkmale aufzufinden. Professor Carrara hat im Jänner 1846 die Ausgrabungen bei den alten Umfangsmauern beginnen lassen, und es sind auf diese Weise die Ruinen von 43 Thürmen sammt den sie verbindenden Mauern zum Vorschein gekommen, deren Bauart über die Befestigungskunst der Alten und ihre Benützung in der Barbarenzeit neue Aufschlüsse gibt. Während ein Theil der Arbeiter die Spur der Umfangsmauer weiter verfolgt, enthüllt der Spaten der andern eine vom entdeckten Stadtthor nach dem Innern führende gepflasterte Straße sammt der daneben laufenden Wasserleitung, und man befreit ein Bad und die Ueberreste eines achteckigen Marmortempels von Schutt und rankendem Gestrüpp. Daran soll sich nach und nach die Entdeckung der übrigen Tempel, Basiliken, Thermen und Prachtgebäude der gefeierten Residenz Diokletians anreihen. Was bis jetzt an Erz- und Marmorbildwerken, Mosaiken, Münzen, Inschriften ꝛc. gefunden wurde, berechtigt zu schönen Erwartungen, besonders für den Zeitpunct, wenn die Ausgrabungen, welche sich gegenwärtig mehr in dem vor allem auszu-

mittelnden Umkreise der Stadt bewegen, einmal dem Mittelpuncte derselben näher rücken werden.

Zur Statistik Böhmens.

Nach der diesjährigen Volkszählung hat Böhmen: 289 Städte, 278 Märkte, 12,079 Dörfer, 589,986 Häuser und eine Bevölkerung von 4,589,436 Seelen, darunter 4377 Geistliche, 2275 Adelige und 10,315 Beamte. Die männliche Bevölkerung beträgt 2,204,482, die weibliche 2,384,954 Individuen. Die Zunahme seit 1843 beträgt 132,316 Seelen.

Eine elektrische Uhr.

Herr Boin ist Erfinder einer elektrischen Uhr, welche ihre bewegende Kraft durch electrische Strömungen in der Erde erhält. Er hat aber auch eine andere Art von Uhren erfunden, deren Gewerk in Glasgow und deren Pendel in Edinburgh ist, welche Verbindung mittelst eines längs der Eisenbahn fortlaufenden Telegraphen hergestellt ist. Die Uhr ist im Stationshause zu Glasgow — der Pendel im Stationshause zu Edinburgh, eine Entfernung von 46 engl. Meilen, und die Maschinerie geht in Glasgow nach den Schwingungen des electrischen Pendels in Edinburgh. Der Gemeinderath von Venedig, durchdrungen von der Nothwendigkeit eines richtigen Uhrenganges hat den Prof. Wülterstorf mit Ausführung dieser Aufgabe beehrt. Dieser hat nämlich die Electricität gewählt — jener Kraft, welche die größten Räume in der kürzesten Zeit zurücklegt. Er will demnächst seine Erfindung ins Leben treten lassen, welche, in Kürze gesagt, mit der früher erwähnten identisch ist. Er stellt eine Pendeluhr auf, die auf der Sternwarte geregelt wird und welche mittelst eines electro-magnetischen Stromes mit einer, auf dem St. Markusthurm zu errichtenden Schlagglocke in unmittelbarer Verbindung stehen wird.